



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Zeichen des Wandels

Über Veränderungen in
institutioneller heilpädagogischer Arbeit

Verfasserin

Elke Ravelhofer

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im Jänner 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt:
Studienrichtung lt. Studienblatt:
Betreuerin / Betreuer:

A 297
Pädagogik
Dr. Gottfried Biewer

Danksagung

An dieser Stelle möchte ich mich bei allen bedanken, die mich während des Studiums begleitet und unterstützt haben. Für eine „spätentschlossene“, berufstätige Studentin, die noch dazu in Linz und nicht in Wien wohnt, ist ein besonderes Netzwerk wichtig um alles unter einen Hut zu bringen. Danke an alle, die dazu etwas beigetragen haben.

Mein besonderer Dank gilt:

Meinen Eltern - ihr habt die Basis gelegt, eure Kinder immer wieder dazu ermutigt, nie aufzuhören zu lernen. Danke für euer Verständnis und eure liebevolle Unterstützung.

Karin und Robert – ohne euch wäre ein Studium in Wien nicht möglich gewesen. Danke für die wunderbare Möglichkeit des „Zweitwohnsitzes“ in Währing.

Andrea und Dorly – den Meisterinnen der Sprache. Danke fürs Korrekturlesen und Zeitnehmen.

Ilse & der Damenrunde, David, Monika, Claudia und Wolfgang – für eure Unterstützung, Mithilfe und Ermutigung.

Oma und den Schwabs – fürs Mit(er)leben.

Meinen StudienkollegInnen – fürs Netzwerken und Austauschen.

Meinen KollegInnen in der Schule – für die Flexibilität und das Entgegenkommen.

Dr. Gottfried Biewer – für die Betreuung der Arbeit.

Dr. Josef Fragner – er hat den Stein ins Rollen gebracht.

Erklärungen

In der vorliegenden Arbeit wird die Schreibweise mit Binnen – I verwendet um die Ausgewogenheit der Geschlechterrepräsentation zu gewährleisten. Ausnahmen bilden historische Zitate oder Bezugnahmen auf geschichtliche Texte, die eine eindeutige Einordnung zulassen.

Apostrophiert und normal gesetzt sind Wörter oder Wortgruppen zum Zweck der Heraushebung, besseren Verständlichkeit oder Textstrukturierung.

Apostrophiert und kursiv gesetzt sind wörtliche Zitate.

Auslassungen in Zitaten werden durch eine runde Einklammerung (...), Einsetzungen durch eckige [] gekennzeichnet

1	Einleitung und Problembegegnung.....	10
1.1	Erkenntnisinteresse.....	10
1.2	Zielsetzung.....	11
2	Begriffsdefinitionen	13
2.1	Heilpädagogik	13
2.2	Behinderung.....	18
2.3	Geistige Behinderung.....	22
2.4	Institution.....	31
3	Zu Begrifflichkeit und Sprache.....	36
3.1	Zur Begrifflichkeit	36
3.2	Sprache.....	37
3.2.1	Terminologie.....	38
3.2.2	Kommunikation.....	40
3.3	Anmerkungen zum Begriff „Paradigma“ in der Heilpädagogik	41
4	Gesellschaftliche Veränderungen im Umgang mit (geistiger) Behinderung 44	
4.1	Geschichtliche Rahmenprozesse.....	45
4.1.1	Stigmatisierung.....	45
4.1.2	Institutionalisierung.....	46
4.1.2.1	Voraussetzungen der Institutionalisierung	46
4.1.2.2	Anfänge der Institutionalisierung.....	47
4.1.2.3	Institutionen für Menschen mit geistiger Behinderung	48
4.1.2.4	Tendenzen im 19. Jahrhundert	49
4.1.3	Eliminierung.....	51
4.1.3.1	Die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg.....	51
4.1.3.2	Weltanschauliche Grundgedanken	52
4.1.3.3	Menschen mit Behinderung im Nationalsozialismus	53
4.2	Normalisierung.....	54
4.2.1	Die Zeit nach 1945	54
4.2.2	Bewahrung von Altem.....	55
4.2.3	Normalisierung als Leitprinzip.....	56
4.2.4	Aufbruch zu Neuem.....	57
4.2.4.1	in der Wissenschaft.....	57
4.2.4.2	bei den Menschen (mit Behinderung)	58
4.3	Deinstitutionalisierung.....	61
4.4	Empowerment / Selbstbestimmt Leben.....	63

4.4.1	Rahmenbedingungen	63
4.4.2	Selbstbestimmung und Empowerment – zwei Begriffe.....	65
4.4.3	Aspekte der Realisierung.....	67
4.5	Aktuelle Aspekte	69
4.5.1	Integration.....	69
4.5.2	Inklusion	71
4.5.3	Disability Studies	73
4.5.4	Neue Brennpunkte.....	75
5	Sichtweisen und Handlungsmodelle.....	77
5.1	Sichtweisen von Behinderung.....	77
5.1.1	Individualtheoretische Perspektive	78
5.1.2	Sozialtheoretische Perspektive.....	79
5.1.2.1	Soziologisch - interaktionistische Aspekte	80
5.1.2.2	Aspekte des Selbst	82
5.2	Handlungsmodelle	83
5.2.1	Hierarchische Orientierung.....	84
5.2.1.1	Medizinisches Modell.....	84
5.2.1.2	Caritatives Modell.....	84
5.2.1.3	Rehabilitatives Modell	85
5.2.1.4	Exorzistisches Modell.....	85
5.2.2	Nicht - hierarchische Orientierung im Interaktionsmodell.....	86
5.3	Innovative Parameter	86
5.3.1	Klassifikationsmodell der OECD.....	86
5.3.2	ICF.....	87
5.3.2.1	Körperfunktionen , Körperstrukturen	90
5.3.2.2	Aktivität und Partizipation.....	90
5.3.2.3	Kontextfaktoren.....	91
5.4	Rechtliche Rahmenbedingungen und Deklarationen	91
6	Das Diakoniewerk Gallneukirchen.....	95
6.1	Geschichtlicher Hintergrund.....	95
6.1.1	Anfänge bis 1940.....	96
6.1.2	1940 bis 1945	96
6.1.3	1945 bis 1985	97
6.1.4	1985 bis 2008	98
6.2	gegenwärtige Situation.....	99

6.2.1	Organisation und Aufbau	99
6.2.2	Strukturen für Menschen mit Behinderung	100
6.2.2.1	Leitziele Behindertenhilfe	100
6.2.2.2	Konkrete Angebote	101
7	Forschungsintention	104
8	Methode.....	104
8.1	Methodenfindung	104
8.2	Methodenidentifizierung	105
8.2.1	Forschungsregeln.....	105
8.2.2	Entdeckungsstrategien	108
8.2.3	Prinzip des Dialogs.....	108
8.2.3.1	Textbeobachtung	108
8.2.3.2	Textexperiment	109
8.2.3.3	Strukturfindung und -analyse	109
8.2.4	Prüfverfahren.....	110
9	Datenmaterial	112
9.1	Darstellung des Textmaterials.....	112
9.1.1	Textsammlung – Grundsampl.....	112
9.1.2	Arbeitssampl.....	113
10	Zum Forschungsverlauf	117
10.1	Wie werden Menschen mit geistiger Behinderung benannt?	117
10.1.1	Textbefragung / Erstes Textexperiment.....	117
10.1.2	Ordnung von Entsprechungen, Gruppierung von Ähnlichkeiten..	117
10.1.3	Deskription der Ergebnisse (erster Analyseschritt).....	119
10.1.4	Untersuchung der Gruppen auf Gemeinsamkeiten hin, Finden von subsumierenden Überschriften	121
10.1.5	Resümee bezüglich Benennungen.....	123
10.2	Mit welchen Eigenschaften werden Menschen mit geistiger Behinderung beschrieben / mit welchen Attributen belegt?	124
10.2.1	Textbefragung / Erstes Textexperiment.....	124
10.2.2	Ordnung von Entsprechungen, Gruppierung von Ähnlichkeiten	124
10.2.2.1	Erstordnung	124
10.2.2.2	Modifikation der Ordnung.....	128
10.2.3	Deskription der Ergebnisse (erster Analyseschritt).....	132

10.2.4	Untersuchung der Gruppen auf Gemeinsamkeiten hin und Finden von subsumierenden Überschriften.....	138
10.2.5	Resümee bezüglich Attribuierungen.....	141
10.3	Welche Tätigkeiten / Aktivitäten von Menschen mit geistiger Behinderung werden erwähnt?.....	143
10.3.1	Textbefragung / Erstes Textexperiment.....	143
10.3.2	Ordnung von Entsprechungen, Gruppierung von Ähnlichkeiten..	143
10.3.2.1	Erstordnung	143
10.3.2.2	Modifikation der Ordnung.....	147
10.3.3	Deskription der Ergebnisse (erster Analyseschritt).....	153
10.3.4	Untersuchung der Gruppen auf Gemeinsamkeiten hin, Finden von subsumierenden Überschriften.....	166
10.3.5	Resümee bezüglich Aktivitäten / Tätigkeiten	169
11	Abschließendes zu den Ergebnissen.....	171
12	Literatur.....	180
13	Abbildungen.....	193
14	Quellentexte.....	193
15	Anhang A – Quellentexte.....	194
15.1	Text A.....	194
15.2	Text B.....	195
15.3	Text C	196
15.4	Text D	197
15.5	Text E.....	199
15.6	Text F	201
15.7	Text G	203
16	Anhang B – Textbefragungen.....	205
16.1	Textbefragung Text A.....	205
16.2	Textbefragung Text B.....	207
16.3	Textbefragung Text C	208
16.4	Textbefragung Text D	208
16.5	Textbefragung Text E.....	210
16.6	Textbefragung Text F.....	213
16.7	Textbefragung Text G	215
17	Anhang C - Abstract / Lebenslauf.....	218

1 Einleitung und Problembegegnung

1.1 Erkenntnisinteresse

Im Verlauf meiner Praxiserfahrungen in der Arbeit mit Menschen mit geistiger Behinderung seit den späten 1980ern war ich meist in Großinstitutionen bzw. in ihnen räumlich und organisatorisch eng verbundenen Schulen beschäftigt oder absolvierte an diesen Orten Praktika. Während des Zeitraums der Begegnung mit derartigen Einrichtungen zeigte sich ein starker Wandel. In den Bedingungen und Ansprüchen in Bezug auf die Arbeit in diesem Bereich gingen gesellschaftspolitisch und fachtheoretisch grundsätzliche Veränderungen vor sich. Ein Spannungsfeld tat sich auf. Die gewachsenen Strukturen und ihre eingeschliffenen Wege auf der einen Seite und das auf Neues hinzielende Aufgeben von Bekanntem gingen Hand in Hand. Von einem freiwilligen sozialen Jahr, über Praktika in Therapiestationen hin zur Ausbildung zur Sonderschullehrerin und zum Studium der Heilpädagogik verdichtete sich ein Gesamteindruck von Zusammenhängen zwischen theorieorientiertem, fachdisziplinärem Hintergrund(wissen) und ausgeübtem, gelebtem Umsetzen im (Berufs)alltag, wobei dieser Konnex immer wieder mein persönliches Interesse hervorrief und - ruft. Aus diesem Grund ergibt sich auch die Präferenz für die Thematik.

Die vorliegende Arbeit soll jedoch nicht *„aus einer nekrophilen Perspektive, die sich dem Unlebendigen und dem Zergliedern verschreibt“* (Klein 2004, 15) heraus verfasst werden. Anhand der Analyse, die Historisches mit einschließt, soll eher der Blick auf ein sich in Bewegung und Entwicklung befindliches Fach gerichtet werden. Auch *„die Wechselbeziehung von vorauseilenden oder nachwirkenden Ideen gegenüber den realen Verhältnissen“* (Bleidick 2001, 11) kommt hier zum Tragen.

Die Veränderung von *„der Bezogenheit auf den Defekt hin zum Menschen in seiner sozialen Situation“* (Klein 2004, 16) im Textkleid, dies zu zeigen ist Anliegen der folgenden Seiten.

Klein drückt es auch sehr treffend aus, indem er meint: *„Dadurch kann das Vergangene in der Gegenwart neu wahrgenommen und unter veränderten Bedingungen gedacht werden.“* (Klein 2004, 19).

Mikrologische, d.h. im Kleinen sichtbare, Aspekte einer prozesshaften Orientierung, die sich an Ausschnitte richten und so Allgemeines und Subjektives zu verbinden suchen, prägen die Forschungsarbeit (vgl. Jakobs 2004, 31ff.; Stahlmann 2004, 55). Das „Herunterbrechen“ des Makrokosmos „Perspektivenwechsel“ auf den Mikrokosmos „Text“ ist Thema der folgenden Arbeit. Denn im Kontext großer Umbrüche zeigt sich, dass *„während die Proklamation (...) relativ flott von statten geht, (...) Konkretisierungsversuche alsbald rasch auf (...) Strukturen (stoßen), innerhalb derer damit eine mühsame Auslegungsarbeit ansteht.“* (Kobi 2006, 127).

1.2 Zielsetzung

Die Forschungsintention war durch einige Parameter vordeterminiert. Es sollte ein Vergleich diachroner Berichte über Menschen mit geistiger Behinderung in institutionsspezifischen Texten, in diesem Fall einer Zeitschrift, angestellt werden. Veränderungen von Aspekten institutioneller heilpädagogischer Arbeit, Zeichen des Wandels, sollten durch die Analyse der Texte herausgearbeitet und veranschaulicht werden.

Aufgrund der Wahl der Forschungsmethode kann insofern nur von einer Forschungsintention gesprochen und nicht von einer vorformulierten Forschungsfrage bzw. vorformulierten Kriterien ausgegangen werden, als die gewählte qualitativ - heuristische Textanalyse prozessfokussiert ist und sich dezidierte Fragen zu den Forschungsobjekten erst im Verlauf der Untersuchungen ergeben.

Die Arbeit weist folgende Gliederung auf. Nach Abklärung der Schlüsselbegriffe folgt ein Abschnitt mit Anmerkungen zur Sprache im heilpädagogischen Kontext. Daran schließt ein Part an, der sich mit historischen Veränderungen im gesellschaftlichen Umgang mit Menschen mit (geistiger) Behinderung beschäftigt. Sichtweisen und Handlungsmodelle in der Heilpädagogik werden in den darauf folgenden Kapiteln dargestellt. Es werden auch Bezüge zu neuen

Orientierungsparametern und rechtlichen Rahmenbedingungen hergestellt. Schließlich erfolgt nach einer Präsentation des Evangelischen Diakoniewerks Gallneukirchen als beforschter Einrichtung eine Beschreibung der angewendeten Forschungsmethode. Die Darstellung und Bearbeitung des Textmaterials, seine Analyse und die sich daraus ergebenden Erkenntnispunkte und Schlussfolgerungen beschließen die Arbeit.

2 Begriffsdefinitionen

2.1 Heilpädagogik

Drei Zitate sollen zunächst helfen den Terminus „Heilpädagogik“ näher zu beschreiben.

Speck subsumiert unter dieser Bezeichnung *„eine spezialisierte Pädagogik, die von einer Bedrohung durch personale und soziale Desintegration ausgeht, und bei der es im Besonderen um die Herstellung oder Wiederherstellung der Bedingungen für eigene Selbstverwirklichung und Zugehörigkeit, für den Erwerb von Kompetenz und Lebenssinn, also um ein Ganz-werden geht, soweit es dazu spezieller Hilfen bedarf.“* (Speck 2003, 59).

Kerkhoff führt an: *„Heilpädagogik orientiert sich an ganzheitlicher Sichtweise (...) des Menschen und seiner Welt, betont die ökologische Denkweise und eine interdisziplinär komplementäre wissenschaftliche Arbeit. Sie fordert mehr Berücksichtigung der Lebenszusammenhänge und Chancen für die Selbsthilfe behinderter Menschen.“* (Kerkhoff 1992, 274).

Mit Stahlmann soll ein letztes Zitat gegeben werden. Dieser versteht Heilpädagogik *„als kommunikationskulturelles System (...), in welchem durch die Fokussierung auf die scheinbar geringsten in Wirklichkeit aber wichtigsten Momente pädagogischen Argumentierens und Handelns eine Vernetzung von Person und System, Biographie und Begriff, Individuum und Struktur, Subjektivität und Objektivität stattfindet.“* (Stahlmann 2004, 48f.).

Sowohl in der historischen als auch in der aktuellen Betrachtung zeigt sich jedoch immer wieder, *„dass die Heilpädagogik oft Schwierigkeiten mit ihrer Eigendefinition als Disziplin hatte und hat“* (Haeberlin 2005, 12) (vgl. auch Feuser 2000, 146).

Von Georgens und Deinhardt 1861 erstmals als Begriff etabliert (vgl. Speck 2003, 46 f.; 2006, 92), war Heilpädagogik im Sinne der beiden Wissenschaftler ein Teil der Pädagogik, als solcher aber auch als Bindeglied der Pädagogik hin zur Medizin zu verstehen. Die Heilpädagogik sollte die Kooperation zwischen den Fachleuten dieser Bereiche unterstreichen und nicht in die Rolle einer

untergeordneten „Handlangerwissenschaft“ der Medizin verwiesen werden (vgl. Klein 2004, 15; Speck 2003, 46 - 51). Es sollte demnach also auch keine Heilpädagogik im Sinne einer „*Medico - Pädagogik*“ installiert werden (vgl. Haeblerlin 2005, 23 f.).

Ihnen ging es um „*ein verfeinertes und gründliches methodisches Bewusstsein und vertieftes erzieherisches Handeln*“ (Klein 2004,15), das sie aber immer als Teil der allgemeinen Erziehung sahen. Besonderungen beschränkten sich ihrer Meinung nach auf pädagogische Inhalte nicht auf Strukturen (vgl. Mühl 2003, 47). Ein Grundanliegen der Ganzwerdung wohnt dieser Auffassung quasi per se inne. Speck hebt auch den dadurch ausgedrückten „*positiven Auftrag*“ hervor „*von Zerteilung (...) bedrohtes Leben (...) in sinnvolle Zusammenhänge zu führen*“ (Speck 2003, 19).

Diese Tatsache widerspricht nun der Begriffskritik, die in der Vorsilbe „heil“ die Auffassung vertreten sieht, es handle sich um eine Art der Fehlerbehebung (vgl. Kerkhoff 1992, 247; Speck 2003, 48; dazu auch Haeblerlin 2005, 21-23).

In diesem Zusammenhang wurde auch immer wieder die Tendenz hin zu einer religiös motivierten Heilserziehung thematisiert und kritisiert. Derartige Strömungen können in den Anfängen der Heilpädagogik lokalisiert werden und haben so vor allem in der historischen Betrachtung Bedeutung (vgl. Kerkhoff 1992, 247; Speck 2003, 50; Haeblerlin 2005, 24; Speck 2006, 92).

Eine generelle Wertorientierung scheint dem Begriff nicht desto trotz inhärent zu sein (vgl. Haeblerlin 2005; Speck 2003, 50). Eine Herausforderung an ethisch - moralische Grundsätze bleibt bestehen und wird auch nicht durch eine postulierte (Post?)Postmoderne eliminiert (vgl. Speck 2003, 123).

Der Bezug der Heilpädagogik auf ein Werte - und Normensystem als Basis ihrer Parteilergreifung für eine von der Gesellschaft marginalisierte Gruppe ist von Relevanz. Dies trifft in Zeiten wachsender sozial - ökonomischer Zwänge und wegbrechender moralischer Grundfesten besonders zu (vgl. Speck 2003, 35f.; Haeblerlin 2005).

Aufgrund ihrer ursprünglichen Verwendung in Zusammenhang mit der Auseinandersetzung mit Kindern und Jugendlichen mit geistiger Behinderung war die Bezeichnung eine Zeit lang auch in der Fachliteratur auf einen

entsprechenden Platz verwiesen und hatte Mühe sich für andere Zielgruppen (Menschen mit körperlicher Behinderung, Sinnesbehinderung,...) im oben erwähnten Auftrag darzustellen. Gleichzeitig behinderte auch die Konzentration der einzelnen Richtungen auf „ihre jeweilige Behinderungsart“ die stringente Ausbildung einer übergreifenden Heilpädagogik. Sowohl Ganzheitlichkeit als auch intra - und interdisziplinäre Kooperation sind jedoch immanenter Bestandteil einer Denkweise im heilpädagogischen Sinn (vgl. Kerkhoff 1992, 274; Speck 2003, 19, 46 und 51f.; Opp 2007, 158f.).

Notwendigerweise muss die Heilpädagogik sich aber auch mit der Umgestaltung ihrer Aufgaben und Rollen auseinandersetzen. Hier stehen durch die Veränderung von Sichtweisen, Handlungsoptionen und gesellschaftlich - ökonomischen Rahmenbedingungen viele Umwälzungen und Unsicherheiten an (vgl. Klein 2004, 25f.; Haeberlin 2005).

Das Zurückfinden in eine im wahrsten Sinn des Wortes Allgemeine Pädagogik (in ihrer Vielgestaltigkeit) ist in der Auffassung einer postmodernen, inklusiv orientierten Haltung ebenfalls wesentliches Ziel der Heilpädagogik (vgl. Opp 2007, 159). Nach der historischen Separation in diverse Spezialpädagogiken scheint dies von besonderer Relevanz zu sein (vgl. Speck 2003, 123). Eben diese Aufspaltung in verschiedene Praxisdisziplinen und die unterschiedlichen fachtheoretischen Ansätze begründen Auseinandersetzungen und lassen eher wenig Raum für eine fundamentale Standortbestimmung und Perspektivenentwicklung (vgl. Klein 2004, 24). Auch eine teilweise selbst geschaffene Randposition in der wissenschaftlichen Topographie erleichtert die Umsetzung dieser Perspektive nicht (vgl. Speck 2004, 21f).

In der gegenwärtigen Phase scheint die Heilpädagogik um ihren (neuen) Stellenwert zu kämpfen. Speck begründet dies sehr drastisch: In der Geschichte nicht ausreichend wahrgenommen und sich selbst genug in ihrer Definitionsmacht über die, denen sie Hilfe anbot, steht sie nun, da sie um ein verändertes Verstehen ihrer selbst ringt, in Kontrast zu verschärften ökonomischen Gegebenheiten und ist konfrontiert mit erhöhten und höchst differenzierten Erwartungen von verschiedenen Seiten der Gesellschaft im Allgemeinen und der ForscherInnengemeinschaft im Besonderen. In der jüngeren Entwicklung hat es aufgrund gesellschaftlich - politischer Umbrüche

und fachinterner Auffassungsunterschiede große Turbulenzen innerhalb der Disziplin gegeben, die eine Reihe von Begleiterscheinungen mit sich brachten. Diese reichten von starker Selbsthinterfragung bis hin zur Forderung der eigenen Dekonstruktion (vgl. etwa Speck 2004, 19).

Die ForscherInnengemeinschaft findet sich in einem postmodernen Kontext wieder und muss sich in einer „*Vielfalt der Lebensweisen und Handlungsformen, der Denktypen, Sozialkonzepte und Orientierungssysteme*“ (Speck 2003, 121) zurechtfinden.

Neben dem Terminus „Heilpädagogik“ werden auch andere Bezeichnungen benützt, die zwar immer wieder auch synonym verwendet, aber aus folgenden Überlegungen heraus in der vorliegenden Arbeit nicht in Gebrauch genommen werden (vgl. Opp 2007, 158f; Speck 2006, 92; dazu auch Haeberlin 2005, 18 - 26).

Sonderpädagogik war ursprünglich Ende der 1960er als moderne, formale Wortneuschöpfung konzipiert, wurde dann aber immer mehr im Sinne von Sonderschulpädagogik gebraucht. Die Benennung impliziert in hohem Maß das Besondernde und scheint daher für die Thematik nicht passend (vgl. etwa Fornefeld 2002, 12; Haeberlin 2005, 19f und 25 f.; Speck 2006, 53f., 57f. und 93).

Behindertenpädagogik ist ein Begriff, der primär durch Bleidicks „Pädagogik der Behinderten“ geprägt ist. Die Qualität „behindert“ wird hierbei zur kategorialen Messgröße. In solcherart anthropologischen Kontrastierungen, Behinderte vs. Nichtbehinderte, in seiner „*negativen Personifizierung*“ und in seinen Segmentierungstendenzen erscheint der Terminus problematisch (vgl. auch Fornefeld 2002, 13; Speck 2003, 54; Haeberlin 2005, 20 und 26).

Rehabilitationspädagogik war vor allem in der ehemaligen DDR gebräuchlich und zeigte auch starken Konnex zu der damaligen ideologischen Unterfütterung. Sie ist in der Grundbedeutung auf ein Eingliederungsziel hin ausgerichtet und hat dementsprechend auch medizinische Konnotationen. Die Benennung ist im österreichischen Gebrauch historisch nicht verankert und

konnte auch so keine Ausdifferenzierung durchleben (vgl. Fornfeldt 2002,13; Speck 2003, 55ff.).

„Integrationspädagogik“ als Ausdruck im fachinternen Diskurs ist stark mit den Auffassungen Eberweins verknüpft. In einer harschen Kritik der „Sonderpädagogik“ erklärte dieser sowohl die Eigenständigkeit als auch die spezielle Wissenschaftsdisziplin und die mit ihr verknüpften Einrichtungen und Professionen für obsolet. Speck weist jedoch darauf hin, dass *„jegliche heilpädagogische Theorie sich nur als integrierte Theorie legitimieren kann“* (Speck 2003, 63) und so eine derartige „Selbsteinstallation“ nicht zielführend ist. Der Terminus ist unter diesen Gegebenheiten in der wissenschaftlichen Verankerung eher als instabil zu bewerten (vgl. Speck 2003, 59 - 63; Markowitz 2007, 235 - 239).

Integrative Pädagogik bzw. Inklusive Pädagogik sind Begriffe jüngerer Provenienz. Sie unternehmen den Versuch einer von Altlasten befreiten neuen Nominalisierung, die einen eingliedernden bzw. (schon) gleichgestellt - partizipierenden Schwerpunkt vorweist. Im Zusammenhang damit ergeben sich intensive fachinterne Diskussionen um Bestand und Gültigkeit spezialisierter (sonder)pädagogischer Richtungen und Ausbildungen in einem veränderten Kontext. Da das Wort „Integration“ etwa auch im Hinblick auf die Eingliederung von Menschen mit Migrationshintergrund Verwendung findet, kommt es hier teilweise zu Missverständlichkeiten (vgl. Speck 2003, 59 - 63).

Parallel dazu entstehen häufig begriffliche Verwischungen und Überschneidungen der Ausdrücke „Integration“ und „Inklusion“ (vgl. Markowitz 2007, 209). Diese Benennungen kommen dem historisch gefärbten Thema nur ungenügend entgegen.

Im Fall des vorliegenden Themas erscheint der Begriff „Heilpädagogik“ in seiner konnotativen Prägung und geschichtlichen Relevanz der geeignete Terminus für die Darstellung des Prozesshaften und der Veränderungen bezüglich der Inhalte einer pädagogischen Auseinandersetzung mit dem Faktum Behinderung (vgl. etwa: Bleidick 2001, 60; Speck 2001, 71 und 92; Speck 2003, 57 - 59; Kerkhoff 1992, 247; auch Rohrmann 2004, 17 - 25).

Abschließend lässt sich noch anmerken, dass sich in Bezug auf die Benennungsproblematik Versöhnliches zu zeigen scheint und die *„ursprünglich ideologischen Konfrontationen zu Gunsten einer gemeinsamen Verteidigung der neubedrohten Menschenrechte für Menschen mit Behinderung ein Ende gefunden haben.“* (Speck 2003, 127).

2.2 Behinderung

Der Begriff „Behinderung“ impliziert, auch in Ableitungsformen, Phänomene, denen eine negativ - blockierende Konnotation anhaftet und ist Glied einer historischen Folge von Benennungen, die dem Umstand Rechnung tragen wollten, dass es um Abweichung von einer Majoritätsqualität ging. Ein Fortkommen jeglicher Art wurde erschwert bzw. verunmöglicht, einem Anspruch oder einer Anforderung konnte nicht gerecht werden.

Das Wort erhält seine Bedeutung erst in gesellschaftlichen Gefügen und Zusammenhängen, in denen Regelkreise wirksam werden (vgl. etwa Kobi 1993, 98f.; Lindmeier 1993 v.a. 103 - 130).

Der Ausdruck „Behinderung“ fand vom Anfang des 20. Jahrhunderts an zunächst nur in mitumschreibender Form (zusammen mit anderen Begriffen), dann auch in (alleiniger) benennender Form Verwendung. Anfänglich war es kein allgemeiner Phänomenbegriff, da es für jede Behinderungsart spezifische Benennungen gab (vgl. Lindmeier 1993, 23 - 32 und 113 - 130; Schmuhl 2007, 24f.).

Es lässt sich feststellen, dass er sich, ausgehend vom Personenkreis der Menschen mit Körperbehinderung, erweitert hat und im Lauf der Zeit nun auch (weniger auffälligen) Bereiche, wie etwa den einer Lernbehinderung oder psychischen Behinderung mit einschließt (vgl. Lindmeier 1993, 28 - 32; Schmuhl 2007). Anzumerken ist, dass das Logo der Kennzeichnung einer „Behinderungsspezifität“ auch heute noch der stilisierte Rollstuhl ist, was auf die Wurzeln der Augenscheinlichkeit der Benennung hinweist (vgl. dazu auch Kobi 1993, 102).

Der Ausdruck ist polymorph und kann sowohl einen Status als auch einen Prozess verdeutlichen.

Auf die Problematik bei der Klärung dieses Begriffs weist auch Lindmeier hin, indem er schreibt: *„[es] zeigt sich ein Maß an Unklarheit bezüglich seiner Bedeutung, das so beträchtlich ist, daß sich eine Verortung des jeweils zugrunde liegenden Phänomens und seines lebensweltlichen Bezugs als äußerst schwierig erweist.“* (Lindmeier 1993, 22).

Den Terminus anhand der Fachliteratur einer Definition zuzuführen ist kein einfaches Unterfangen, da eine einheitlich akzeptierte Erklärung schwer greifbar ist. Dies *„liegt zunächst in der Individualität des Begriffs Behinderung“* (Fornfeld 2002, 45), aber auch im jeweiligen professionellen und intentionalen Zugang, den die definierende Person zum Wort und seiner Sinndeutung hat (vgl. Cloerkes 2003, 11 - 23; Lindmeier 1993).

Zunächst sei auf die biologisch - medizinische Deutung hingewiesen, in der eher die „Schädigung“ als relevant gesehen wird, die eine Behinderung nach sich zieht. Eine in diesem Sinn rein kasuistisch - defizitorientierte Begriffseinordnung scheint aber überholt. Im sozialrechtlichen oder statistischen Kontext sind Bezugnahmen auf diesen Definitionsrahmen jedoch nach wie vor bedeutsam (vgl. Speck 2003; Bleidick 2006,79 - 81).

Cloerkes wiederum definiert Behinderung als *„eine dauerhafte und sichtbare Abweichung im körperlichen, geistigen oder seelischen Bereich, der allgemein ein entscheidend negativer Wert zugeschrieben wird. „Dauerhaftigkeit“ unterscheidet Behinderung von Krankheit. „Sichtbarkeit“ ist im weitesten Sinn das „Wissen“ anderer Menschen um die Abweichung.“* (Cloerkes 2007, 8).

Er fügt in seiner Definition noch an, dass ein Mensch behindert sei, wenn *„erstens eine unerwünschte Abweichung von wie auch immer definierten Erwartungen vorliegt und wenn zweitens deshalb die soziale Reaktion auf ihn negativ ist.“* (ebd.), womit vor allem im zweiten Argument auch der grundlegende soziologische Zugang zum Begriff gegeben wäre.

Eine andere Variante, die dekonstruktivistische Sichtweise, die Behinderung als Existenzmerkmal an sich exkludiert, argumentiert mit einer gewollten Schaffung der Gegebenheit „Behinderung“ aufgrund von Machtverhältnissen. (vgl. Rösner 2004). „Behinderung“ ist dann also per se weder ein pädagogischer noch ein medizinischer Begriff.

In einer konstruktivistischen Positionierung in dieser Frage postuliert Feuser etwa, Behinderung sei *„Ausdruck der Kompetenz (autokompensatorisch und autoregulativ) lebensbeeinträchtigende (bio-psycho-soziale) Bedingungen zum Erhalt der individuellen Existenz im jeweiligen Milieu ins System zu integrieren.“* (Feuser 2000, 157f.).

Lindmeier unterstreicht die systemische Komponente des Ausdrucks, indem er schreibt: *„Den Behinderten gibt es nur in der je konkreten Situation, in der sich im Person - Welt - Bezug eine Behinderung bezüglich einer Anforderung konstituiert.“* (Lindmeier 1993, 126). Dazu konstatiert Kobi auch: *„Eine Behinderung wird entscheidend durch Art und Umfang der beraumten Maßnahme qualifiziert.“* (Kobi 1993, 99).

Letzterer erweitert diesen Ansatz noch, indem er dem Faktum der beeinträchtigten Partizipation einen Aspekt hinzufügt und meint, behindert sei, *„wer sich gegenüber gesellschaftlich als wesentlich geltenden Bestrebungen als hinderlich erweist.“* (Kobi 1993, 98).

Nicht nur die Beziehungsrichtung „Einzelne(r) → Gesellschaft“, sondern auch die Umkehrung „Gesellschaft → Einzelne(r)“ erhält dadurch eine Bewertung. Der Zustand des Individuums wird gleichsam zur Kategorie, auch wenn Behinderung nicht mehr am „defekten Individuum“ an sich festgemacht, sondern eher als soziale Konsequenz gesehen wird. Lindmeier merkt in diesem Zusammenhang an, dass „Behinderung“ als ein Systembegriff einer Gesellschaft gesehen werden kann, der in doppelter Weise wirksam wird. Ein Gesellschaftssystem schafft zunächst durch ihm inhärente Regeln Behinderung und manifestiert sie so. Gleichzeitig stärkt es sich über das Integrieren dieser Dysfunktionalität als System, da es so noch mehr die unterstützende Eigenstruktur verfeinern kann, was aber zu einem problematischen Kreislauf wird (vgl. Lindmeier 1993, 40 - 46).

In diesem Sinn hat in den letzten Dekaden auch die WHO, die Weltgesundheitsorganisation, als eine wesentliche übergeordnete Instanz einen starken Wechsel in der Definition von Behinderung initiiert.

Die Parameter haben sich insofern geändert, als sich nun neben dem tradierten Begriff der Schädigung (Impairment) die Aspekte Aktivität, Teilhabe und

Kontextfaktoren (Alter, Arbeitsstelle...) im Erklärungsrahmen wiederfinden (vgl. Fornefeld 2002, 47; Bleidick 2006, 80).

Aktuelle Auffassungen postulieren ein Zusammenspiel von Umfeldbedingungen, personalen Faktoren und Interaktionsqualitäten als konstituierenden Elementen des komplexen Faktums Behinderung (vgl. Bach 2004, 28; Speck 2003, 102).

In diesem Zusammenhang lassen sich auch Tendenzen erkennen, die die Betonung behinderungsspezifischer Ätiologien bzw. unterschiedlicher Arten der Behinderung zurückstellen und die sich ergebende Notwendigkeit von Hilfestellungen im Allgemeinen als relevanten Faktor in den Fokus nehmen.

Es wird so eine „*Abkehr von einer eher schädigungsorientierten Systematik,* [und] „*eine Umstrukturierung der sonderpädagogischen Fachrichtungen*“ (Mühl 2003, 37) postuliert.

Die Disability Studies tragen ihrerseits einen Teil zur Neuausrichtung der Begrifflichkeit bei (vgl. Schumann 2007,79).

Nach Bleidick eröffnet sich auch folgende Bedeutungserklärung: „*Als behindert gelten Personen, die infolge ihrer körperlichen, geistigen und seelischen Funktionen so weit beeinträchtigt sind, daß ihre unmittelbaren Lebensverrichtungen oder ihre Teilnahme am Leben der Gesellschaft erschwert werden.*“ (Bleidick 1999, 15 und 2006, 79).

So zeigt sich auch ein praktizierter Behinderungsbegriff, der auch sozialrechtliche Relevanz besitzt und um dessen Formulierung gerungen wird, dem aber in jedem Fall eine Etikettierung zugrunde liegt, die ihm von „*kulturellen Erwartungshaltungen und von den Institutionen sozialer Kontrolle zugeschrieben wird*“ (Bleidick 2006, 80).

Bleidick drückt es sehr drastisch aus, indem er schreibt: „*Das Konstrukt ‚Behinderung‘ ist Resultat einer medizinisch - psychologischen Anthropologie, in der alltagsorientierte Überzeugungsmuster sich zu einer Theorie aus empirischen und normativen Bausteinen verdichten.*“ (Bleidick 2006, 80).

Felkendorff führt eine ganze Reihe von Argumenten an, die dem Anspruch an eine Begriffsdefinition entgegenstehen bzw. sie in Frage stellen (vgl.

Felkendorff 2007, 25f.). Rösner hingegen weist auf die Gefahren einer totalen Denominalisierung hin (vgl. Rösner 2004, 210f.).

Fornefeld verweist darauf, dass auch Begriffsbestimmungen immer „Diskriminierung“ im Sinne von Unterscheidung zugrunde liegt und dass dies auch notwendig ist, um in einen Diskurs einzutreten. *„Sobald wir etwas beim Namen nennen, können wir es ‚begreifen‘, (...) auch wenn wir mit dem Namen niemals das Wesen dessen erfassen, was wir benennen. Namen entstehen aus der Reflexion über ein Phänomen und sind nicht das Phänomen selbst.“* (Fornefeld 2007, 78).

Trotz der berechtigten kritischen Einwände bezüglich des Behinderungsbegriffs bleibt die Tatsache, dass negative Qualifizierung auf der einen Seite einer Funktion der (gesetzlich - rechtlichen) Unterstützungsermöglichung auf der anderen Seite gegenübersteht. Im Kontext dieser Zwiespältigkeit muss und soll gemeinsames (sprachliches) Leben ohne Diskriminierung (als Ausgrenzung) gelingen (vgl. etwa Lindmeier 1993, 44; Rösner 2004; Bleidick 2006, 81; Fornefeld 2007).

2.3 Geistige Behinderung

Konsequenterweise gilt eine ähnliche Definitionsproblematik auch für den Begriff „geistige Behinderung“, der sich ja aus dem der „Behinderung“ ableitet (vgl. Fornefeld 2002, 46).

Zusätzlich zur hohen Komplexität des Wortes „Behinderung“ zeigt sich im Adjektiv „geistig“ eine ungeklärte Eigenschaftszuschreibung, da das Vokabel viel mehr personale Komponenten beinhaltet, als dass es nur eine Einschränkung der kognitiven Fähigkeiten beschreiben würde (vgl. Fornefeld 2002, 50; Greving / Gröschke 2000).

Parallel dazu merkt Gröschke an: *„Dieser Begriff hat den Status eines hypothetischen Konstrukts, dessen Konstruktionsbedingungen wesentlich sozialer Art sind.“* (Gröschke 2000, 16). Speck bemängelt auch die sozial - dysintegrative Wirkung des Terminus (vgl. Speck 2007, 136). Feuser sieht darin gar eine Ausgrenzung der Person mit geistiger Behinderung aus der Gattung Mensch (vgl. Feuser 2000, 147).

Die Attribuierung „geistig“ leitet sich von der 1958 gegründeten Elterninitiative „Lebenshilfe für das geistig behinderte Kind e. V.“ ab, die der namensgleichen

Organisation zu Grunde liegt. Hier gab es bei der Namensfindung Anlehnungen an den englischen Ausdruck „mental“ (vgl. Lindmeier / Lindmeier 2006, 134; Speck 2007, 136).

In der Fachdiskussion zeigen sich vielfältige Zugangs - und Erklärungsweisen, die partiell Bezugspunkte zueinander haben. Sie können wie folgt skizziert werden.

Medizinisch - psychiatrische Sichtweisen :

Der Mensch mit geistiger Behinderung leidet an einem Syndrom mit Kernsymptom „Intelligenzminderung“ und zusätzlicher, differenzierter Symptomatik, die als wesensimmanenter Anteil gewertet wird (vgl. Neuhäuser 2000, 31). Die Linearabfolge Ursache – Symptomatik – Heilung ist fester Bestandteil einer solchen biologistischen Auffassung, wobei die personalen und psycho - sozialen Anteile in den Hintergrund treten. Neuhäuser führt hierzu jedoch auch eine zwischenzeitlich verstärkte Fokussierung von interdisziplinärer Zusammenarbeit und integrativ - unterstützenden Komponenten an (vgl. Neuhäuser 2000, 32; Fornefeld 2002, 51 - 55), wenn auch das Faktum bestehen bleibt, dass organische Ursachen in engem Zusammenhang mit dem Phänomen „geistiger Behinderung“ stehen (vgl. Fornefeld 2002, 51ff.; Fischer 2003, 14f.).

Ergänzend ist hier noch anzumerken, dass etwa Jantzen, als Vertreter einer nicht medizinisch orientierten Denkrichtung, in medizinischen Syndrombeschreibungen durch die dadurch gegebene Möglichkeit zu Vorvermutungen die Option „*einer hermeneutischen Konstruktion möglicher Sinnhaftigkeiten für die jeweiligen (...) Klienten*“ sieht (Rödler 2000, 199).

Psychologische Sichtweisen:

Dieser Ansatz sieht in geistiger Behinderung klassischerweise ein „*primär individuell kognitives Problem*“ (Steinebach 2000, 39) in Kombination mit damit einhergehenden Persönlichkeitsproblemen und Schwierigkeiten im Sozialverhalten. Hierbei spielt auch die Abgrenzung der Begrifflichkeiten „Lernbehinderung“ und „geistige Behinderung“ eine nicht unwesentliche Rolle. Ansatzpunkt für Kritik ist immer wieder die Problematik der uneinheitlichen Auffassung und Normierung von „Intelligenz“ als einem wesentlichen

systemischen Grundwert, die Handhabung seiner Messbarkeit, die Wertigkeit der Ergebnisse und der sich dadurch ergebenden Negativbewertungen (vgl. Steinebach 2000; Fornefeld 2002, 56 - 62; Fischer 2003, 15 - 17).

Die daraus möglicherweise resultierende Reduktion der Bildbarkeit auf den rein praktischen Bereich wird ebenfalls kritisch bewertet.

Doch auch in dieser perspektivischen Ausrichtung findet eine Erweiterung der rein intellektuell geprägten Interpretation statt. Elemente wie Emotionalität, Umwelt oder Beziehungen steigen in ihrer Relevanz. Auch eine Abkehr von der Orientierung an Defiziten ist anzumerken (vgl. etwa Steinebach 2000, 51).

Soziologische Sichtweisen:

Als Kontrapunkt zu vielen der anderen erwähnten Sichtweisen, die sich erst in jüngerer Zeit non - defizitären Perspektiven zuwandten, etablierte sich in der soziologischen Perspektive schon historisch eine Haltung, die sich von Mängel - und Defizitkategorisierungen distanzierte und Bewertungen sozialer Abhängigkeiten und Zusammenhänge bzw. deren behindernde / fördernde Wirkung im Leben des Individuums in ihre Denkweisen miteinbezog. Das soziale Umfeld und der gesellschaftliche Kontext haben hierbei große Bedeutung. Dies betrifft sowohl die positive Konnotation von sozialen Gemeinsamkeiten als auch die ausgrenzenden und isolierenden Faktoren sozialer Missinterpretationen (vgl. Fischer 2003, 17 - 20). Gerade soziologische Perspektiven spielen in vielen Theorien zu „geistiger Behinderung“ eine erhebliche Rolle.

Pädagogische Sichtweisen:

Die Beschreibung von „geistiger Behinderung“ aus pädagogischer Perspektive umfasst die organischen und sozial bedingten Schwierigkeiten beim Erwerb von Qualifikationen für erwartungsgemäße Alltagspartizipation. Begründet ist dies primär durch die Dimension des Intelligenzniveaus und der Verhaltensadaption. Weiters sind Einflussgrößen der Umwelt und psycho - emotionale bzw. physisch - ätiologische Komponenten relevant (vgl. Strassmeier 2000, 55).

Im Vordergrund pädagogischer Zugänge zu dieser Materie stehen aktuell Konzepte, die die Bedeutung von (Förder)diagnostik und individuellem Förderbedarf fokussieren. Einzelperson und Erziehungsaufgabe befinden sich in Wechselwirkung zueinander. Es wird versucht der Einmaligkeit der

Bedürfnisse des / der Einzelnen Rechnung zu tragen und die Gesamtheit der Entwicklungsbereiche abzudecken. Dennoch bleibt in Bezugnahme auf Begrifflichkeiten auch hier die Notwendigkeit einer allgemein verwendbaren Formulierung zur Orientierung und zur Gestaltung von Rahmenbedingungen nicht aus (vgl. Strassmeier 2000, 56; Fornefeld 2002, 67 - 77).

Die immer wieder und oft kongruent verwendete Benennung eines „besonderen“ oder „sonderpädagogischen“ Förderbedarfs wird kritisch gesehen, da ja die Gleichstellung aller SchülerInnen mit ihren differenzierten (Förder)bedürfnissen und nicht die Besonderung einer Teilgruppe Ziel pädagogischen Entwicklung sein sollte (vgl. Fischer 2003, 20 - 22).

Phänomenologische Ansätze:

Vor allem aus der Beschäftigung mit Menschen mit schwerer / mehrfacher Behinderung heraus entstanden, stehen hier sich zeigende Phänomene und ihre Reflexion im Vordergrund. Lebensäußerungen von Menschen mit (schwerer) geistiger Behinderung werden als *„subjektive Sinnstiftungen begriffen“* (Pfeffer 1988, 8). *„Es geht (...) um die Erfassung des Menschen und seine Erkenntnistätigkeit“* (Fornefeld 2002, 160). AutorInnen wie Fornefeld, Lindmeier oder Pfeffer betonen Themen wie Aneignung von Welt, Sinnäußerungen und die Deutung von gesetzten Zeichen, wobei etwa Pfeffer auch vor einer verkürzten Herangehensweise warnt (vgl. Pfeffer 1988, 93f). Dialogisierung in Beziehung und Betonung der Leiblichkeit erhalten ebenfalls besondere Bedeutung. So wird es laut Fornefeld *„auch möglich Gemeinsamkeiten im Weltbezug von behinderten und nicht behinderten Menschen zu erkennen, die wiederum Grundlage einer individuumsbezogenen, weil nicht defizit - und normorientierten Erziehung bilden.“* (Fornefeld 2002, 161; vgl. dazu auch Speck 2003, 90f.).

Kritisch - konstruktivistische Perspektiven

Bedeutende Autoren dieser Denkrichtung sind etwa Feuser, Jantzen und Rödler. Konstruktivistische Denkweisen postulieren *„eine Gleichwertigkeit aller Wirklichkeitsauffassungen und eine Ablehnung von Ansätzen, die das Verhalten anderer Menschen, (...) als krankhaft oder defizitär abwerten“* (Fischer 2003, 23). Auch die hier vertretene Annahme, dass Systeme sich selbst organisieren, eröffnet einen neuen Zugang zu Lebensvollzug und -

äußerungen von Menschen mit geistiger Behinderung (vgl. Fischer 2003, 22 - 24; Rödler 2000). Für Feuser stehen Selbstregulation und -organisation stark im Fokus dieser Anschauung und dementsprechend wird „geistige Behinderung“ als entwicklungslogische Kompetenz zur Bewältigung besonderer Lebensumstände interpretiert. Die aufsehen erregende Aussage Feusers: *“Geistigbehinderte gibt es nicht!”* (Feuser 2000, 149) steht für eine Extremformulierung dieser Auffassung. Rödler hingegen hält begriffliche Ersetzungen oder Negationen für nicht zielführend (Rödler 2000, 183).

Feuser bemerkt in der Individualität den Ausdruck der Autonomie eines Systems, das sich vom Grundbewusstsein der *„Meinigkeit“* oder *„der Perspektive der ersten Person“* (Feuser 2000, 148) her aufbaut. Jedes Individualsystem entwickelt auch Merkmale, die dann als klassifizierende Eigenschaften umgedeutet werden. Diese werden wertend eingeordnet und hierarchisiert. Geistige Behinderung entsteht so durch einen Zuweisungsprozess, in dem auch die eingeeengte Normalitätssicht der Bewertenden eine große Rolle spielt (vgl. Feuser 2000; Jantzen 2000; Rödler 2000).

Materialistische Perspektiven

In einer materialistischen Auffassung wird „geistige Behinderung“ in und als Auswirkung gesellschaftlicher Regelkreise herausgestrichen. Diese Sichtweise beinhaltet auch eine stark gesellschaftskritische Komponente, die bestrebt ist kulturelle und politische Wurzeln von sozialer Aufsplitterung darzulegen. Die Thematik von politisch ungleich verteilten Machtverhältnissen wird hier ebenfalls in hohem Maß bearbeitet. Geistige Behinderung wird als Zuordnung eines sozialen Missverhältnisses gesehen. So entstehen auch Linien zum Empowerment - Ansatz (vgl. etwa Feuser 2000, v.a.149f. und 155; Jantzen 2000, v.a.175ff.; Rödler 2000).

Es wird die Wichtigkeit einer adäquaten, nicht - isolierenden Sozialsituation und der tätigen Auseinandersetzung mit ihr, sowohl von Seiten des Menschen mit geistiger Behinderung als auch von Seiten der damit beschäftigten ProfessionistInnen und Angehörigen, hervorgehoben (vgl. Fischer 2003, 13).

Psychoanalytische Aspekte

Sinason und Niedecken sind zwei Autorinnen, die sich dem Phänomen der geistigen Behinderung aus ihrer psychoanalytischen Praxis heraus angenähert haben. Auch hier wird von einer Grundschädigung ausgegangen, die jedoch eine qualitative Veränderung in negativer Hinsicht erfährt. Bei Nichtumgang mit dieser, der „*primären Behinderung*“ (Sinason 2000), kommt es nun zur Entwicklung einer „*sekundären Behinderung*“ (Sinason 2000). Diese kann sich in einem „Dummstellen“, einer Untertreibung der Kompetenzen, manifestieren. Auch eine „*opportunistische Behinderung*“ (...) „*eine schwere mit der [ursprünglichen] Behinderung verknüpfte Fehlentwicklung*“ (Sinason 2000, 28) kann die Folge sein. Zuletzt besteht auch die Möglichkeit einer „Sekundärbehinderung“ als Schutzfunktion im Rahmen einer Traumaabwehr (vgl. Sinason 2000, 28f.).

Besonders Eltern spielen in ihrer Trauma - bzw. Trauerverarbeitung eine wesentliche oft mitkonstruierende Rolle. Aber auch BetreuerInnen oder TherapeutInnen sind davon mit betroffen bzw. darin involviert. In diesem Kontext sind Stellvertreterhandlungen, Projektionen oder Ausblendungen oft genannte Mechanismen (vgl. Niedecken 1998; Sinason 2000). Niedecken spricht aufgrund der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für Menschen mit geistiger Behinderung von der „*Institution „Geistigbehindertsein“*“ (vgl. Niedecken 1998). Im Nahfeld zu dieser Ausrichtung stehen auch Bereiche personenzentrierter Psychotherapie (vgl. Pörtner 2007 und 2008).

Philosophische Perspektiven:

Die grundsätzliche Klärung des Begriffs „Geist“ bzw. die Auffaltung geistiger Phänomene und die Beschäftigung mit Menschenbildern hat hier große Bedeutung (vgl. Buschlinger 2000).

Generell spielen philosophische Aspekte verschiedenster Ausprägung als weltanschauliche Basis für andere Sichtweisen eine grundlegende Rolle. Aktuelle Themenbereiche, bei denen dieser Ansatz zum Tragen kommt, sind etwa Pränataldiagnostik oder schwere / mehrfache Behinderung (vgl. Dederich 2000, 171 – 175).

Den angeführten Perspektivenzugängen ist in ihren Tendenzen Folgendes gemein: Abkehr von Defizitorientiertheit und häufig historisch monokausal

geprägte Auffassungen lassen sich ebenso ausmachen wie Fokussierungen der Komplexität von Zusammenhängen und der Notwendigkeit von interdisziplinärer Kooperation.

Bei der Frage der Bestimmungsfaktoren für geistige Behinderung findet eine Abwendung von den bisherigen Parametern Intelligenz(minderung), Entwicklungsstand und Verhaltensanpassung statt. Auch die starke Fokussierung auf neurobiologische Erklärungen erfährt eine kritische Hinterfragung (vgl. Greving / Gröschke 2000). Als Konsequenz dieses Umdenkprozesses wird *„das sonderanthropologische durch ein individual- und sozial-ethisches Denkmodell“* (Lindmeier / Lindmeier 2006, 137) ersetzt. Nun wird die Beziehung der Person mit der Umwelt priorisiert (vgl. Lindmeier / Lindmeier 2006, 137).

Wie auch schon im vorangegangenen Kapitel ausgeführt, ist eine Schädigung (impairment) nur der Anschnittspunkt. Die sich daraus ergebenden Entwicklungen und die herrschenden Kontextfaktoren bezeichnen und bilden eine geistige Behinderung ebenso mit, was dem Begriff seine hohe Komplexität und Vielschichtigkeit verleiht (vgl. Speck 2007, 137).

Es ist auch anzumerken, dass es „den Menschen mit geistiger Behinderung“ nicht gibt. Die Gruppe, die benannt werden soll, zeichnet sich vor allem durch ein Merkmal aus: Inhomogenität (vgl. Kobi 1999,41; Strassmeier 2000; Pörtner 2007,19). Strassmeier beschreibt Menschen mit geistiger Behinderung als eine heterogene Gruppe, *„deren Beeinträchtigungen im Variationsbereich menschlicher Entwicklung liegen“* und *„die (...) mit diesen (...) in einer für sie sinnvollen Weise [umgehen]“*. Sie benötigen *„um sich selbst in sozialer Integration verwirklichen zu können“* lebenslange Unterstützung (Strassmeier 2000, 56f.).

Subsumierend sollen hier drei Zitate zum Terminus „Menschen mit geistiger Behinderung“ angeführt werden:

Nach Speck kann der Begriff folgendermaßen umrissen werden und beschreibt eine Gruppe von Menschen, die *„auf Grund komplexer Dysfunktionen der hirnneuralen Systeme erhebliche Schwierigkeiten haben, ihr Leben selbständig*

zu führen, und die deshalb lebenslang besonderer Hilfe, Förderung und Begleitung bedürfen.“ (Speck 2007, 136).

Thimm kommentiert das Zusammenspiel der im Abschnitt genannten vielfältigen Einflüsse in seiner Definition und meint, geistige Behinderung sei ein *„komplexer Zustand (...), der sich unter dem vielfältigen Einfluß sozialer Faktoren aus medizinisch beschreibbaren Störungen entwickelt hat. Die diagnostizierbaren (...) Schädigungen erlauben keine Aussage zur geistigen Behinderung eines Menschen. Diese bestimmt sich vielmehr aus dem Wechselspiel zwischen seinen potentiellen Fähigkeiten und den Anforderungen seiner konkreten Umwelt“* (Thimm 1999, 10). Geistige Behinderung ist also *„eine gesellschaftliche Positionszuschreibung aufgrund vermuteter oder erwiesener Funktionseinschränkungen angesichts gesellschaftlich als wichtig angesehener Funktionen.“* (ebd.).

Um die Personengruppe, um die es in der vorliegenden Arbeit geht, näher zu definieren, wird vorrangig die Wortfolge „Menschen mit geistiger Behinderung“ verwendet. In der Nachstellung der Wortgruppe „mit geistiger Behinderung“ soll die nachrangige Einordnung dieser Wendung verdeutlicht werden (vgl. Bleidick 2006, 81; Mühl 2006, 128; kritisch dazu Kobi 1999, 38; Rödler 2000, 194f.; Kobi 2006, 144). Auch wenn der Begriff „geistige Behinderung“ kein treffender ist, die Begrifflichkeit in ihrem Grundkontext hinterfragt wird und gegenwärtig einer starken fachinternen Diskussion ausgesetzt ist, so erweist er sich doch noch als passabelste Lösung.

Die Verwendung des Terminus „Lernbehinderung“ etwa – in Anlehnung an „learning disability“ – wird von Selbstvertretungsgemeinschaften eingefordert (vgl. Theunissen / Schirbort 2006, 9). Sie scheint sich aber im derzeitigen fachlichen Kontext noch eher als „false friend“ zu erweisen. Die Gruppe, die bezeichnet werden soll, ist jeweils unterschiedlich umrissen. Es zeigt sich im deutschsprachigen Raum eine zum Teil zu starke Bindung an eine bestimmte Teilgruppe, etwa mit gewissen Kompetenzen im Bereich der Kulturtechniken. Im Englischen wird er weiter gefasst und schließt auch Menschen mit ein, die im Deutschen hier bisher nur mit dem Begriff „mit geistiger Behinderung“ beschrieben wurden. Daher gelingt es zurzeit (noch) nicht „Lernbehinderung“ allgemein als repräsentativen Ausdruck für einen erweiterten Personenkreis zu

verwenden. Eine inhaltliche Kongruenz der englischen und deutschen Benennungen, deren Divergenz auch historisch begründet ist, ist bislang nicht gegeben, wird aber eingefordert (vgl. Lindmeier / Lindmeier 2006, 134 f.; Theunissen 2007e, 224).

Dem Begriff „intellektuelle Behinderung“, der auch als Alternative in der Literatur gehandelt wird, wohnt ebenfalls die Gefahr einer negativierenden Konnotation inne. Von den so benannten Menschen wird er nicht präferiert (vgl. Theunissen 2007d, 177).

Die Suche nach Substitutionsbegriffen gestaltet sich schwierig (vgl. Fischer 2003, 8f; Fornefeld 2002, 50; Greving / Gröschke 2000; Speck 2007, 136; dazu auch Felkendorff 2003, 25f.).

Die Benennung „Menschen mit schwerer / mehrfacher Behinderung“ wird im Text fallweise verwendet. Dies geschieht zum Einen, um auf die Spezifität dieser Gruppe an sich und ihre Belange hinzuweisen, zum Anderen, um die Diversität des Terminus „geistige Behinderung“ zu veranschaulichen. Damit sind Menschen gemeint, deren geistige Behinderung mit Faktoren wie einer oder mehrerer weiterer Behinderung(en) / hohem Pflegebedarf / hohem individuellem Hilfebedarf und / oder teilweise intensiver medizinischer Versorgungsnotwendigkeit einhergeht (vgl. Fornefeld 2002, 70f.; Haeberlin 2005, 71f.; Fischer 2007, 38; Mühl 2007, 220).

Die Benennung „schwere geistige Behinderung mit mehrfacher Aktivitätsbeeinträchtigung“, wie sie in der aktuellen Literatur in Bezug auf den ICF angeregt wird, erscheint zu wenig präsent und entbehrt nicht einer gewissen Behäbigkeit (vgl. Mühl 2007, 219 f.). Fornefeld führt für die beschriebene Personengruppe mit Hinweis auf die Verknüpfung von Einzeldiagnosen und das Hineinwirken von Sozialerfahrungen auch den Neutерminus „komplexe Behinderung“ als Variante an (vgl. Fornefeld 2007, 81 - 84).

2.4 Institution

Altstaedt-Kriwet bezeichnet Institutionen als „*Einrichtungen oder relativ fest gefügte Vorstellungen und dauerhafte Muster, die sich als Bezugssysteme für soziales Verhalten verstehen lassen.*“ (Altstaedt-Kriwet 1992, 314).

Institutionen werden durch folgende Faktoren determiniert:

- „eine Leitidee,
- Personalstand (Menschen, die vorgesehene Rollen übernehmen),
- Regeln oder Normen und
- einen materiellen Apparat (Gegenstände, Räume)“

(Gukenbiehl zit. nach Theunissen 2006c, 60).

Charakterisiert wird eine Institution im klassischen Sinn außerdem durch:

- eine bestimmte Gliederung in der Hierarchie und daraus resultierende Machtkonstellationen
- durch Ausrichtung auf eine gewisse Klientengruppe und entsprechend gepolte Zweckdienlichkeiten, verbunden mit der Absicht Herrschaftsverhältnisse stabil zu halten

Als (historische) institutionelle Aufgaben im Feld des Sozialen und Pädagogischen werden folgende angeführt:

- Normierung,
- Stabilisierung,
- (Re)sozialisierung oder
- Disziplinierung

Im Terminus „Institution“ ist die Organisation, im Sinne eines Verwaltungsapparats, ebenfalls mit inbegriffen (vgl. Altstaedt-Kriwet 1992, 314).

Auch eine zentralistische Prägung, Absonderung der Bewohner und oftmalige – aber nicht zwingende (!) – Großdimensioniertheit sind Kennzeichen klassischer Institutionen. Sie finden sich fast prototypisch in (früheren) Vollzeiteinrichtungen realisiert. Im Bezug auf Institutionen für Menschen geistiger Behinderung lässt sich auch eine dezidierte, topographische Abgeschlossenheit als ein weiteres

Merkmal konkretisieren (vgl. Speck 2003, 353; Möckel 2007; Ellger-Rüttgardt 2008).

Was den Begriff „Großeinrichtungen“ angeht, so definieren Theunissen / Plaute ihn als *„Institutionen, die mit ihren Wohnplätzen die Orientierung an der „normalen“ Familie und ihren Lebensstandards bei weitem überschreiten“* (Theunissen / Plaute 2002, 268).

Je nach historischem Kontext, Verwendung, Ausprägung oder Klientel finden sich in der pädagogischen Literatur auch Benennungen wie „Anstalt“, „Einrichtung“, „(Wohn)heim“, „(Sozial)projekt“, „Tagesstätte“ oder „Organisation“.

Goffman weist in seinem Buch „Asyle“ (1973) auf eine besondere Variation dieses Sozialkonstrukts hin, die „totale Institution“. Diese fand er etwa in Altenheimen, Gefängnissen, Quarantänestationen, Klöstern, Internaten oder eben Großeinrichtungen für Menschen mit geistiger Behinderung bzw. psychischen Erkrankungen repräsentiert.

Die „totale Institution“ ist *„Wohn- und Arbeitstätte einer Vielzahl gleichgestellter Individuen (...), die für längere Zeit von der übrigen Gesellschaft abgeschnitten sind und miteinander ein abgeschlossenes, formal reglementiertes Leben führen.“* (Goffman 1973, 11).

Ihre weiteren Kennzeichen sind

- ein Ungleichgewicht in der Quantität bezüglich Personal (bei Goffman auch „Stab“ genannt) und „Insassen“
- ein starkes Machtgefälle zwischen diesen Positionen, wodurch es auch zu diskriminierenden und entmündigenden Aktionen gegenüber den „Insassen“ kommt
- die Erfahrung von sozialer Isolation durch die „Insassen“

In diesem geschlossenen System findet eine starke Verquickung und Zentralisierung der Kernbereiche „schlafen“, „arbeiten“ und „spielen“ statt, was die Betroffenen vom Leben „draußen“ entfremdet. Eine Eigendynamik in der Lebensgestaltung ist nicht gegeben, da Reglementierung und Fremdbestimmung vorherrschen.

Bei den „Insassen“ kommt es aufgrund dieser rigiden Rahmenbedingungen zu Reaktionen wie

- auffälligem Verhalten (Regression oder Aggression), was wiederum zu weiterer Stigmatisierung führt
- Kolonisierung (persönliches Arrangement mit dem vorgefundenem Weltausschnitt)
- Konversion (disziplinierte Anpasstheit)
- Diskulturation (Unmöglichkeit soziale Gewohnheiten aufzubauen bzw. zu erhalten)

(vgl. Goffman 1973)

Bei Menschen mit geistiger Behinderung wurden Begleiterscheinungen auch folgendermaßen beschrieben:

- Ausbildung von Stereotypen und Tics
- Verkennung ihrer eigentlichen Möglichkeiten und damit verbundenes „Kleinhalten“
- Negieren der kommunikativen Kompetenzen oder Ignorieren persönlicher Befindlichkeiten und Wünsche

(vgl. Goffman 1973).

Sowohl durch die Normalisierungsdiskussion als auch durch Veröffentlichungen von Goffman und Wolfensberger setzte ein Umdenken bezüglich der Rechtfertigung solcher Einrichtungen, respektive die Deinstallation oder Umgestaltung von (Groß)institutionen ein. Dieser Umbruch erfuhr auch durch der Psychiatriereform eine Konkretisierung (vgl. Jakobs 2006, 393 f.; Störmer 2007, 25; Theunissen 2007a, 67 f.).

Im Bereich der institutionellen Versorgung von Menschen mit geistiger Behinderung kann für die letzten Dekaden von folgenden Schwerpunkten in der institutionellen Schwerpunktsetzung ausgegangen werden:

- | | |
|---------------|------------|
| • 1945 – 1960 | Verwahrung |
| • 1960 – 1990 | Förderung |
| • seit 1990 | Begleitung |

(vgl. Greving 2004, 66)

Die veränderte bzw. sich verändernde Struktur im Organisationsaufbau von Institutionen zeitigte neue Lebensbedingungen für Menschen mit geistiger Behinderung (vgl. de Groef 2004). Der Mikrokosmos einer geordneten, behütenden Beschützung, Bewahrung und Förderung, der von einer Binnenstruktur „isolierten Karrieren“ (Sonderkindergarten, Sonderschule, Geschützte Werkstätte, Wohnheim) geprägt war, erfuhr spätestens ab den 1990ern große Veränderungen, die den Organisationen einiges Umdenken abverlangte (vgl. Hähner 2003b). Auch eine sich verändernde Altersstruktur machte sich bemerkbar. So wurde beispielsweise mit der Frage der Betreuung von Menschen mit geistiger Behinderung im Alter Neuland betreten.

Durch Schlagwörter wie „Empowerment“ (im Sinn von Selbstbemächtigung), „Deinstitutionalisierung“ (Aufgliederung in kleindimensionierte Verbundsysteme) und „Dezentralisierung“ (Errichtung von kleinen gemeindenahen Wohngemeinschaften und Werkstätten, verschiedene Arten des Wohnens) wird der stark liberalisierende und filialisierende Charakter der Entwicklung von Institutionen für Menschen mit geistiger Behinderung gut dargestellt.

Im Verlauf ihrer geschichtlichen Entwicklung bekam die Benennung „Institution“ eine stark negative Konnotation. Theunissen warnt jedoch davor, diese Negativprägung zu pauschalisieren, da Institutionen auch positiv stabilisierende oder schützende Funktionen innehaben können (Theunissen 2007a, 67). Jantzen wiederum weist daraufhin, dass gerade die Merkmale „totaler Institutionen“, die man meint überwunden zu haben, nicht an Anstalten gebunden sind und so immer wieder in ihrem Aufkommen beachtet werden müssen (vgl. Jantzen 2000, 177).

Problematisch bleibt vor allem die Versorgung von Menschen mit schwerster / mehrfacher Behinderung besonders in Kombination mit Verhaltensauffälligkeiten. Sie scheint in immer höherem Maß als Aufgabe spezifischer Institutionen angesehen und auch an diese „abgegeben“ zu werden. Speck und Fornefeld konstatieren ebenfalls eine wieder vermehrte Nutzung der Heimunterbringung (vgl. Kobi 1999, 44f.; Speck 2003, 336 und 351; Jakobs 2006, 394; Fornefeld 2007, 48 - 50).

„Community Care“ als neues Schlagwort aus dem angelsächsischen Bereich versucht in diesem Kontext Platz zu greifen. Sie wird als Hilfe / Unterstützung von Seiten des Gemeinwesens verstanden, in dem zu hohe Institutionalisierungs- aber auch Dezentralisierungsgrade vermieden werden sollen (vgl. Speck 2003,169; Maas 2007, 59f.).

Was die verwaltungsmäßig - organisatorische Ebene der Institutionen angeht, so sieht man sich aktuell mit den Gegebenheiten einer auch im Sozialen marktwirtschaftlich orientierten Gesellschaft konfrontiert. Die sich daraus ergebenden Parameter Organisation, Professionalität, Bürokratie und Rechtsverbundenheit müssen ausbalanciert sein und dürfen den eigentlichen Sinn der Einrichtungen nicht überdecken. Der immer stärker werdende Ökonomisierungsdruck auf Trägerinstitutionen forciert ebenfalls Veränderungen (vgl. Hähner 2003b).

Instrumente der Qualitätsentwicklung und Qualitätssicherung sowie Evaluations - und Kontrollmechanismen spielen hierbei eine wichtige Rolle. Auch die Arbeit nach außen (Öffentlichkeitsarbeit, Spendengütesiegel, Sponsorenkontakte,...) muss mitbedacht werden, um den Erhalt zu sichern (vgl. Speck 2003, 337 und 359 - 362).

3 Zu Begrifflichkeit und Sprache

3.1 Zur Begrifflichkeit

Die „heilpädagogische Sprache“ leidet unter der Vielzahl der verwendeten Begriffe, die einen fruchtbringenden Dialog oft erschweren, da zunächst Grundlegendes geklärt werden muss. Eindeutige Begriffs - Inhalts - Zuordnungen lassen sich häufig nur mit Mühe herstellen oder changieren in ihren Bedeutungen. Kobi nennt dies „*die schwammige Begrifflichkeit der Heilpädagogik überhaupt.*“ (Kobi 1999, 41). Hollenweger meint gar so habe „*der wissenschaftliche Diskurs keine Chance*“ (Hollenweger 2003a, 157). In der Fachliteratur weist vor allem Kobi sich als Wissenschaftler mit pointiert scharfem Blick für die Besonderheiten heilpädagogischer Sprachpraxis aus (vgl. dazu etwa Kobi 1999; Bundschuh 2006; Greving 2006; Kobi 2006).

Ein Grund für diese „sprachproblematische“ Gegebenheit liegt in einer generell eher kritischen Haltung gegenüber tradierten Begriffen und der Suche nach neuen Formulierungen. Hieraus ergeben sich neben der oben genannten Problematik auch noch weitere beachtenswerte Aspekte.

Ein neu entstandener Ausdruck muss natürlich auch mit Inhalt gefüllt sein, da er sonst in seiner bloßen Umbenennung zur leeren Worthülse verkommt und zur Karikatur seiner selbst wird (vgl. Neumann 1999, 26). Kobi kritisiert hierbei die vielen Euphemismusvarianten (wie etwa Abkürzungen, Füllwörter oder Abschwächungen). Er sieht gar gewisse Parallelen zur Orwellschen „Altsprech - Neusprech - Regelung“ (vgl. Kobi 2006). Schließlich merkt er an, dass eine wesentliche Frage nicht darin besteht „*Was machen wir dagegen? – Sondern: Was machen wir daraus?*“ [„dagegen“ und „daraus“ bei Kobi kursiv, Anmerkung E.R.] (Kobi 2006, 150).

Pörtner weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass immer mehr Wörter auf den Index wandern, „*bis die Sprache so verarmt, daß sie dem Menschen, um den es geht, nicht mehr gerecht werden kann.*“ (Pörtner 2007, 9).

Das Infragestellen jeglicher – wie auch immer – bewertender Bezeichnungen und die starke Ausrichtung hin zur Kompetenzorientierung zeitigen in diesem Kontext auch Probleme, wenn es etwa um folgende Punkte geht:

- Veranschaulichung von Rahmenbedingungen
- Konkretisierung von Unterstützungen
- Inanspruchnahme von Rechtsansprüchen
- Installation von Selbsthilfeangeboten oder spezifischen Hilfen

(vgl. Fischer 2003,27 - 29)

Fischer führt hier zu Recht an, dass das gewählte Wort allein nicht zwangsläufig diskriminierend sein muss.

Die wertschätzende gesellschaftliche Konnotation, der respektvolle Gebrauch der Sprache oder die ebenbürtige Stellung des Gegenübers im Sozialsystem sind Parameter, die differenzierende Termini nicht a priori zum Stigma machen. „Die Haltung muß sich ändern“ (Pörtner 2007,9). In der aktuellen Diskussion taucht auch die Forderung nach „*neuer Begrifflichkeit ohne Machtverschleierung*“ (Rothenberg 2004, 227) auf.

Gleichzeitig gilt es zu bedenken, dass eine zukunftsorientierte Entwicklung der Heilpädagogik einer missverständlichen Kommunikation sowohl in interdisziplinärer als auch in internationaler Hinsicht entgegenwirken muss. Hier ist die betroffene ForscherInnengemeinschaft im deutschsprachigen Raum herausgefordert.

3.2 Sprache

Der Mensch ist ein „*Wesen in der Sprache*“ (Speck 2003, 126). Sprache ist Ausdrucks - und Mitteilungsmittel, bietet aber auch Orientierung im Miteinander. In diesen Funktionen hat sie sowohl objektive Faktendarstellungen als auch subjektive Sichtweisen und Färbungen zu tragen und transportiert viel zwischen den Zeilen. „*Es ist die Mehrdeutigkeit der Sprache, die den Widerstreit herausfordert*“ (Speck 2003, 126).

3.2.1 Terminologie

Im pädagogischen Kontext erweist sich der Umgang mit Benennungen immer stark vom jeweilig vorherrschenden Menschenbild und dazugehörigen Konnotationen beeinflusst.

„Im Wandel der Terminologie spiegelt sich als Konstruktion der Zeitgeist dessen wider, was für die ‚Wirklichkeit‘ der Behinderung gehalten wird.“ (Bleidick 2006, 80).

Die Veränderung im Existenzrahmen und Lebensvollzug von Menschen mit Behinderung ist in besonderem Maß etwas, das durch entsprechende sprachliche Wendungen ausgedrückt wird. Die Titulierungen haben großen Symbolcharakter, da damit auch die gesellschaftliche Wertschätzung und „Platzzuweisung“ mit gedeutet wird. In diesem Zusammenhang soll auch auf die Ausführungen zur Etymologie des Worts „Behinderung“ von Lindmeier verwiesen werden (Lindmeier 1993, 103 - 130).

Die Benennung von Menschen mit (geistiger) Behinderung im Lauf der Geschichte soll hier in einem Abriss nähere Betrachtung finden.

„Monstren“, „Monströsitäten“: Ab dem 16. Jahrhundert in Verwendung, bezeichneten diese Termini Ungeheuerlichkeiten oder Außergewöhnlichkeiten. Ab dem 19. Jahrhundert wurde dann vor allem der zweite Begriff verwendet. (vgl. Mürner 2003, 34 f.; Möckel 2007, 95).

„Cretin“ oder „Kretin“: Im 19. Jahrhundert oft verwendet, war ein „Schonungsausdruck“ und sollte Unschuldigkeit und Schutzbedürftigkeit vermitteln. Er implizierte aber auch Niederständigkeit (vgl. Möckel 2007, 94f.).

„Idioten“, „Schwachsinnige“ oder „Blödsinnige“: Die beiden letzteren Begriffe waren in Kontrastierung zu den „normalen Vollsinnigen“ zu verstehen, wobei die „Schwachsinnigen“ in der Graduierung zwischen „Blödsinnigen“ und „Vollsinnigen“ standen (vgl. Ellger-Rüttgardt 2008, 154). Verwendung fanden die Benennungen im 19. Jahrhundert, hatten aber nicht die heute implizierte beschimpfende Konnotation, sondern waren damals übliche Fachvokabel (vgl. Möckel 2007, 100). Als weitere Ausdrücke, die Aspekte geistiger Behinderung abdeckten, können auch noch „Mindersinnige“, „Entwicklungsgehemmte“ oder „Verwahrloste“ genannt werden (vgl. Möckel 2007, 262f.; Ellger-Rüttgardt 2008, 209).

„Minderwertige“, „Erbkranke“, „Ballastexistenzen“: Diese Termini entsprangen der Rassenhygiene und Eugenik und gaben die gesetzten Wertigkeiten in vollem Sinn wieder. Hier zeigt sich schon in der Titulierung die Verachtung dieser Menschen deutlich. Die Makelbehaftung zeichnete sich auch in der damals aufkommenden Bezeichnung Strümpells vom „Kinderfehler“ ab (vgl. Ellger-Rüttgardt 135, 141, 260).

„Hilfsbedürftige“, „weniger Begünstigte“, „pflegebedürftige Kinder“: Mit diesen Wendungen begab man sich in der Nachkriegsära ganz auf das Terrain der mitleidigen Befürsorgung (vgl. Ellger-Rüttgardt 2008, 297 und 304), wurde aber auch sehr kategorisierend. In der DDR war die Bezeichnung „bildungsunfähige und schwachsinnige Kinder“ und „Intelligenzgeschädigte“ offizielle Bezeichnung.

Die medizinisch orientierte Bezeichnung „Oligophrenie“ oder die Unterteilung in „Deбилität“, „Imbezilität“ und „Idiotie“ vermittelte ebenfalls multiple Schubladisierungen (vgl. Hähner 2003b, 26; Ellger-Rüttgardt 2008, 316 und 321). Man denke hier auch an die in den 1960ern gegründete „Aktion Sorgenkind“ (heute „Aktion Mensch“).

„Geistigbehinderte“: Aus ihnen werden etwa ab den 1980ern „Menschen mit geistiger Behinderung“ (vgl. Hähner 2003b, 32) Dieser Begriff ist heute noch der im Gebrauch vorherrschende, aktuell politisch korrekte Terminus.

„Menschen mit besonderen Bedürfnissen“, „intellektuelle Behinderung“, „praktisch Bildbare“, „SchülerInnen mit besonderem / sonderpädagogischem Förderbedarf“: Diese Benennungen sind und waren Versuche die Begriffskomplexität zu fassen.

„Menschen mit Lernbehinderung“: Dieser Ausdruck wird teilweise als Substitutsterminus und in Anlehnung an das englische / US - amerikanische Vorbild angestrebt.

Im Kontext intramuraler Versorgung / Bildung zeigen die Begriffe „Pfleglinge“, „Zöglinge“, „Insassen“, „BewohnerInnen“, „Betreute“, „NutzerInnen“, „KlientInnen“ in ihrer Reihung in etwa die zeitliche Abfolge der Verwendung (vgl. Möckel 2007, Ellger-Rüttgardt 2008). Die Mitbedeutungen wechseln hier von kindlich, gefährlich, auf die Funktion des Wohnens reduziert bis hin zur Einbindung in Marktgegebenheiten (vgl. dazu etwa Dörner 2006, 97).

In der Titulierung der mit Menschen mit geistiger Behinderung direkt Befassten lässt sich grob die Abfolge „PflegerIn“, „BetreuerIn“, „MitarbeiterIn“, „AssistentIn“, „Begleitung“ als historisches Namenspanoptikum wiedergeben. Bezüglich der vorherrschenden Tätigkeitsphilosophie lassen sich parallel dazu die Begriffe „Fürsorge – Behandlung, Förderung – Erziehung, Assistenz – Begleitung“ nennen. (vgl. Hähner 2003a, Greving 2004, 73 - 77; Möckel 2007, Ellger-Rüttgardt 2008).

3.2.2 Kommunikation

„Professionelles Sprechen über Behinderung ist immer auch ein Sprechen mit diesen Betroffenen“ (Greving 2006, 22).

In der Kommunikation mit den Menschen mit geistiger Behinderung lässt sich ein Prozess darstellen, der in seinem Verlauf immer mehr den „echten Dialog“ suchte. Ausgangspunkt war die sehr einseitige Vermittlung / Ansprache von Seiten der professionell tätigen Person, was einer kommunikativen Einbahnstrasse gleich kommt. Eine Veränderung der gegebenen Situation wurde vor allem durch zwei Faktoren vorangetrieben: Durch heilpädagogische Inputs zur Sensibilisierung auf dem Gebiet des Austausches einerseits (Basale Kommunikation, Biographiearbeit,...) und durch technische Weiterentwicklungen (Entwicklungen im digitalen Bereich, Unterstützte Kommunikation,...) andererseits.

Im Fachkontext erscheint aktuell der Begriff der *„konsultativen Kommunikation“* (Scheibner 2004, 92), der eine gewisse subsumierende Funktion hat und auch das widerspiegelt, was im Alltag heilpädagogischer Arbeit von vielen MitarbeiterInnen schon immer intuitiv mitpraktiziert wurde. *„Neben Verständigung durch Wort und Schrift“* impliziert diese Kommunikationsvariante auch *„grafische Symbole und jedwede Form der Zeichensprache. (...) ergänzt (...) durch Gestik, Mimik, Motorik und Berührungen“* (Scheibner 2004, 92). Rödler verweist in diesem Kontext auf die Notwendigkeit eines dialogisch - hermeneutischen Zugangs. Ein für „Kleinzeichen“ geschultes Sensorium des Gegenübers ist, bei aller Empathie im Zugang, notwendige Ergänzung (vgl. Rödler 2000, 200; dazu auch Pfeffer 1988; Mall 1997, Fröhlich 2001).

Was den Modus der Verbalsprache angeht, so warnt Kobi vor „*Kindchensprache*“ (dämmlich, naiv) und „*gönnenhafter „Bazarsprache*“ (herablassend, floskelhaft, gespielt, plump vertraulich) (Kobi 1999, 120). Pörtner erwähnt hier Empathie, Kongruenz und Wertschätzung als wichtige korrigierende Impulsparameter (Pörtner 2007, 41f.).

Möckel meint treffend *„Die Sprache ist mehr als ein Haus, in dem wir wohnen. Sie ist der Atem, der uns lebendig macht. Hier liegt die Herausforderung (...) der Heilpädagogik (...) Verunreinigte Sprache, Sprachlosigkeit (...) ist nicht weniger gefährlich als verschmutztes Wasser, verschmutzte Luft“* (Möckel 2001, 48).

3.3 Anmerkungen zum Begriff „Paradigma“ in der Heilpädagogik

Da Veränderungen im heilpädagogischen Kontext Inhalt der Arbeit sind, sollen hier auch einige Anmerkungen zum Thema „Paradigma“ Platz finden, da dieser Terminus ob seiner vielfältigen und uneindeutigen Verwendung auch fachinterner Diskussionen ausgesetzt ist, vor allem dann, wenn Umbrüche anstehen oder verdeutlicht werden sollen.

Wenn auch an dieser Stelle mit Sicherheit nicht erschöpfend über die problematische Verwendung der besagten Begriffe referiert werden kann, so soll doch eine Skizzierung von wesentlichen Aspekten stattfinden.

Eine Unzahl von Begriffen wird in derzeitigen Fachdiskussionen mit dem des „Paradigmas“ bzw. des „Paradigmenwechsels“ vernetzt. Hier eine kleine Auswahl, die sich allein auf Basis der Literaturrecherche für die vorliegende Arbeit ergab:

„Behinderungs“ - „Krankheits“ -, „Autonom – Leben“ -, „heilpädagogisches“, „ökologisches“, „medizinisches“, „materialistisches“, „salutogenetisches“, „politökonomisches“, „biotechnologisches“, „personenzentriertes“, „profizientiertes“, „systemtheoretisches“, „bürgerzentriertes“, „gesellschaftstheoretisches“ oder „(gleichberechtigt -)begabungsorientiertes“ Paradigma (vgl. Hensle / Vernooij 2000; Speck 2003; Haeberlin 2005; Cloerkes 2007, Dörner 2007).

Dieser Variantenreichtum lässt terminologische Verwirrungen entstehen und entfacht weitere Diskurse.

Paradigma bedeutet „*ein Muster, ein Beispiel innerhalb eines größeren Zusammenhangs*“ (Hensle / Vernooij 2000, 18), aber auch „*theoretischer Ansatz*“ oder „*wissenschaftliche Sichtweise*“ (Cloerkes 2007, 10). So vereint es theoretische und praktische Elemente und dient auch als Ausgangspunkt für die Entwicklung von Zielsetzungen, Fragen oder Methodenentwicklungen (vgl. Hensle / Vernooij 2000,18).

Thomas S. Kuhn, auf dessen Ausführungen immer wieder Bezug genommen wird, beschreibt eingehend, was hier nur grob umrissen werden kann. Eine „Normalwissenschaft“ – dieser klar definierte Status kann laut Hillenbrand für die Heilpädagogik nicht angenommen werden – gerät durch sich anhäufende, widerstreitende Theorien in eine Krise. Eine wissenschaftliche Revolution vollzieht sich, bei der es zu einem Bruch in der Kontinuität der Theorienentwicklung kommt. Die siegende Theorie begründet dann wiederum eine wissenschaftliche Ausrichtung. Ein Paradigmenwechsel hat stattgefunden. Das Beschriebene kann und darf aus mehreren Gründen, die Hillenbrand sehr detailliert klarlegt, nicht einfach für das pädagogische Feld übernommen werden (vgl. Kuhn 1988, Hillenbrand 1999).

Der Kuhnsche Paradigmenbegriff betrifft ja ursprünglich die Materie naturwissenschaftlicher Forschung. So lässt er sich nur bedingt oder transformiert auf die Sachlage geisteswissenschaftlicher und so auch heilpädagogischer Zusammenhänge anwenden, da die Verfasstheit der Heilpädagogik in Status, Vorgehensweisen und Gesetzmäßigkeiten nicht mit den Naturwissenschaften vergleichbar ist. Für Kuhn waren Paradigmen, die einander ablösten, nicht miteinander vereinbar, in den vielfältigen Positionen des nachmodernen (pädagogischen) Kollektivs muss Diversität sich jedoch nicht in Ablösung der einen Überzeugung durch die jeweils andere niederschlagen. Genese und Bestehen von Denkwürfen und -realisationen können nebeneinander existieren, aber auch zu Neuem werden bzw. dazu animieren.

Es ist daran gelegen das „*bisherige Freund - Feind - Denken zu überwinden*“ (Speck 2003, 123). Es kann eher von einer Koexistenz verschiedener

Denkmodelle ausgegangen werden. Historische Kontinuitäten bezüglich heilpädagogischer Denkrichtungen (z. Bsp.: Verallgemeinerungsbewegung / Georgens und Deinhardt / Reformpädagogik / Integration) werden von Hillenbrand angeführt, um die Unmöglichkeit einer unreflektierten Übernahme des Paradigmabegriffs nach Kuhn zu untermauern. Auch hier zeigt sich eine Diskrepanz zum, von Kuhn postulierten, Paradigma. Letztendlich weist Hillenbrand darauf hin, dass die Qualität der Auseinandersetzung der Heilpädagogik mit ihrer eigenen Wissenschaftstheorie und -historiographie zu beachten ist. Tatsache ist, dass die Begrifflichkeiten „Paradigma“ und „Paradigmenwechsel“ in der heilpädagogischen Fachdiskussion häufig Verwendung finden. Hier bedarf es genauer Standortbestimmungen und Definitionen um Klarheit zu behalten (vgl. Hillenbrand 1999; Strachota 2002,13f.; Speck 2003, 31f. und 175).

4 Gesellschaftliche Veränderungen im Umgang mit (geistiger) Behinderung

Im Folgenden soll auf die Entwicklung im Umgang mit der Thematik (geistiger) Behinderung eingegangen werden. Das Wort „geistig“ ist in Klammer gesetzt, da verschiedene Prozesse im Kontext der Emanzipation der Gesamtgruppe „Menschen mit Behinderung“ gesehen werden müssen. Starke Zusammenhänge und Wechselwirkungen sind hier gegeben. Die historische Folie soll helfen die enge Verbindung von Perspektiven von Behinderung, Positionen Betroffener in der Gesellschaft und daraus resultierenden Handlungsmodellen und Entwicklungstendenzen zu erkennen. Aus diesem Grund ist es auch erforderlich historische Vorläuferprozesse mit in den Blick zu nehmen, die in der zeitlichen Einordnung vor der bearbeiteten Textmaterie liegen.

Im Verlauf der Geschichte wurde von Menschen mit (geistiger) Behinderung / ihren Familien zunächst die Tatsache der Nichtbeachtung durch die Gesellschaft bekämpft und das generelle Anrecht auf Anerkennung, Arbeit oder Bildung eingefordert bzw. dies von Pädagogen postuliert. Darauf folgte eine Phase der Angleichung an das „Gaußsche Mittelfeld“, schließlich entwickelte sich ein Fokus des Mitteilhabens am sozialen Ganzen, als dessen selbstverständlicher Teil sich jeder Mensch letztendlich begreifen soll.

Der Wechsel von einer elementaren Auffassungsrichtung zur nächsten vollzieht sich logischerweise nicht sprunghaft, sondern in Phasen, die von der Destabilisierung des Überkommenen, über das Durchscheinen des Aufkommenden hin zum schlussendlichen Entstehen neuer Optionen und dem Bilden neuer Strukturen reichen. Aus diesem Grund überlappen und bedingen Perioden auch einander (vgl. Speck 2003, 28 - 32; Möckel 2007; Ellger-Rüttgardt 2008).

Auf eine historische Epochenbenennung wurde verzichtet. Schlüsselbegriffe charakterisieren die vorherrschenden Leitmotive.

Zur Reihung der Unterkapitel soll noch Folgendes angemerkt werden. Der Leitbegriff Empowerment erlebt in den Debatten rund um das Thema Inklusion eine „Hoch - Zeit“ und wäre so auch in Nachbarschaft zu diesem Unterkapitel denkbar. Da aber die Anfänge und gesellschaftlichen Startbedingungen noch vor der Blütezeit der Integration liegen, wird besagtes Kapitel auch dementsprechend gereiht (vgl. dazu auch Theunissen 2006b, 14f.).

Aufgrund der Literaturlage liegt der Schwerpunkt auf dem deutschsprachigen Raum insbesondere Österreich, aber auch auf der Bundesrepublik Deutschland bzw. deren Vorgängerstaaten.

4.1 Geschichtliche Rahmenprozesse

4.1.1 Stigmatisierung

Es zeigt sich, dass das Leben mit einer Behinderung schon seit der Antike eher durch Negativmetaphern (Dämonisierung, Prüfung, Sündenfolge....) geprägt war, auch wenn es einzelne Ausnahmereischeinungen gab. Behinderung wurde als Schicksalsschlag oder Gottesstrafe gesehen, der man nicht entrinnen konnte, die es zu ertragen galt bzw. der man mit Argwohn begegnete (vgl. Müller 1996, 30 und 34; Stadler 2001, 65; Strachota 2002). Auch Entledigung durch Aussetzung oder Tötung lag im Bereich der Lebenspraxis (vgl. etwa Hofmüller / Stekl 1982 , Möckel 2007, 93; Ellger-Rüttgardt 2008, 21f.). Zur sozialen Ächtung – so wurde etwa in manchen Fällen die Taufe in Frage gestellt (vgl. Möckel 2007, 95) – kam auch oft eine materielle Mehrbelastung, da ja staatliche Sozialsysteme nicht existierten und Menschen mit Behinderung nichts zum Familieneinkommen beitragen konnten. Segregation und Abhängigkeit waren logische Folgeerscheinungen.

Menschen wurden abgeschoben in Asyle, Hospitäler und Klöster, verborgen als Familiengeheimnis oder sich selbst und der Bettelei überlassen (vgl. Möckel 2001, 38; Vanja 2007, 80ff.). Speck spricht hier auch vom „*Aussätzigen - Phänomen*“ (Speck 2003, 42). Oft war nur im Kontext der Großfamilie eine „*Überlebensnische*“ (Jakobs 2006, 393) zu finden. Wohlhabende Schichten fanden jedoch schon von jeher die pädagogische Förderung leistungswert, vor allem wenn es sich um Sinnes - oder Körperbehinderung handelte (vgl. Speck 2003, 43; Möckel 2007, 31; Ellger-Rüttgardt 2008, 21f.).

4.1.2 Institutionalisation

4.1.2.1 Voraussetzungen der Institutionalisation

Möckel merkt hierzu an: *„Die Geschichte der heilpädagogischen Institutionen begann (...) ohne gesetzliche Regelung.“* (Möckel 2007, 89). Die Regierenden *„sahen in der Situation behinderter Kinder kein Problem der Gerechtigkeit, sondern der Wohltätigkeit“* (ebd.). Die Solidargemeinschaft leistete so nicht mehr die *„Gabe von Zeit, sondern (...) die Gabe von Geld“* (Dörner 2006, 97). So entstand auch eine neue Gruppe von Berufen, an die entsprechende Aufgaben delegiert werden konnten.

Gleichzeitig war die Unheimlichkeit des „Unnormalen“ und des damit in Kontakttretens vorherrschend und so erfüllte die Institutionalisation auch gewisse Schutzfunktionen für beiden Seiten, für die Menschen mit Behinderung ebenso wie für die restliche Bevölkerung (vgl. Rimland in Theunissen 2006c, 60).

Die Ideen John Lockes beeinflussten die damalige anthropologische und somit auch pädagogische Sichtweise wesentlich. Der Mensch war demnach nicht schicksalhaft fest determiniert, sondern konnte durch Einsatz des Sensoriums in seiner Entwicklung vorangebracht werden und bei Verlust eines Sinnes diesen kompensieren (vgl. Ellger-Rüttgardt 2008, 23). Die Suche nach passenden Lern - und Erziehungsmethoden und deren Ausdifferenzierung wurden so entmystifiziert und systematisierter angegangen. Der Begriff der „Bildsamkeit“ kam ins „pädagogische Spiel“ (vgl. Möckel 2007; Ellger-Rüttgardt 2008, v.a. 62 - 72).

Jean – Jacques Rousseau prägte (allgemein)pädagogische Sichtweisen insofern, als Kinder mit Behinderungen in seiner Erziehungsauffassung keinen Platz hatten, was etwa auch von Georgens und Deinhardt kritisch angemerkt wurde. Ein erster Spaltkeil war in die Pädagogik gesetzt (vgl. Speck 2003, 45; Möckel 2007, 129f.; Ellger-Rüttgardt 2008, 31).

4.1.2.2 Anfänge der Institutionalisierung

Im 18. Jahrhundert ging die spezielle Zuwendung zu Menschen mit Behinderung von Einzelpersonen aus, die sich in der erzieherischen Betreuung Einzelner oder kleiner Gruppen (Itard, Pestalozzi) versuchten (vgl. Ellger-Rüttgardt 2008, 26 -30). In institutionalisierten Formen realisierten de l'Épée („Taubstummenanstalt“) oder Haüy („Blindenschule“) als Vorreiter ihre pädagogischen Vorhaben. Unterstützung war zwar zunächst nicht von Seiten des Staats, jedoch von Seiten begüterter Philanthropen gegeben (vgl. Speck 2003, 42; Möckel 2007; Ellger-Rüttgardt 2008, 33 - 62). Die caritative Verpflichtung zur Nächstenliebe war hier ausschlaggebendes Moment, die Versorgung der Grundbedürfnisse war wichtig, was für die damalige Zeit auch schon allein aus dem Grund bemerkenswert schien, als die Deckung elementarer Lebensnotwendigkeiten für einen Teil der Bevölkerung auch keine Selbstverständlichkeit darstellte und sozialrechtliche Absicherungen nicht gegeben waren. Auch Erziehung und Bildung wurden in den besagten Institutionen als wichtige Bereiche erkannt. In wirtschaftlichen Notlagen kämpften jedoch auch diese Einrichtungen stets ums Überleben (Möckel 2007; Ellger-Rüttgardt 2008).

In Frankreich wurden die genannten Institutionen im Lauf der Zeit verstaatlicht und bekamen stark autoritär - utilitaristische Züge. Im deutschsprachigen Raum waren sie von Anfang an staatlich (Wien) oder erfuhren bald staatliche Unterstützung (Leipzig, Berlin) ohne jene negativen Begleiterscheinungen, die man aus Frankreich kannte (vgl. Ellger-Rüttgardt 2008, 33 - 86).

Ein starker Schub in der Entwicklung der Installation derartiger Einrichtungen begann ab dem 19. Jahrhundert. Ausschlaggebend waren Grundgedanken der Aufklärung, eine sich emanzipierende Bürgergesellschaft, Beispiele gelingender Förderung und ein auch dadurch bedingtes steigendes soziales Bewusstsein. Humboldts Einfluss durch das Konzept der „allgemeinen Menschenbildung“ kann ebenfalls hier geltend gemacht werden. Möckel führt in diesem Kontext die historische Parallelität von beginnender Institutionalisierung der Heilpädagogik und Formulierung der Menschenrechte an (vgl. Möckel 2007, 28). Auch eine sich spezialisierende Lehrerausbildung griff Platz (vgl. Möckel 2001, 2007; Ellger-Rüttgardt 2008).

4.1.2.3 Institutionen für Menschen mit geistiger Behinderung

In ihren Anfängen war die institutionelle Betreuung von „Cretinen“ oder „Schwachsinnigen“ oft stark mit deren Einbeziehung in „Taubstummenanstalten“ verbunden. Spätere „Idiotenanstalten“ waren als spezielle Stätten für die Versorgung / Behandlung von Menschen mit geistiger Behinderung gedacht, in denen auch Bildungsaufgaben wahrgenommen wurden. In einem Naheverhältnis zu ihnen standen die so genannten „Irrenanstalten“, zu deren Klientel besonders Menschen mit psychischen Erkrankungen oder deviante Personen gezählt wurden. Der Übergang zwischen den beiden Einrichtungen war aber durchaus fließend. Absonderung und Größe der Anstalten gingen hier quasi „Hand in Hand“, da es ja bezogen auf die Gesamtheit der Bevölkerung nur wenige, oft dezentrale Institutionen gab (vgl. Jakobs 2006, 393).

Schon 1819 rief Guggenmoos im Salzburgischen ein Schulheim ins Leben (vgl. Jakobs 2006, 393; Möckel 2007, 89f.; Ellger-Rüttgardt 2008, 88).

Guggenbühl (Schweiz), Saegert (Berlin) und Séguin (Paris) waren als Anstaltsgründer bekannte Persönlichkeiten.

Séguin gründete 1839 eine „*Privatanstalt für Geistesschwache*“ (Ellger-Rüttgardt 2008,89). Grundlage seiner Arbeit war eine Konzeption von Bildung, die auf der Gleichheitsgesinnung der Französischen Revolution basierte und eine grundsätzliche menschliche Bildungsfähigkeit postulierte. Sein Ziel war die Heranführung der SchülerInnen an ein Leben, das in sich Motivation gab und selbst regulierend wirkte (vgl. Klein 2004, 20; Ellger-Rüttgardt 2008, 89).

Bemerkenswert scheint auch die Tatsache, dass Séguin stark gesellschaftlich geprägte und prägende Komponenten wie nachlässigen Versorgungszustand und schäbige Kleidung als stigmatisierend, den Blick verschleiern und so behindernd anprangerte (vgl. Rohrmann 1996, 445).

Saegert fällt durch seine exakt beschriebenen, systematischen Erziehungsdokumentationen auf. Auch der Lehrerpersönlichkeit wird bei ihm große Bedeutung zugemessen (vgl. Ellger-Rüttgardt 2008, 94 - 96).

Ein Meilenstein war die Gründung der „Heil - und Pflegeanstalt Levana“¹ durch Georgens und Deinhardt 1857 und die Veröffentlichung der „Heilpädagogik“ in zwei Bänden (1861 und 1863), die auch den Begriff der Heilpädagogik publik machte. Mit dieser sich verfestigenden Benennung einer speziellen Pädagogik trat der fatale Nebeneffekt ein, dass sich die allgemeine Pädagogik endgültig ihrer Verantwortung für „nicht gesunde“ Kinder entzog (vgl. Speck 2003, 42 - 44), was keinesfalls im Sinn von Georgens und Deinhardt war, die auch bezüglich Theorien in der (Heil)pädagogik Grundlagenarbeit leisteten. Sie sahen Heilpädagogik in einem Kanon von Disziplinen wie Medizin, (allgemeiner) Pädagogik und Sozialer Arbeit (vgl. Möckel 2007, 126 f.; Ellger-Rüttgardt 2008, 124). Unter den gegebenen Umständen aber nahm ein „*marginales Praxissystem*“ (Speck 2003, 42) seinen Anfang. Vom jetzigen Standpunkt aus entsteht der Eindruck, dass *“die Einbeziehung Behinderter in das allgemeine Bildungswesen nur um den Preis von Exklusionsvorgängen zu erzielen war“* (Ellger-Rüttgardt 2008, 130).

4.1.2.4 Tendenzen im 19. Jahrhundert

Im 19. Jahrhundert begann eine Reihe von Faktoren wirksam zu werden, deren Zusammenwirken eine besondere Dynamik entwickelte.

Sozialpädagogische Ansprüche, wie sie sich etwa auch in der „Rettungshausbewegung“ um Johann Hinrich Wichern etablierten, nahmen immer mehr Platz ein (Möckel 2007, 68ff.; Ellger-Rüttgardt 2008, 101f.). So sehr die Einzelperson in den Fokus der Veränderungsmöglichkeiten genommen wurde, so wurden doch die hindernden sozialen und politischen Rahmenbedingungen als gegeben akzeptiert. Eine Befassung mit Milieufaktoren in diesem Kontext blieb weiterhin ausgespart. Die Motivation zur Arbeit war stark im christlich - caritativen Gedankengut verankert (vgl. Möckel 2007, 72; Ellger-Rüttgardt 2008, bes. 97f. und 156).

Jakobs führt an, dass sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts Prioritätssetzungen der Einrichtungen änderten und *„aus den Heil- und*

¹ Levana war jene römische Göttin, die beim Aufnahmeitus eines neugeborenen Kindes angerufen wurde, was auch basisgebend für seine Erziehung war (vgl. Möckel 2007, 126).

Bildungsanstalten (...) Arbeits- und Pflegeanstalten“ (Jakobs 2006, 393) wurden. Dies betraf vor allem das Klientel der Menschen mit geistiger Behinderung oder mit Verhaltensauffälligkeiten, die ab nun eher verwahrt als gefördert wurden. Menschen mit Sinnesbehinderung hatten aufgrund staatlicher Anordnungen hier schon das verbriefte Recht auf Bildungseinrichtungen (vgl. Ellger-Rüttgardt 2008, 140ff.). Die Fremdbestimmung bekam einfach ein neues, „amtlicheres“ Gesicht. Ausgrenzung und Unselbstständigkeit wurden damit aber immer weiter festgeschrieben. Defektorientierung, Nützlichkeitsdenken und Anpassung an das „Normale“ prägten immer mehr Lebens - und Tagesabläufe der Heiminsassen.

Nützlichmachung war die Konsequenz einer sich immer weiter industrialisierenden Gesellschaft und fand ihren ausgeprägtesten pädagogischen Ausdruck in den so genannten „Industrieschulen“, die Bildung nur mehr rudimentär behandelten (vgl. Möckel 2007, 86; Ellger-Rüttgardt 2008, 100). Im Begriff der „Perfektibilität“ (Fähigkeit zur Vervollkommnung) subsumierten sich hier so manche Erwartungen und Ambivalenzen, etwa auch in der nachschulischen, wirtschaftlichen Absicherung der Betreuten. Dazu meint Ellger-Rüttgardt: *“Pädagogik konnte sich auf allgemeine Menschenbildung zurückziehen, eine Sonderpädagogik nie!”* (Ellger-Rüttgardt 2008,126)

Es gab starke Professionalisierungstendenzen in der Gruppe der (heil)pädagogisch Tätigen. Immer wieder kam es auch zu Differenzen bezüglich Zuständigkeiten und Kompetenzen. Vor allem die Beziehung zur Medizin gestaltete sich konfliktreich. Die Vormachtstellung eben dieser Wissenschaft verfestigte sich, was eine äußerst negative Auswirkung auf die Positionierung von Heilpädagogik als wissenschaftliche Disziplin zur Folge hatte. Auch der Bildungsanspruch bezogen auf Kinder mit geistiger Behinderung litt darunter. (vgl. Möckel 2007, 112f.; Ellger-Rüttgardt 2008, 97f., 148 und 185f.). In Österreich verlangte etwa das Reichsvolksschulgesetz von 1869 den Unterrichtsausschluss von Kindern *„mit einem hinderlichen geistigen oder körperlichen Gebrechen“* (Reicher 2006,113). Die sich entwickelnde Psychiatrie betonte außerdem den medizinischen Kontext des „Irreseins“ und postulierte somit auch gegebenenfalls dessen Unheilbarkeit, also Unerreichbarkeit bezüglich verschiedener Einwirkungen von außen (vgl. Ellger-Rüttgardt 2008, 139). Besonders krass wirkte sich die Medizin - Hegemonie in einem Erlass

aus, durch den „Idiotenanstalten“ (mit Bildungsaufgaben) und „Irrenanstalten“ (Krankenanstalten) gleichgesetzt wurden (Ellger-Rüttgardt 2008, 144).

Die Frage der (sonder)schulischen Bildung wurde thematisiert, was neben Chancen und neuen Perspektiven auch weitere Hierarchisierungen und Grenzziehungen mit sich brachte. Der von Besondere betroffene Personenkreis erweiterte sich noch um die Gruppen der Kinder mit Verhaltensauffälligkeiten und Körperbehinderung. Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den diversen Feldern der Pädagogik etablierte sich zwar, oft jedoch geprägt von Beschreibungen stark hospitalisierter Insassen, was sich in der Beurteilung dieser Menschen durch ihre Umwelt nicht positiv niederschlug (dazu auch Möckel 2007, 32 und 94f.; Ellger-Rüttgardt 2008, 106f.). Gesellschaftspolitische Gegebenheiten und schulorganisatorische Rahmenbedingungen führten Ende des 19. Jahrhunderts zur Installation der Hilfsschule, dem Vorläufermodell der Sonderschule. Im Bezug auf Kinder mit geistiger Behinderung ergab sich daraus eine weitere Hierarchisierung (geistige Behinderung – Lernschwäche), deren Trennschärfe nach wie vor ungewiss ist (vgl. Reicher 2006; Ellger-Rüttgardt 2008).

4.1.3 Eliminierung

4.1.3.1 Die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg

Nach den negativen Erfahrungen des Ersten Weltkriegs gab es trotz schwieriger wirtschaftlicher Umstände ein reges, sich entwickelndes pädagogisches Leben, das vielerlei Impulse durch neue Strömungen wie Reformpädagogik, Psychoanalyse, Individualanalyse oder Erziehungsberatung bekam (Möckel 2007, Ellger-Rüttgardt 2008).

Parallel, aber gleichzeitig diametral entgegengesetzt dazu, wurde der Einfluss nationalsozialistischen Gedankenguts auf Gesellschaft und Politik immer größer. Mit der Machtergreifung Hitlers kamen so auch viele heilpädagogische Kongresse und Zeitschriften zum Erliegen (vgl. Ellger-Rüttgardt 2008, 214). 1935 spricht der Heilpädagoge Theodor Heller von einem „*Zusammenbruch der Heilpädagogik*“ (Heller zit. nach Ellger-Rüttgardt 2008, 218).

4.1.3.2 Weltanschauliche Grundgedanken

Im Jahr 1859 hatte Charles Darwin sein Werk „Über die Entstehung der Arten“ und 1871 ein weiteres Buch „Über die Abstammung des Menschen“, veröffentlicht. In ihnen fanden Anhänger des sozialdarwinistischen Gedankenguts Grundlage und Nahrung für ihre Theorien. Der Sozialdarwinismus differenzierte sich folgendermaßen aus: einerseits in der Eugenik (Erbgesundheit), die enge Verbindung zur Rassenhygiene („Entartung“ eines Volkes durch minderwertige Mitglieder) zeigte, und andererseits in der Rassenanthropologie (Wertigkeitsskala der Rassen). Euthanasie und Rassismus können als die jeweiligen Extrempendants dazu verstanden werden (vgl. Ellger-Rüttgardt 2008, 132 - 134).

Durch den oben angeführten Anspruch der Wissenschaftlichkeit und in Ermangelung eigener Theorien öffnete sich so auch das Gebiet der (Heil)pädagogik dadurch einer „*biologistischen und selektionistischen Denkweise*“ (Haeberlin 2000, 42) und wurde „*gegenüber dem Sozialdarwinismus (...) anfällig oder argumentativ hilflos*“ (Möckel 2007, 209). So wurde ein beschädigtes Bild von Menschen mit Behinderung transportiert. PädagogInnen waren ebenfalls unter den VertreterInnen dieser Denkrichtung zu finden (vgl. Möckel 2007; Ellger-Rüttgardt 2008). Behinderung wurde an biologischen Defekten (organisch / funktionell) festgemacht. Die „Fehlerhaftigkeit“ des Einzelindividuums wurde als Beeinträchtigung der Gesamtgesellschaft widergespiegelt. Jakobs spricht von einer „*Beschuldigungsperiode*“ (Jakobs 2006, 393). Dies war insofern fatal, als „*biologische Werte (...) zu sittlichen Werten*“ (Speck 2003, 131) wurden. Unter Miteinwirkung von Veröffentlichungen wie „Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens“ von Binding, einem Juristen, und Hoche, einem Psychiater, kumulierte dies in der Zeit des Nationalsozialismus mit dessen Euthanasieideologie in der grausamen Vernichtung „lebensunwerten Lebens“ (vgl. dazu auch Strachota 2002).

4.1.3.3 Menschen mit Behinderung im Nationalsozialismus

Die Wertigkeit eines Menschen mit Behinderung definierte sich im Dritten Reich über zwei Faktoren: Rassenzugehörigkeit und Nützlichkeit.

Generell muss auch vorausgeschickt werden, dass Menschen mit „etablierten Behinderungen“ – Gehörlosigkeit, Blindheit und Körperbehinderung – zunächst in weniger großem Maß existentiell bedroht waren als Menschen mit geistiger Behinderung oder Verhaltensauffälligkeit, so genannte „Asoziale“. In der Hitlerjugend gab es etwa mit dem „Bann B“, eine Untergruppe für Blinde (vgl. Ellger-Rüttgardt 2008, 244f.). Doch auch in Selbsthilfegruppen, Errungenschaften der Zwischenkriegszeit, wurden rassistisch - utilitaristisch - politische Raster angelegt und auf Mitglieder angewendet (vgl. Ellger-Rüttgardt 2008, 277f.).

Die praktische Ausführung der Behindertenpolitik hatte zwei Hauptstränge der Vorgehensweise: Sterilisation und Euthanasie. Diese Aktionen waren immer stark mit bürokratischer Erfassung, Begutachtung und Selektion durch Experten verbunden. Die betroffenen Professionen (LehrerInnen, PflegerInnen, ÄrztInnen,...) kamen in teilweise immense Gewissenskonflikte, insofern sie nicht zu denen gehörten, die mit den Machthabern fraternisierten und so teilweise zu HandlangerInnen der Herrschenden wurden (vgl. Möckel 2007, 197 – 199; Ellger-Rüttgardt 2008, 267 - 277).

Das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ und die mit ihm einhergehende Maßnahme der Zwangssterilisation betraf eine Reihe von Behinderungen, neben erblichen Sinnes - und Körperbehinderungen, psychischen Erkrankungen auch „angeborenen Schwachsinn“ (vgl. Ellger-Rüttgardt 2008, 249). Dies wirkte sich in späterer Folge besonders auf einen Teil der „Hilfsschüler“ aus, für die ihre Beschulbarkeit zum Indiz ihrer Nützlichkeit mutierte (vgl. Möckel 2007 200 - 202; Ellger-Rüttgardt 2008, 256).

Mit einer auf den Kriegsbeginn, 1.9.1939, rückdatierten Verfügung begannen die Vernichtungsprogramme des Regimes: „Kinderaktion“ (bis 1945), „Aktion T4“ (bis 1941) und „Aktion 14f13“ (1941 - 1943).

Sowohl in der „Kinderaktion“ als auch in der „Aktion T4“ bestand für Kinderfachabteilungen oder Anstalten eine Meldepflicht bezüglich geistig und / oder körperlich behinderter Kinder. Die konzentrierten Großeinrichtungen, durch gezielte Unterversorgung in verschiedenen Bereichen stark in Mitleidenschaft

gezogen, waren ein leichtes Opfer der Euthanasiepolitik des Dritten Reichs (vgl. Jakobs 2006, 393).

Nach der Durchführung von Selektion und Abtransport – Berichte in der Literatur schildern hier dramatische Szenen – gelangten die Betroffenen in Tötungsanstalten, wo sie in der Regel vergast wurden. Fingierte Todesnachrichten und Trostbriefe sollten den Angehörigen einen natürlichen Tod vorgaukeln. Schon 1940 hatte Pastor Braune, der Vizepräsident der Inneren Mission, eine „Denkschrift für Adolf Hitler“ verfasst (vgl. Braune 1940). Nach vermehrter Beunruhigung der Bevölkerung und aufgrund kirchlicher Proteste, etwa von Bischof von Galen, kam es 1941 zur Einstellung der „Aktion T4“, während die „Kinderaktion“ bis 1945 andauerte. „Wilde Euthanasie“ wurde weiterhin intramural praktiziert.

Ein Teil des „T4“ - Personals wurde in den Vernichtungs - und Konzentrationslagern weiterverwendet, wo diese Menschen mit ihren Erfahrungen auch im Rahmen der Aktion „13f14“ Einsatz fanden. Hier wurde die Tötung kranker und behinderter Lagerinsassen betrieben. Im Gebiet des Deutschen Reiches gab es sechs Tötungsanstalten, davon eine in Hartheim in der Nähe von Linz (vgl. Strachota 2002, Möckel 2007, Ellger-Rüttgardt 2008).

4.2 Normalisierung

4.2.1 Die Zeit nach 1945

Nach dem Trauma der Naziherrschaft begann man auch im Feld der Heilpädagogik wieder an Vorkriegsszenarien anzuknüpfen. Die 50er und 60er Jahre des letzten Jahrhunderts wurden in Europa als Wiederaufbau angegangen, wobei man aber hinsichtlich der Menschen mit (geistiger) Behinderung Grundgedanken wie Pflege, Fremdbestimmung oder Besonderung verhaftet blieb. Auch die Machbarkeitsideen dieser Dekaden wirkten sich dementsprechend auf das sonder - und heilpädagogische Selbstverständnis – präzisiert: jenes der BetreuerInnen, ÄrztInnen, LehrerInnen – aus, wenn auch Wertschätzung des Einzelindividuums gegeben war (vgl. Hähner 2003b, Möckel 2007, Ellger-Rüttgardt 2008).

Gleichzeitig begannen sich verschiedene Strömungen zu zeigen, zwischen und in denen das Leben der Menschen mit Behinderung sich wieder finden und gestalten musste.

4.2.2 Bewahrung von Altem

Die Nachkriegszeit war durch die Wiederherstellung von stark destabilisierten bzw. zerstörten organisatorischen Bedingungen und baulich - materiellen Gegebenheiten gekennzeichnet (vgl. Bach 2004, 27, Ellger-Rüttgardt 2008). In puncto rechtlichen Rahmenbedingungen versuchte man sich an den Status der Zwischenkriegszeit zu halten. Es wurden aber auch Richtlinien, die im Dritten Reich installiert worden waren, beibehalten, dies betraf etwa die Schulbefreiung von bildungsunfähigen Kindern (vgl. Klein 2004, 24; Ellger-Rüttgardt 2008, 300).

In dieser Zeit der Neuorientierung konzentrierte man sich vor allem auf die Schaffung nötiger Strukturen für Erziehung und Bildung von Kindern mit Behinderungen. Die tragischen Geschehnisse der Euthanasie hatten in Bezug auf die Altersverteilung ihre Spuren hinterlassen. Auch „Wiedergutmachungsgedanken“ und Mitleid spielten bei der Errichtung oder Restaurierung großer Heime eine Rolle (vgl. Speck 2001, 26; Ellger-Rüttgardt 2008, 300). So wurde etwa in Oberösterreich vom Landeswohltätigkeitsverein in unmittelbarer Nähe der ehemaligen Euthanasiestätte Schloss Hartheim ein Großheim für Kinder mit geistiger Behinderung gebaut (vgl. Dolch 1981, 26). Zu einer wirklichen Aufarbeitung der unmittelbaren Vergangenheit kam es damals im Allgemeinen jedoch nicht. Fachleute, die sich am unrühmlichen System beteiligt hatten, wurden teilweise weiter in ihrem Tätigkeitsfeld behalten (vgl. Hähner 2003b, 26; Ellger-Rüttgardt 2008, 294 ff.).

Hauptaufgabe der Einrichtungen für Menschen mit geistiger Behinderung war im besonderen Maß die Fokussierung der Befürsorgung und Absonderung (vgl. Rohrmann 2004, 19). Auch psychiatrische Krankenhäuser und Abteilungen waren Versorgungsstandorte in diesem Bereich (vgl. Lingg 2007, 273).

4.2.3 Normalisierung als Leitprinzip

Das hierarchische System, in dem die Klienten den Status zu befürsorgender Individuen einnahmen und die involvierten PädagogInnen Hilfe zur Selbsthilfe nicht als Grundzug ihrer Tätigkeit sahen, wurde aber bald in den Grundfesten erschüttert (vgl. Speck 2004, 60f).

Aus Skandinavien kommend war das Normalisierungsprinzip ein Manual der Pragmatik. Seine Initiatoren waren Niels Bank-Mikkelsen (Leiter des Dienstes für Menschen mit geistiger Behinderung / Dänemark) und Bengt Nirje (Ombudsmann einer Elternvereinigung und gelernter Jurist / Schweden). Sie wollten den Lebensalltag von Menschen in intramuraler Versorgung aufbrechen, eben normalisieren, und so Lebensqualität und Bewusstsein für Möglichkeiten der Selbstbestimmung der BewohnerInnen fördern. Die meist großen Institutionen, v. a. für Menschen mit geistiger Behinderung, aber auch Psychatrieeinrichtungen hatten Merkmale einer „totalen Institution“, wie etwa zentrale Versorgung (Essen, Wäsche), fixe Zeitstrukturierungen und enge Lebensreglementierungen, was eher den Bedürfnissen der Beschäftigten als denen der BewohnerInnen entgegenkam.

Das Normalisierungsprinzip als öffentliche Forderung wurde erstmals 1959 publik, dann weiterentwickelt und Ende der 1960er / Anfang der 1970er konkret festgelegt. Voraussetzungen hierzu waren sowohl eine geeignete Infrastruktur als auch Personal mit besonderem Verantwortungsbewusstsein, was grundsätzliches Umdenken mit sich bringen musste und eine Herausforderung an die institutionellen Gegebenheiten darstellte (vgl. Goffman 1973; Neumann 1999,28; Fornefeld 2002, 136; Gröschke 2007, 242).

Als Grundelemente des Prinzips werden angeführt:

- Normaler Tages -, Wochen - und Jahresrhythmus
- Normale Erfahrungen im Ablauf des Lebenszyklus
- Normaler Respekt vor dem Individuum und dessen Recht auf Selbstbestimmung
- Normale sexuelle Lebensmuster der Kultur
- Normale ökonomische Lebensmuster und Rechte im Rahmen gesellschaftlicher Gegebenheiten
- Normale Umweltmuster und - standards innerhalb der Gesellschaft

(Nirje, zit. nach Möckel 2007, 211).

Wolfensberger entwickelte das Prinzip noch weiter und postulierte so auch eine Perspektivänderung hinsichtlich der Aktionen und Repräsentationen von Menschen mit (geistiger) Behinderung (vgl. Biewer 2009, 119 - 121).

Das Normalisierungskonzept hatte eminente Relevanz für weitere Reformentwicklungen (Empowerment, Integration, Inklusion,...). Für sie alle gelten dieselben Rahmenbedingungen wie entsprechende finanzielle Ausrüstung, Interdisziplinarität, angepasste Infrastruktur oder professionsspezifische Adaptionen als Eckpunkte (vgl. Möckel 2007, 217).

In den Ursprüngen als intrainstitutionelles Prinzip gedacht, brachte es konsequent weiterverfolgt „Deinstitutionalisierung“, „Dezentralisierung“ und „Regionalisierung“ als infrastrukturelle Maßnahmen mit sich, welche wiederum auch Veränderungen der Selbstkonzeption des Einzelindividuum bewirkten (vgl. Gröschke 2007, 243).

Möckel gibt zu bedenken, dass „Normalisierung“ nicht nur pädagogisch, sondern auch politisch gefordert werden muss. *„Sie appelliert an alle, die etwas gewähren oder vorenthalten können. Sie ist weder ein Versprechen auf Heilung noch ein Freibrief zur Einsparung von öffentlichen Mitteln.“* (Möckel 2007, 212). Sie ist, auf Grundlage der UNO - Deklaration der Menschenrechte von 1948 entstanden, auch in diesem, einem ethischen, Rang zu sehen.

4.2.4 Aufbruch zu Neuem

4.2.4.1 in der Wissenschaft

In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg zeigte sich zunächst die Tendenz, dass Heilpädagogik im Kreis der Wissenschaften eher als *„medizinische Hilfswissenschaft“* (Rohrman 2004, 17) wahrgenommen wurde. Erst zu Beginn der 1960er Jahre gab es dann sukzessive Bestrebungen dies zu ändern. Hinzu kam, dass sich, der Denkrichtung der Zeit folgend, auch in diesem Wissenschaftsbereich eine betont empirisch - kontrollierbare Ausrichtung etablierte, die wissenschaftliche Objektivität vermitteln sollte (vgl. Speck 2001, 27).

Dem Begriff „Heilpädagogik“ wurde der Begriff der „Sonderpädagogik“ zur Seite und dann auch in immer höherem Maß gegenübergestellt, bis er eine

(damalige) Vormachtstellung in der Literatur einnahm (vgl. Speck 2004, 59; Ellger-Rüttgardt 2008, 305).

Eine beinahe technisierte Spezifizierung, die in dieser Zeit als besonderer Ausdruck von Fortschrittlichkeit gewertet werden konnte, machte auch vor dem Feld der Erziehung und des Unterrichts nicht Halt (vgl. Bach 2004, 29; Ellger-Rüttgardt 2008). Entwicklungen, die daraus erwuchsen, waren das Entstehen eines hoch differenzierten Sonderschulapparates und ein wissenschaftlicher Fachausbau (vgl. Hähner 2003b, 30; Reicher 2006; Ellger-Rüttgardt 2008). Im Kontext der oben erwähnten historischen Abqualifizierung als Hilfswissenschaft schienen solche Kategorisierungen die Wissenschaftlichkeit des Faches zu unterstreichen (vgl. Bleidick 1986, 53). Es entstand ein „*System, das sich selbst bestimmte*“, und sich nicht durch Hinterfragungen in der eigenen Fachkompetenz erschüttern lassen wollte (Speck 2004, 59).

Eine Aufwertung erfuhren die Sonderschullehrer in beiden deutschen Ländern durch eine Akademisierung ihres Berufes, was in Österreich nicht der Fall war (vgl. Ellger-Rüttgardt 2008, 326). Im Bereich der Betreuung wird der Schwerpunkt ab den 1970er Jahren von „Bewahrung und Pflege“ hin zu „Förderung“ verlagert (vgl. Hähner 2003b, 30 und 45).

4.2.4.2 bei den Menschen (mit Behinderung)

Die revolutionären Gedanken der Studentenbewegung, das Aufbrechen übertragener Strukturen und neue Sozialtheorien prägten die gesellschaftliche Stimmung. Nun wurde auch aktiv nach Aufarbeitung der Zeit des Dritten Reichs gefragt (vgl. Ellger-Rüttgardt 2008, 292). Rohrmann schildert die Einflussnahme auf die Gruppe der Menschen mit Behinderung allerdings nicht als geplantes Vorgehen der Umbruchsbewegung, sondern eher als deren Nebenprodukt, da die eigentliche Zielgruppe, die Arbeiterschaft, nicht im erwarteten Ausmaß für die Anliegen der APO (= außerparlamentarischen Opposition) und ihrer Konsorten zu gewinnen war. Außenseitergruppen – unter ihnen eben auch Menschen mit Behinderung – waren jetzt „*zu revolutionierendes Subjekt*“ (Rohrmann 2004, 19; vgl. dazu Rohrmann 2004, 18f).

Es kam zu einer Prioritätenverschiebung in Bezug auf Beschulung von Kindern mit Behinderung. Es wurde nicht mehr die Nützlichkeit, sondern die

Individualität in den Vordergrund gerückt. Auch die starke Betonung von Sozialfaktoren im Begabungsbegriff und die Relativität von Behinderung wurden thematisiert (vgl. Ellger-Rüttgardt 2008, 302 - 306). „*Die Emanzipation behinderter Menschen hatte Schulbildung zur Voraussetzung*“ (Möckel, 2007, 229).

Möckel fasst die folgenden Tendenzverläufe, die sich aus diesem Postulat ergeben, so zusammen:

- Zugang zum Unterricht →
- generiert Bildung von Fachverbänden der ErzieherInnen / LehrerInnen →
- begünstigt Entstehung von Träger - oder Unterstützungsvereinen →
- begünstigt Gründung von Selbsthilfegruppen

(Möckel 2007, 229f.).

Oft war hierbei vor allem das Aktivwerden von Elternverbänden ausschlaggebend, die ihre Kinder nicht mehr ausschließlich in Verwahrung und Fürsorge, sondern auch im Zugang zu Bildung sehen wollten.

In der BRD kam der Zusammenschluss von Interessengruppen unter dem „Dachverband Lebenshilfe e.V.“ in puncto Vertretung für Menschen mit geistiger Behinderung somit einer Initialzündung gleich, wurde aber von den (v. a. medizinischen) Experten nicht gutgeheißen. Eltern und Kindern wurden Kompetenzen abgesprochen. (vgl. Klein 2004, 24; Rohrman 2004, 17; Möckel 2007; Ellger-Rüttgardt 2008).

In dem Maß, in dem das Selbstbewusstsein der Betroffenen bzw. ihrer Angehörigen zu steigen begann, etablierten sich auch „Krüppelbewegungen“² und Behinderteninitiativen immer stärker. In der Literatur wird besonders die Gruppe um Gusti Steiner und Ernst Klee erwähnt, die auch mit öffentlichkeitswirksamen Aktionen auf ihre Anliegen aufmerksam machten. (vgl. Hähner 2003b, 31; Rohrman 2004, 21; Steiner 2004, 55). Diese Gruppierungen wollten keine „*pädagogische Sonderbehandlung (...), sondern*

² Der Begriff „Krüppel“ wurde bewusst verwendet. Als Argument wurde z. Bsp. die Phonemabfolge angeführt, die als „*aufreizend*“, „*unsentimental*“ und „*trotzig*“ empfunden wurde (vgl. Stadler 2001, 40f.).

Integration in alle regulären Lern-, Wohn- und Lebenszusammenhänge“ (Rohrmann 2004, 19).

Sie lehnten „*Isolationskarrieren*“ (Hähner 2003b, 31) ab und betonten den behindernden Aspekt von gesellschaftlichen und architektonischen Gegebenheiten. So nahmen sie schon die Aspekte des eigentlichen sozialen „*Behindert - Werdens*“ vorweg, die sich erst später in den Parametern des ICF in dezidiert Form wieder finden sollten.

Die „*Selbstbestimmt - Leben - Bewegung*“ („*Independent Living Movement*“), die ihre Wurzeln in den USA hatte, zeigte ebenfalls erste Einflüsse im deutschsprachigen Raum.

Das „*Verselbstständigen*“ der Betroffenen stieß in den Reihen der Fachleute auf unterschiedlichste Reaktionen, löste eine Art interner Revolution („*Schafft die Heime ab!*“) mit verschiedenen Parteinahmen aus (Verstärkung, Ablehnung, Befürwortung) und heizte so Diskussionen über Position und Inhalt der Fachrichtung an. Durch das Thematisieren von Multikausalität, Heterogenität und Diversität bei Erklärungs- und Lösungsansätzen begann sich Vielfaltigkeit in der Heilpädagogik Bahn zu machen. Auch die Selbstkritik von Fachleuten aus den eigenen Reihen nahm zu. Die Psychiatriereform in Italien, Milani-Comparetti sei hier als Schlüsselfigur genannt, und das Normalisierungsprinzip trugen das Ihre zur Entwicklung dazu bei (vgl. Bach 2004, 29; Speck 2004; 60f.).

Grundanliegen war eine Abkehr von einem fremdbestimmten Leben hin zu einem Sein in mehr Selbstbestimmung. Im italienischen Modell wurden im besonderen Maß die Abwendung von der „*Alleinzuständigkeit von Expertensystemen*“, die „*Abkehr von der Vertherapeutisierung*“ (Speck 2004, 61) und eine ganzheitliche Sichtweise hervorgehoben, die interdisziplinäre Kooperationen implizierte. Milani-Comparetti betonte im Speziellen auch die Veränderung der Elternrolle, weg von der Installation als „*Co - Therapeuten*“ hin zu den Experten für Anliegen ihrer Kinder (vgl. ebd.). Speck spricht in diesem Zusammenhang auch von einem „*heilsamen Schock*“ (Speck 2004, 59).

Generell war die gesellschaftliche Wahrnehmung sozialer Verhältnisse stärker in den Brennpunkt gerückt, was sich unter anderem auch auf das Prestige von Sozialberufen auswirkte (vgl. Speck 2004, 40).

4.3 Deinstitutionalisierung

In starkem Zusammenhang mit den Tendenzen der Normalisierung – später jenen der Integration und Selbstbestimmung – standen auch die Geschehnisse rund um die Veränderungen der Institutionen für Menschen mit geistiger Behinderung und der psychiatrischen Einrichtungen (vgl. Baudisch 2000, 241). Neben Entwicklungen im fachlichen Bereich waren hier sich wandelnde gesellschaftliche und rechtliche Rahmenbedingungen bzw. Einstellungen mit ausschlaggebend.

Die Kritik an den besagten Institutionen beinhaltete Forderungen nach mehr Demokratisierung oder nach Berücksichtigung der jeweiligen individuellen Lebensgeschichte bzw. deren Rekonstruktion durch Rehistorisierung. Sie bezog sich aber auch auf unangemessene Lebensbedingungen der BewohnerInnen und unzulängliche Arbeitsbedingungen der Beschäftigten (vgl. etwa Jantzen 2003, 77).

Die Begriffe „Deinstitutionalisierung“ und „Enthospitalisierung“ werden in diesem Zusammenhang häufig gebraucht. „Enthospitalisierung“ bezieht sich auf Abbau und Beseitigung von Hospitalisierungsphänomenen, also körperlichen / psychischen Folgeerscheinungen von langen stationären Aufenthalten, die deprivativen Charakter haben. Sie ist also nicht zwingend mit der Abschaffung von (Groß)institutionen gleichzusetzen. Einerseits können enthospitalisierende Maßnahmen unter verschiedenen organisatorischen Rahmenbedingungen gesetzt werden, andererseits kann es auch unter „reformierten Gegebenheiten“ zu Hospitalisierungserscheinungen kommen.

Der Terminus „Deinstitutionalisierung“ hingegen bezieht sich auf eine Strukturveränderung hinsichtlich der Kategorie „Institution“ (vgl. Jantzen 2003, bes.155f.).

Als Ziele der Deinstitutionalisierung können demnach folgende Ankerpunkte angesehen werden:

- Neuorientierung im heilpädagogischen Selbstverständnis durch Miteinbeziehung der Bedürfnisse der BewohnerInnen und Sensibilisierung der MitarbeiterInnen in diesen Bereichen (z. Bsp. Abbau paternalisierender Strukturen, Entwicklung von rehistorisierenden Rahmenbedingungen,....)
- Aufbau von entsprechenden extramuralen Lebens - und Arbeitsmöglichkeiten, die „üblichen Lebensweltkontexten“ (Baudisch 2000, 242) entsprechen
- Aufbau von Professionalisierungsmaßnahmen und Unterstützungsoptionen für MitarbeiterInnen
- Organisatorisch - ökonomischer Umbau in Einrichtungsstrukturen
- Demokratisierung von Organisationsstrukturen
- Aufbau interdisziplinärer Kooperationen und qualitätssichernder Maßnahmen
- Stärkung der gemeindenahen Einbindung und der ambulanten Betreuungsmöglichkeiten

(vgl. Baudisch 2000, 244f., Jantzen 2003)

In der Durchführung wurden in publizierten Beispielen immer wieder die Notwendigkeit wissenschaftlicher Begleitung, behutsamer Gestaltung von Übergangsphasen und permanente Reflexion als besonders relevante Rahmenbedingungen gesehen (vgl. Eisenberger et al. 1999, Baudisch 2000, Jantzen 2003).

Die so initiierten Vorgänge brachten auch große Vorbehalte und strukturell verursachte Schwierigkeiten mit sich:

- Fehlende Zugangswege bezüglich des Verständnisses von BewohnerInnen
- Fehlgeleitete Ausgliederungen der „Fitteren“, wodurch ein „harter Kern“ übrig blieb, in dem sich Probleme zu subsumieren und Institutionalisierung noch zu verstärken drohten (vgl. Jantzen 2000, 34)
- Überhierarchisierungen und dadurch bedingte Isolation der betroffenen Arbeitsbereiche
- Skepsis durch Überlastung und Frustration bei den MitarbeiterInnen

Dokumentationen von Prozessen der Deinstitutionalisierung und auch Enthospitalisierung finden sich etwa bei Eisenberger et al. (1999), Baudisch (2000) oder Jantzen (2003).

4.4 Empowerment / Selbstbestimmt Leben

4.4.1 Rahmenbedingungen

Die stark von Abhängigkeiten geprägte Lebensrealität von Menschen mit (geistiger) Behinderung wurde in der Geschichte nur selten durch Optionen zur Selbstbestimmtheit durchbrochen. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts etwa war das Verhältnis von LehrerInnen und ihren SchülerInnen mit Behinderung in Institutionen oft gleichberechtigt, was auch dazu führte, dass Letztere selbst Lehrtätigkeiten übernahmen und so zu MultiplikatorInnen werden konnten (vgl. Ellger-Rüttgardt 2008, 40). Dieser Usus verschwand aber in dem Maß, in dem Defektorientiertheit als Leitmotiv Platz griff.

In der historischen Entwicklung der Heilpädagogik war so bei allen guten Absichten lange Zeit die Fremdbestimmung wesentliche Größe in der Lebenswelt von Menschen mit Behinderung.

Erst im Lauf der letzten Jahrzehnte konnte die Individualisierungsentwicklung, die die Gesamtgesellschaft schon zuvor erfasste hatte, auch Menschen mit Behinderung erreichen.

In den USA hatten bereits in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts erste Ansätze der „Independent Living“ - Bewegung (IL - Bewegung) ihren Anfang genommen, begonnen Althergebrachtes stetig zu hinterfragen und sich weiterzuentwickeln.

In der IL - Bewegung ist der Terminus „Selbstbewusstsein“ von elementarer Bedeutung. In dieser Grundhaltung wird die Verursachung von Behinderung in der Existenz gesellschaftlicher Gegebenheiten gesehen, gegen die angegangen werden sollte. Zielvorstellung ist ein Leben in Selbstbestimmtheit und gesellschaftlicher Akzeptanz. Es handelt sich um einen bewussten Gegenentwurf zur Fremdbestimmtheit. Das Grundbedürfnis nach Eigengestaltung des Lebens deklariert sich nicht nur in kleinen finalisierenden Schritten bei Alltagshandlungen, sondern im Wahrnehmen der Bürgerrechte und -pflichten (vgl. Rothenberg 2004, 226).

Unter dem Einfluss der Bürgerrechtsbewegung formierte sich so auch die gesellschaftspolitisch orientierte Empowermentbewegung (vgl. Wetzel 1988).

Im Verlauf des genannten Emanzipationsprozesses starteten, mit zeitlicher Verzögerung zu Initiativen von anderen Behindertengruppierungen, auch die ersten Selbstvertretungen („self advocacy“) von Menschen mit geistiger Behinderung, die so genannten „People First“ - Gruppen. Sie deklarieren sich etwa in der „Duisburger Erklärung“ oder den Forderungen von „People First“ Österreich (vgl. Duisburger Erklärung in Hähner et al 2003, 103f.; Wedenig / Berghofer 2002, 234f.; Theunissen 2006a, 81; dazu auch Theunissen / Plaute 2002, 282f.).

Zusätzliche Entwicklungen erweiterten und verstärkten den Selbstbestimmungsansatz noch. Durch Pädagogen wie Mall oder Fröhlich wurde etwa das Bewusstsein für Lebensrealitäten und -qualitäten von Menschen mit schwerer und / oder mehrfacher Behinderung und ihren Möglichkeiten von Selbstbestimmung und Ressourcen - Perspektiven geschärft (vgl. Mall 1997, Fröhlich 2001).

4.4.2 Selbstbestimmung und Empowerment – zwei Begriffe

Katzenbach formuliert die Unterschiede in den Grundausrichtungen der beiden Strömungen „Selbstbestimmung“ und „Empowerment“ wie folgt.

„Während der Kern des Selbstbestimmungsgedankens letztlich darin liegt, das Subjekt (...) vor den Übergriffen des Staats und seiner Institutionen zu schützen, so wird aus der Empowerment - Perspektive gerade die Einbindung des Subjektes in das Gemeinwesen thematisiert. Das Verhältnis von Individualität und Sozialität wird jeweils vom andern Pol aus betrachtet.“ (Katzenbach 2004, 138).

Bezugnehmend auf den Begriff „Selbstbestimmung“ beschreibt Walther einen Dreischritt in der Realisierung:

- Die Selbstverantwortung - „wollen und verantworten“
- Die Selbstleitung - „wählen und entscheiden“
- Die Selbstständigkeit - „handeln“

(vgl. Walther 2003, 83f.)

Selbstständigkeit im landläufigen Sinn und Selbstbestimmung sind demnach nur in Teilen deckungsgleich, da gerade der dritte Punkt in der Letztausführung bedingt durch körperliche Einschränkungen oft nicht im Möglichen der (selbst)bestimmenden Person liegt. Dies gilt es in der öffentlichen Diskussion klarzustellen. Selbstbestimmung hingegen ist unabhängig vom Grad der Schädigung / Einschränkung für jede und jeden möglich.

Der Begriff „Empowerment“ lässt sich grob in etwa mit Selbstermächtigung oder -bemächtigung umschreiben und meint *„alle Möglichkeiten und Hilfen, die es Menschen in einer machtlosen Situation erlauben, Kontrolle über ihr Leben zu gewinnen, indem sie eigene Stärken (...) erkennen und sich gegenseitig ermutigen ihr eigenes Leben und ihre soziale Umwelt zu gestalten.“* (Niehoff 2003, 56).

Das Wort kann sowohl als Prozess als auch als Ergebnis begriffen werden und umfasst in seiner Komplexität mehrere Bereiche (vgl. Theunissen / Plaute 2002, 11f.; Hollenweger 2003a, 150).

Laut Theunissen sind die vier Eckpfeiler:

- „individuelle Selbstverfügungskräfte“,
- „politisch ausgerichtete Durchsetzungskraft“,
- „eine neue Kultur des Helfens“ unter Berücksichtigung der eigenen Kompetenzen der Lebensweltgestaltung
- und zuletzt auch Basisstärkung „für einen selbstbestimmten Lern- und Handlungsprozess“

(Theunissen 2006a, 81f.).

Die Ebenen, in denen die Empowerment - Bewegung agieren möchte, betreffen sowohl die Einzelpersonen als auch

- soziale Nahgruppen (Freunde, Familie,...)
- Institutionen und
- kommunale und sozialpolitische Instanzen.

(vgl. Theunissen 2006a, 82 f.).

Ebenfalls relevant ist die Mitwirkungsmöglichkeit der MitarbeiterInnen / BetreuerInnen in den sie betreffenden institutionellen Zusammenhängen, was auf die Menschen mit Behinderung zurückwirkt (vgl. Theunissen / Plaute 2002, 279).

Der historische Vorläuferbegriff der Normalisierung wird durch das Postulat der Selbstbestimmung und des Empowerments nicht abgelöst, aber ergänzt und erweitert (vgl. Sack 2003b, 105). Es lässt sich mit Möckel feststellen: „Die Phase der Selbstvertretung markiert die Ankunft der Menschen mit Behinderungen in der Gesellschaft“ (Möckel 2001, 41).

Diese Gesellschaft steht aber aktuell in einer Phase der Um - und Neuorientierung. Stinkes sieht in diesem Konnex Selbstbestimmung als facettenreichen Begriff, in dem neben dem Aspekt der „Befreiung“ auch andere Punkte zum Tragen kommen, nämlich „Sorge um sich“, „Selbstmanagement“ und „Identitätssuche“ (Stinkes 2000). Das Individuum muss sich mit diversen Handlungsimperativen auseinandersetzen, die ihm als freiem, flexiblem, potentem und aktivem Subjekt zugeschrieben sind.

Neben der Befreiung aus den „sozialen Unorten“ (Stinkes 2000, 173), der Antidiskriminierung und der Anerkennung, gibt es aber auch noch eine andere

„Seite der Medaille“. Sie ist in der Überforderung durch Ansprüche einer Gesellschaft mit dem Kernwert der Ökonomie repräsentiert. Hier ist die Erwartung an die Einzelperson, selbst etwas zu erreichen, „*neoliberales Pflichtprogramm*“ (Stinkes 2000,176). Bei Verfehlung des Zieles wird dem Einzelwesen Schuld gegeben, da es in seiner Ich - Realisierung gescheitert ist. Es besteht also die Gefahr der Renaissance einer überwunden geglaubten Personenzentriertheit, was die Verschuldensfrage angeht. Stinkes sieht hier die politisch präsenten Anteile des Empowerments dazu angetreten einer Sozialerosion entgegenzuwirken (vgl. Stinkes 2000).

4.4.3 Aspekte der Realisierung

Die Umsetzung der geschilderten Formen von Eigenständigkeit kann nun verschiedene konkrete Maßnahmen umfassen.

- Möglichkeit der Eigenentscheidung bei Alltagssituationen
- Anwendung von Technologien zur Kommunikationsermöglichung
- Selbstvertreterschaft durch BewohnerInnenbeiräte
- Persönliche Assistenz
- Arbeitsassistenz
- Persönliches Budget.

Im Postulat der Selbstbestimmungsmöglichkeiten für alle sind auch Menschen mit schwerer und / oder mehrfacher Behinderung inkludiert.

Empathische Umgebung, vertraute Beziehung zwischen den involvierten Personen, Zeitressourcen, qualifiziertes Personal und Hilfen zur Kommunikation (etwa „somatischer Dialog“ oder IT - Adaptionen) sind hierbei wichtige Grundvoraussetzungen zur Eröffnung von Optionen.

In den Bereichen Persönliches Budget / Persönliche Assistenz führt die Umsetzung des Modells zu einer Möglichkeit persönlich modifizierter Unterstützung, aber auch zur Position „DienstgeberIn“ und „DienstleistungsnehmerIn“ in eigener Sache. Es kommt zunächst zu einer Umkehrung der bisherigen Machtverhältnisse (vgl. Theunissen / Plaute 2002; Niehoff 2003). Dies ist insofern zusätzlich mit Ambivalenzen behaftet, als die betreffende Person im gleichzeitigen Empfangen sozialstaatlicher Leistungen und Kaufen sozialer Dienste eine Doppelrolle spielt.

Weiters kommt es nun zur notwendigen Aktivierung persönlicher Ressourcen, die unter dem Überbegriff „Regiekompetenz“ subsumiert werden und die Felder Raumnützung, Finanzen, Soziale Teilhabe, Personalführung oder Anleitung abdecken sollen (vgl. Niehoff 2003).

Es wird auch angemerkt, dass individuelle Freiheiten immer im sozialen Kontext etwa der sensiblen Trias „Gleichheit“, „Freiheit“, „Solidarität“ gesehen werden müssen, um nicht zur „Ego-Kategorie“ (Theunissen 2006b, 30) zu mutieren. Kommunikationsfähigkeit und Dialogbereitschaft sind hier auf allen Seiten gefragt (vgl. Sack 2003b, 105 f.; dazu auch Hollenweger 2003a).

Der Begriff der „Selbstbestimmung“ erscheint oft – einerseits ob seines vielfältigen und auch häufig indifferenten Gebrauchs und andererseits ob seiner vielen verwandten Komposita (Selbst....) – (zu) leicht einsetzbar und so in Folge auch vage und in seiner Vieldimensionalität eingeschränkt, weil teilweise unklar.

Rothenberg beklagt aber auch die Aushöhlung der für das Empowerment wesentlichen Begriffe „Selbsthilfe“ und „Assistenz“, wodurch nur mehr Worthülsen übrig blieben, die eher einer Zustandsverschleierung als einer klaren Beschreibung von Realität dienen (Rothenberg 2004, 226).

Postulate auf neu definierte bzw. rehistorisierte (d.h. auf den eigentlichen, originären Sinn zurückgeführte) Bedeutungen hin werden aufgestellt. Auch dem Modell der Unterstützung und Vernetzung innerhalb der Gruppe der Menschen mit Behinderung (Peer - Counselling, Peer - Support) wird wesentlicher Platz eingeräumt.

Ein sensibler Umgang in der Unterscheidung der Begriffe „Selbstständigkeit“ (im Tun...) und „Unabhängigkeit / Selbstbestimmung“ (im Treffen von Entscheidungen, die zum Tun führen...) wird eingemahnt. Auch eine neue Fokussierung von lebenslangem Lernen, also der Stärkung von vielfältigen Bereichen der Erwachsenenbildung, sollte hier Implikation finden (vgl. Rothenberg 2004).

Theunissen weist reüssierend auch darauf hin, dass der Begriff „*Empowerment* (...) *in der Gefahr steht von neoliberalen Strömungen instrumentalisiert zu werden und zur Ideologie zu gerinnen.*“ (Theunissen 2007b, 94).

4.5 Aktuelle Aspekte

4.5.1 Integration

Integration meint: „*die Einfügung in ein (bereits bestehendes) Ganzes unter Beibehaltung der eigenen Identität*“ (Speck 2003, 391), ist also ein „*wechselwirkender Annäherungsprozess*“ (ebd. 392).

Es gilt zu bedenken, dass der bisherige historische Verlauf in Bezug auf Menschen mit Behinderung größtenteils „*als Geschichte eines von seiner Umwelt ausgegrenzten Systems*“ (Speck 2003, 42) gewertet werden kann.

Mit den Gedanken der Normalisierung und des Empowerments kam auch der Wunsch nach einem in der Gesellschaft integrierten Leben verstärkt zum Tragen.

Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte es im schulischen Bereich eine „Verallgemeinerungsbewegung“ gegeben, die an materiell - strukturellen Schwierigkeiten und dem Widerstand von Lehrergruppen gescheitert war. Auch bei Guggenbühl oder Georgens und Deinhardt gab es integrative Momente in der Realisierung ihrer Lern - und Erziehungskonstellationen (vgl. Speck 2003, 387ff.; Ellger-Rüttgardt 2008, 108 - 121). Reformpädagogische Ausprägungen der Zwischenkriegszeit wiesen ebenfalls Integrationselemente auf. Gründe für Segregationstendenzen, die den erwähnten Modellen entgegenstanden, waren stark in der mangelnden Kooperationsbereitschaft der verschiedenen Disziplinen zu suchen (vgl. Ellger-Rüttgardt 2008, 155 und 172f.).

Zunächst war die gemeinsame Bildung von Kindern und Jugendlichen mit und ohne Behinderung ein Anliegen, das, wie auch das vorhergehende der grundlegenden Bildungsmöglichkeit, von Elterngruppen zum Thema gemacht wurde. Dies war sowohl in Deutschland als auch in Österreich der Fall (vgl. Klein 2004, 25; Reicher 2006, 113f.). Instanzen der Legislative folgten hier erst später nach (vgl. Reicher 2006, 113f.; Möckel 2007).

Die Initiativwerdenden wollten den Umweg über Sondereinrichtungen hin zur Eingliederung in die „andere“ Gesellschaft nicht mehr gehen. Dies führte jedoch in Fachkreisen zu nicht nur positiven Reaktionen.

Was in Debatten über Bildungsangelegenheiten seinen Anfang nahm, wurde auch immer mehr Anliegen nach - und außerschulischer Agenden wie Arbeit,

Wohnen oder Freizeitgestaltung. Eine Vielfalt von Modellen und Projekten entstand im Dunstkreis dieser Reformidee (vgl. Hinz 2006, 251; 2007, 173f.). Hinz merkt hierzu an, dass Integration bald *„nicht mehr eine institutionelle Frage, sondern eine nach der Qualität von Prozessen“* war (Hinz 2007, 173).

In der Vielfalt der (heil)pädagogischen Literatur zeigen sich auch prinzipielle Auffassungsdifferenzen bezüglich der Positionierung des Terminus „Integration“.

Von einem Teilbereich in einem Stufenmodell der Förderung ist hier einerseits die Rede, andere Überzeugungen sehen Integration einfach als Universalanspruch für jede Person mit Behinderung. Es werden in der Fachliteratur auch die Begriffe *„Mainstreaming“* (Integration nur bei Erfüllung bestimmter Voraussetzungen) und *„Input-Platzierung“* (Integration im Sinn von räumlicher Nähe) (Theunissen 2006c, 65) gebraucht. Der Begriff *„Kooperation“* findet ebenfalls Anwendung. So entsteht häufig der falsche Eindruck, mit der institutionellen Integration die Integration auf der personalen Ebene schon gleich mitvollzogen zu haben (vgl. Hinz 2007, 173f.).

Praktisch gibt es Integration in allen Lebensbereichen, wobei klar auszumachen ist, dass in Bereichen, die frühere Lebensphasen betreffen, etwa dem Kindergarten, der Akzeptanz - und Realisierungsgrad in hohem Maß gegeben ist, dieser aber mit zunehmendem Alter des Klientels nachlässt. Kooperation nimmt dann häufig den Platz von Integration ein (vgl. Hinz 2006, 251; 2007, 173f.).

In wirtschaftlichen und damit verbundenen gesellschaftlichen Einengungen (Probleme im Wirtschaftswachstum, Betonung des eigenen Fortkommens bzw. das des eigenen Kindes,...), wie sie sich zurzeit darstellen, wurden und werden Probleme im oben genannten Kontext zunehmend Thema. So ist etwa im schulischen Bereich besonders die Integration auf der Sekundarstufe nach wie vor schwieriges Terrain, da hinzukommt, dass ein Teil der Pädagogen in den betroffenen Schulen der Integrationsidee – aus verschiedenen Motiven heraus – zwiespältig bis ablehnend gegenübersteht und ungünstigere Strukturgegebenheiten herrschen. Dysressourcen (etwa Personalknappheit oder ungünstige bis ungenügende räumliche oder zeitliche Rahmenbedingungen) tragen das Übrige zur angespannten Situation bei.

Auch lässt sich eine leichte Gegenbewegung im Sinne einer erneuten Anfrage bezüglich pädagogischer Sonderwege erkennen. In außerschulischen Bereichen (Arbeit, Vereinen,...) herrschen noch immer Separationsformen vor (vgl. Speck 2001, 30; Feyerer 2004; Kulig 2006, 50; Hinz 2007, 173).

4.5.2 Inklusion

Im Verlauf der Implementierung von Integration kam es zur Verlangsamung bzw. zum Stagnieren der Entwicklung. Integrationshinderliche Tendenzen in pädagogischer Themenfokussierung oder ressourcenmäßiger Ausstattung verstärkten sich. Auch die Langwierigkeit und Schwierigkeit der Aufgabe eine „Extrasozietät“ in die „Mehrheitssozietät“ einer immer egozentrischer agierenden Gesellschaft hineinzuintegrieren führte zu resignativer Stimmung. So kam es zur Aufnahme einer Grundidee, die sich zuvor im englischsprachigen Raum etabliert hatte, der Inklusion (vgl. Speck 2003, 33f.; Hinz 2006, 256 f.; Theunissen 2006b).

Ist die gedankliche Grundkonstruktion der Integration noch davon getragen, dass eine Minderheit (mit Behinderung) sich in eine Mehrheit (ohne Behinderung) zu integrieren habe, so geht das inklusive Verständnis von grundsätzlich anderen Voraussetzungen aus, nämlich der gleichwertigen Existenz von divergierenden Lebensformen und -entwürfen als konstituierenden Elementen einer (gemeinsamen) Sozietät.

Inklusion verfolgt also das Ziel *„Menschen mit Behinderungen das notwendige Maß an Unterstützung anzubieten (...) ,um ihnen Zugang zu gesellschaftlichen ‚Regelkontexten‘, eine Teilhabe an gesellschaftlichen Bezügen sowie ein Leben in ihrer vertrauten (...) Lebenswelt zu ermöglichen“* (Theunissen 2007 c, 171). Art oder Schweregrad einer Behinderung sind hierbei nicht von Bedeutung.

Die „Salamanca - Erklärung“ von 1994 (Übersetzung 1996) nahm viele Inklusionsgedanken schon vorweg, doch gab es im deutschsprachigen Raum Auffassungsunterschiede bei den Begrifflichkeiten „Integration“ und „Inklusion“, da diese nicht differenziert, sondern als deckungsgleiche Vokabel verwendet wurden, was auch bei der „Deklaration von Madrid“ der Fall war (vgl. Unesco 1994; Sander 2001; Hinz 2006, 257).

Die fachliche Bewertung des Inklusionsgedankens ist eine positive. Kulig beschreibt in dieser Entwicklung etwa eine Verschiebung des Blickwinkels weg von der Differenz hin zum Ideal (vgl. Kulig 2006, 51).

Kritische Stimmen werden dann laut, wenn es um wenig differenzierte Realisierungsoptionen geht, die zu stark in der Theorie verbleiben (vgl. etwa Hollenweger 2003a, 156f.).

Beispielhaft sei hier das schulische Feld, respektive das Postulat eines gemeinsamen Curriculums für alle Kinder angeführt und als exemplarisches Manual für Rahmenbedingungen der „Index für Inklusion“ von Boban und Hinz erwähnt (vgl. Boban / Hinz 2003). Die UNESCO hat mit den „Guidelines for Inclusion“ hier auch eine Weiterfassung inklusiver Bildung präsentiert, die sich nicht nur auf Kinder mit (geistiger) Behinderung als Randgruppe bezieht, sondern auch Kinder aus anderen marginalisierten Gruppierungen (Flüchtlinge, Minderheiten,...) miteinschließt (vgl. UNESCO 2006 und 2009, Biewer 2009, 124 -134).

Als außerschulische inklusive Modelle, sind Persönliche Assistenz, Arbeitsassistenz, Unterstütztes Wohnen oder Persönliches Budget exemplarisch zu erwähnen.

Inklusion bedeutet möglichst selbstbestimmtes, gesellschaftlich - partizipierendes Leben in allen Bereichen (Wohnen, Schule, Arbeit und Freizeit), das auch Unterstützungsoptionen beinhaltet. Dazu bedarf es einer Verschränkung verschiedener Faktoren:

- spezieller Hilfen,
- Unterstützermehanismen (durch Menschen aus dem persönlichen - sozialen Umfeld)
- und entsprechend vorbereiteter kleinkommunaler Strukturen (Kontakt zur Nachbarschaft / Infrastruktur...)

Es geht, in Anlehnung an Theunissen, darum, nicht nur „in der Gemeinschaft“, sondern „Teil der Gemeinschaft“ zu sein. Die Herausforderungen an die heilpädagogischen ProfessionistInnen entsprechen denen, die auch schon im Kapitel „Empowerment“ beschrieben wurden. Der Funktion einer vermittelnden

Person kommt in diesem Kontext, vor allem in Anfangsphasen, spezielle Bedeutung zu (vgl. Walther 2003; Theunissen 2006c, 65).

Die mögliche Hoffnung mancher Kostenträger mit dem Abschieben von Versorgungskompetenzen Finanzielles auf den „Sozialraum“ (das persönliche und kommunale Sozialnahumfeld) abwälzen zu können, darf in einer seriösen Realisierung nicht entstehen. Das gilt ebenso für die Inklusion auf Raten, in der befristete Projekte zur Regel werden, oder für Formen, in denen Menschen mit schwerer / mehrfacher Behinderung keine Möglichkeit haben inklusive Angebote zu nutzen. Ökonomisch - organisatorische Unbotmäßigkeiten müssen mitgeplant werden. Die Idee einer gemeinsamen Gesellschaft hat ihren Preis und ist kein „Sozialsparschwein“.

Die Praktikabilität stößt wohl hier aktuell an Limits oder zumindest Barrieren. Es bleibt zu bedenken, dass es zur Umsetzung dieses Ansatzes auch in sozialer und ökonomischer Hinsicht eine neue Bewusstmachung gegenseitigen, verantwortlichen Umgangs miteinander bedarf (vgl. Theunissen / Plaute 2002; Theunissen 2006b; 2006c; 2007c, 171f.).

Das Zusammenfinden und die konstruktive Zusammenarbeit der fachinternen Positionen einerseits und auch der Blick und das gemeinsame Hinwirken aller Beteiligten auf inklusive Strukturen andererseits scheint gerade in einem postmodern - pluralistischen gesellschaftlichen Umfeld von essentieller Bedeutung (vgl. Klein 2004, 27).

4.5.3 Disability Studies

Im aktuellen Kontext der Fachdiskussion findet sich vermehrt der Begriff „Disability Studies“. Nach Schumann handelt es sich dabei um *„einen interdisziplinären Ansatz, unter dem die Überlegungen verschiedenster geistes- und sozialwissenschaftlicher Fachrichtungen zur gesellschaftlichen Kategorie Behinderung subsumiert werden.“* (Schumann 2007, 79). Dies geschieht unter dem Eindruck einer euphemistisch und stagnierend wirkenden Inklusionsentwicklung und im starken Selbstbewusstsein der Menschen, die es in ihrer Existenz betrifft. Der Denkansatz ist durch *„konkrete Erfahrungen und Situationen durchbrochen“* (Fragner 2007,1). Ein Leitmotiv der Bewegung lautet *„Nichts über uns ohne uns!“* (Fragner ebd). Darin wird auch eine *„Abgrenzung*

gegenüber dem Zeitgeist der objektiven Kultur und abstrakten Argumentation“ gesehen (Greving / Mürner / Rödler 2004, 9).

Weisser führt folgende Kennzeichen der Disability Studies an:

- Zentrale Bedeutung des Konkreten (Erfahrungen, Situationen)
- Miteinbeziehung aller Erfahrungsvarianten in die Fachdiskussion
- Nachfrage, warum etwas nicht miteinbezogen wird
- Konzepte, die die Relation der Erfahrungseinsichten darstellen, als Konsequenz

(vgl. Weisser 2007, 46)

In der Umkehr der Perspektivität machen die Disability Studies Behinderung zum Analyseinstrument für eine Majoritätsgesellschaft, sodass fokussiert werden kann, *„wie Unterscheidungen vorgenommen (...) und dadurch Differenzen wahrgenommen werden“* (Fragner 2007, 1).

Disability Studies sind auch als eine Art dekonstruktivistisches Modell zu sehen (vgl. Rösner 2004, 212). Behinderung ist demnach *„keine ontologische Tatsache“* (Dederich 2007, 25), lässt sich aber auch nicht mehr nur als ein rein soziales Produkt charakterisieren (vgl. Rösner 2004; Weiser 2007, 46).

Wiederum aus dem englischsprachigen Raum kommend, wo sie sich ab den 1990ern etablierten, können innerhalb der Denkrichtung zwei große Tendenzen erkannt werden. Die eine besagt, dass Behinderung nicht in der Schädigung begründet liegt, sondern in den gesellschaftlichen Gegebenheiten, die eine Teilhabe erschweren oder gar verunmöglichen. Die andere postuliert Behinderung als eine *„variable soziale Kategorie, die – wie z. B. Geschlecht und Rasse (...) der Hierarchisierung der Gesellschaft dient.“* (Schumann 2007, 79). Eine Bearbeitung der gängigen Vorstellungen von Normalität ist natürlich hier obligatorischer Bestandteil des wissenschaftlichen Zugangs (vgl. Schumann ebd.).

„Im Zentrum der Disability Studies steht (...) die Aufdeckung und Kritik gesellschaftlich – kultureller Verhältnisse. (...) Diese Kritik erstreckt sich auch auf die Wissenschaften.“ (Dederich 2007, 26).

Wenn es auch Überschneidungen mit diversen (heil)pädagogischen Prägungen gibt, distanzieren sich VertreterInnen der Disability Studies von diesen. Grund dafür ist die Wahrnehmung von Pädagogik (wie auch etwa Medizin, Soziologie oder Psychologie) als marginalisierende Instanz. Dederich weist darauf hin, dass das Unterscheidungskriterium zur aktuellen Heilpädagogik nicht in neuem Fachwissen besteht, sondern durch eine „*neue soziale Konstellation*“ (Dederich 2007, 28) gekennzeichnet ist (vgl. Dederich 2007).

Hollenweger wiederum kritisiert an den Disability Studies nicht genau nachvollziehbare, oft schwammig bleibende Denkmodelle sowie mangelnde Konkretisierungen und geringe Interaktionsbereitschaft (vgl. Hollenweger 2003a; dazu auch Weisser 2007, 46).

4.5.4 Neue Brennpunkte

Aus der gegenwärtigen Situation heraus zeigen sich folgende Kernpunkte als weitere wichtige Aspekte in der Diskussion um den Stellenwert von Menschen mit (geistiger) Behinderung in der Gesellschaft.

Begrifflichkeiten wie „Erziehung“ oder „Pädagogik“ sind hier kritisch zu hinterfragen, da sie bei der Zielgruppe der erwachsenen Menschen mit Behinderung keine Passung mehr vorweisen (vgl. Hollenweger 2003a, 152f.; Speck 2003, 19, 32f. und 98, Pörtner 2008).

Generell muss in der Lebensgestaltung für Menschen mit (geistiger) Behinderung die Balance zwischen inhaltlicher Qualität und betriebswirtschaftlichen Notwendigkeiten gefunden werden. Dem Objektstatus „entgangen“ dürfen Menschen mit Behinderung nicht in einen Warenstatus gleiten (vgl. Dörner 2006, 98). In Theoriedarlegungen und -entwicklungen muss so eine Auseinandersetzung mit Wertfundierungen stattfinden (vgl. Speck 2003, 83 - 91; Haeberlin 2005). Die wirtschaftlich schwierigen Rahmenbedingungen bedrohen (inklusive) Entwicklungen. So wird auch eine (erneute) Fokussierung von Effektivität und Effizienz thematisiert (vgl. Stinkes 2000; Fornefeld 2007. Biewer 2009, 151).

Schließlich muss auch die Tatsache Erwähnung finden, dass aktuelle Denkrichtungen verheißungsvolle Perspektiven trüben, da nun menschliches

Leben an sich zur Disposition steht, etwa mit der unterschweligen Vermittlung von „Zumutbarkeit“, „Leben voller Leid“, „wrongful birth“, „wrongful life“, „Entpersonalisierung des menschlichen Individuums“ oder „Vermeidbarkeit“ bedingt durch Entwicklungen wie „Pränataldiagnostik“, „Präimplantationsdiagnostik“ oder „Gentherapie“ (vgl. Degener 2001; Speck 2003, 147f; Fragner 2008).

Die Renaissance einer Ära, in der Behinderung als gesellschaftliches Stigma (wieder) aufscheint und als ökonomische Mutwilligkeit (neu) ausgelegt werden kann, scheint angedeutet (vgl. Degener 2001; Speck 2001, 33 - 35; Strachota 2002, 290 - 311; Speck, 2004, 150 - 152). Dies zeigt sich aktuell auch in den Klagsführungen um Zahlungen für Kinder mit Behinderung, die „vermeidbar gewesen wären“ (vgl. dazu etwa Fragner 2008).

Hier sind alle Beteiligten aufgefordert Stellung zu beziehen, um Menschen zu schützen, aber auch um dem elementaren Infragestellen von Berechtigung und Wirkanspruch (heil)pädagogischen Denkens zu begegnen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Veränderung *„hin zu einer kompetenz- und fähigkeitsorientierten Sicht, die Menschen mit Behinderungen als Inhaber von Rechten begreift und ihnen entsprechend ihrer individuellen Lebenssituation personenbezogene und individuelle Unterstützungsangebote zugesteht, eingebunden in eine sich verändernde Gesellschaft mit Rahmenbedingungen, die allen Teilhabe ermöglicht“* ein anzustrebendes und auch teilweise erreichtes Ziel darstellt (Bernhardt / Niehaus / Schmal 2004, 211f.).

5 Sichtweisen und Handlungsmodelle

Der erste Teil dieses Kapitel wird Sichtweisen von Behinderung behandeln, daraufhin folgt im weiteren Verlauf die Darstellung von Handlungsmodellen. Bezogen auf die Wortwahl wird im Folgenden von Perspektive, Sichtweise oder Theoriebezug die Rede sein, da sich, wie schon erwähnt, die Verwendung des Begriffs „Paradigma“ als problematisch und fachintern umstritten erweist. Treten dennoch Erwähnungen des Wortes „Paradigma“ auf, so sind diese quellentextgebunden.

Sichtweisen spiegeln (theoriegeleitete) Perspektiven wider, Modelle veranschaulichen (praxisgeleitete) Handlungsoptionen (vgl. Hensle / Vernooij 2000, 21). Perspektiven und Modelle entsprechen einander nicht im Verhältnis 1:1, sondern stellen *„eine andere tektonische Sicht dar, eine Überlagerung im Hinblick auf praktisches Handeln.“* (Kobi zit. nach Hensle / Vernooij 2000, 23).

5.1 Sichtweisen von Behinderung

Sichtweisen von Behinderung stehen in engem Zusammenhang mit Menschenbildern. Ja, sie bedingen einander, wobei Erkenntnisse und Erfahrungen hier prägende Grundlage sind (vgl. Fischer 2003, 10f). Dieses Wissen *„stammt sowohl von den Wissenschaften als auch von einem subjektiven Erkenntnisstrang“* (Speck 2003, 129). Das Einzelindividuum im Mikrokosmos seiner Lebensumwelt und die Gesellschaft als übergeordnetes System – und so quasi einem Makrokosmos gleichzusetzen – stehen hier in Interaktion.

Sichtweisen drücken Perspektiven aus, unter denen Menschsein wahrgenommen wird. Es zeigt sich hier in der Fachliteratur im Lauf der Zeit eine Vielzahl von Benennungen und damit verbundenen Kategorisierungen, deren Gegenüberstellung und Zusammenfassung nur schwer möglich ist, da es Unterschiede in der theoretischen Ausdifferenzierung und Gewichtung gibt.

Eine Elementarunterscheidung trifft in diesem Zusammenhang unter anderem Speck, indem er die Komponenten Einzelperson und Gesellschaft / Interaktion als Bestimmungspunkte der Gliederung nimmt, die Verknüpfungen zu anderen

Unterteilungen zulassen (vgl. Speck 2003, 187 - 237; dazu auch Fischer 2003, 24 - 29).

Die thematische Verarbeitung unter diesen beiden großen Überbegriffen soll nicht als theoretische Vermengung missverstanden werden (vgl. Cloerkes 2007, 12f.), sondern entspringt aus der Notwendigkeit einer Übersichtsschaffung.

5.1.1 Individualtheoretische Perspektive

In ihren Anfängen zielte Heilpädagogik auf besondere erzieherische und bildungsmäßige Versorgung eines Klientels ab, das in den allgemeinüblichen pädagogischen Strukturen keinen Platz fand. An dieser Stelle mussten bestimmte Bezeichnungsmechanismen im System einsetzen.

Sollte nun auf ein Individuum in besonderer Weise eingegangen werden, musste dieses erst als außergewöhnlich identifiziert werden. Es stellte sich also bald die „*Indikationsfrage*“ (Speck 2003, 187). Der Behinderungsbegriff wurde hier zentrales Bestimmungselement.

Einen gangbaren Weg, um besondere Bedürftigkeit eines Individuums möglichst „objektiv“ zu zeigen, stellt die Verwendung von Normen dar. Diese können biologischer, statistischer, ethischer oder sozialer Natur sein (vgl. Speck 2003, 189f.). Die Orientierung an festgelegten Maßstäben und die klare Abzirkelung von Defiziten, oft generalisierend als „anormal“ bezeichnet, unterstreichen die „wissenschaftlich nachprüfbar“ Ausrichtung der Vorgehensweise. Sehr häufig finden so medizinisch generierte (Mängel)kategorien Anwendung. Einzig und allein die betroffene Person ist in solcher Perspektive durch die Abweichung von der idealtypischen Ordnung TrägerIn der Eigenschaft „behindert“. In diesem Kontext besteht die Gefahr der Objektivierung des Subjekts, die sich in den Schritten „Verdinglichung“, „Schwächung“ und „Ausschließung“ vollzieht (vgl. Kobi 1993, 39). Das so geschaffene Anderssein lässt eine soziale Perspektive nur erschwert zu. Er oder sie wird zum personifizierten Phänomen, Behinderung wird als „*unabänderliches Schicksal*“ (Cloerkes 2007, 10) präsentiert. Zwar fanden verbale Abschleifungen, wie etwa die Veränderung von „Abnormität“ hin zur

„Abweichung“ (vgl. Speck 2003, 188) statt, doch das Fakt der Deklassierung blieb bestehen.

In pädagogischer Hinsicht leistet diese Verknüpfung von Person und Eigenschaft einem gewissen Pessimismus Vorschub, der an sich auch eine zusätzliche Erschwernis und somit Behinderung darstellen kann. Mit dem Etikett „behindert“ können so Vorannahmen mittransportiert werden, die im Verlauf der Bildung hinderliche Effekte ausbilden. Auch stark funktionalistische Zielsetzungen in der Förderung vermögen so eher Platz zu greifen (vgl. Fischer 2003, 25).

Speziell phänotypisch orientierte Einteilungen, Klassifikationen und statistische Verteilungsdarstellungen sind häufig Kennzeichen eines solchen Zuganges. In Fachpublikationen findet man hierzu auch die Bezeichnung „personenzentriertes Paradigma“ (vgl. etwa Cloerkes 2007,10; Hensle / Vernooij 2000,18).

Ergänzend sei noch angemerkt, dass auch im Kontext der oben geübten Kritik der Individualaspekt einer Schädigung und der daraus resultierenden Behinderung für den die / den Einzelne(n) im Hinblick auf seine / ihre persönlichen Ressourcen, Umstände, Unterstützungsmöglichkeiten oder rechtliche Absicherung Bedeutung behält.

5.1.2 Sozialtheoretische Perspektive

Sich subsumierende Kritik an dem einengenden individualtheoretisch - medizinischen Defizitmodell bewirkte eine Änderung der Blickrichtung. Soziale Begründungen und gesellschaftliche Zusammenhänge standen nun im Fokus der Betrachtung. Der Einfluss soziologisch orientierter Ausführungen zum Thema Behinderung stieg, während Instanzen, die bisher in ihrer Fachautorität abkategorisiert und somit auch in Abhängigkeiten gebracht hatten, eine negative Wertung erfuhren. Neuartige Möglichkeiten pädagogischer Involvierung und politischer Forderungen ergaben sich ebenfalls (vgl. Speck 2003, 216f.). Speck spricht von der *„Wende vom medizinischen zum sozialwissenschaftlichen Modell“* (Speck 2003, 216), wobei er im Zitatkontext Modell im Sinne von Denkmodell und nicht als Handlungsoption versteht. Teile

dieses Ansatzes werden auch von vielen Denkrichtungen mit verwendet, was eine stringente Modellentwicklung negativ beeinflusst hat (vgl. Hollenweger 2003a, 144).

5.1.2.1 Soziologisch - interaktionistische Aspekte

Im Wesentlichen baut die hier beschriebene Sichtweise auf Ausgrenzungen und Dependenzverhältnissen auf. Das meint kurz gefasst: sozietäre Ächtung schafft Behinderung.

Begründungen hierfür können

- interaktionistischen (Zuschreibungen der sozialen Umwelt),
- systemtheoretischen (Eigendynamik eines Teilsystems generiert Behinderung z. Bsp. Schule) oder
- gesellschaftstheoretischen (Gesellschaft erzeugt behindernde Strukturen z. Bsp. ökonomische Bedingungen)

Ursprungs sein. (vgl. etwa Hensle / Vernooij 2000, Speck 2003, Haeberlin 2005, Cloerkes 2007)

Ausgrenzendes kann etwa in der Tatsache des geringen prozentualen Anteils von Menschen mit Behinderung an der Gesamtbevölkerung gesehen werden, aber auch in der Fremd - und Andersartigkeit, der Nonkonformität, die wahrgenommen wird. Die historische Betreuungsstruktur, deren Merkmale etwa große Einrichtungen in eher abgelegenen Örtlichkeiten oder keine Teilhabe am sozialen Leben des Wohnorts waren, förderte diese „Exklusivität“ ebenfalls.

Neben dem Distanzfaktor ist auch das Nichtgenügen dem „majorisierenden Normensystem“ gegenüber von großer Bedeutung. Als Beispiele wären etwa Schönheitsideal, Leistungsfähigkeit oder hohe Bewertung kognitiver Fähigkeiten anzuführen (vgl. Speck 2003, 218). Die Komplexität dieser Zuschreibungen wird auch unter dem Terminus „interaktionistisches Paradigma“ zusammengefasst (vgl. Hensle / Vernooij 2000, 11; Cloerkes 2007, 11).

Es bleibt weiters zu beachten, dass die Forderung nach Anpassung an das „Allgemeingültige“ häufig die Akzeptanz des Andersartigen überlagert, ja ihm sogar offensiv bis feindselig gegenübersteht. In letzterem Fall werden auch immer wieder utilitaristisch - ökonomische Argumente laut. Besonders leistungsorientierte soziale Subsysteme (Schule, Arbeitsmarkt) schaffen hier

Behinderung, da die Maßstäbe sehr selektierend gesetzt werden. Auch ein stark gegliedertes (Sonder)schulsystem generiert sich beispielsweise aus solch einem Kontext. Das „systemtheoretische Paradigma“ (vgl. Hensle / Vernooij 2000, 11; Cloerkes 2007, 11) geht von einer solchen Sichtweise aus.

Von Jantzen wird, ideologisch unterfüttert, auch die Wirkung einer kapitalistisch orientierten Gesellschaft mit einbezogen. So sind die Begriffe „gesellschaftstheoretisches“, aber auch „politökonomisches“ oder „materialistisches Paradigma“ Bestandteil von Sichtweisenkategorisierungen in diesem Sinnzusammenhang. Sie stellen den Bezug zu einem weiter dimensionierten sozietaeren Rahmen dar (vgl. Cloerkes 2007, 11 - 13; Hensle / Vernooij 2000, 20; Kritik bei Speck 2003, 227).

Die mit dem Menschen mit Behinderung in Verbindung Stehenden erfahren hingegen eine Art „Ehrenstigma“ (Speck 2003, 223). Sie haben demnach eine Brückenfunktion zwischen den „Exkludierten“ und der gesellschaftlichen Mehrheit (vgl. Speck 2003, 216 - 224). Statische gesellschaftliche Formen begünstigen diese Art der Genese von Behinderung, indem sie auf bestehenden Bewertungsstrukturen beharren.

Die Ausgegrenztheit bedingt die Mühe des „Wieder - mit - hinein - Nehmens“ und fördert Außenseitertum. So ist ein Kreislauf in Gang gesetzt. Wenn Möglichkeiten der Teilhabe erschwert oder gänzlich untergraben werden, liegt „Behinderung“ im ureigensten Sinn vor und die Stigmatisierung schreibt sich oft auch in der Art der Interaktion fort. Die davon Betroffenen werden jedoch nicht durch die jeweiligen Verfasstheit ihrer selbst eingeschränkt, sondern durch die Verfasstheit ihrer Umwelt. „Die Lähmung ist nicht unsere Behinderung!“ (Steiner 2004, 55). Sie leiden an der Gesellschaft und diese hat Probleme mit ihnen (vgl. Speck 2003, 224). Doch erst am Ende jenes langen (Erkenntnis)weges steht die Erkenntnis, dass „Behindert – sein (...) ein gesellschaftlich normales Phänomen“ (Speck 2003, 191) ist (vgl. etwa Hensle / Vernooij 2000, 18 - 21; Haeblerlin 2005, 70; Cloerkes 2007, 10 - 13).

Der soziologisch - interaktionistische Aspekt der Sichtweise von Behinderung soll aber nun auch in seiner positiven Auslegung dargestellt werden. Im Sinne einer Kompetenzorientierung beinhaltet er ein Akzeptieren der Vielgestaltigkeit

von Lebensbedingungen und -gestaltungen ebenso wie eine nicht vordeterminierte Wahrnehmung des Gegenübers (vgl. Fischer 2003, 25).

5.1.2.2 Aspekte des Selbst

Neben den Faktoren Anlage und Umwelt zeigt Speck auch die Relevanz des Selbst an sich auf, das, unter dem Postulat sich nicht als etikettiert zu erleben, aber sich auch nicht in sozialen Abhängigkeiten wiederzufinden, der Gefahr entkommt als Spielball der oben genannten Determinanten bezeichnet zu werden. So erhält es die notwendige individuelle Beachtung (vgl. Speck 2003, 228 – 233).

Im Sinne des beschriebenen Zusammenhangs von individuellem und allgemeinem Wissen (vgl. Speck 2003, 129) zeigt sich die Notwendigkeit und Wichtigkeit inklusiv bzw. integrativ - orientierter Denkwege hin zum Erkennen dieses (anderen) Selbst. Das Begreifen des Gegenübers findet in der Begegnung statt. Entsprechende Umweltkonstellationen bilden das Gerüst, welches das Bauen von Beziehungen ermöglicht. So kann das Unbekannte eingebunden werden und sich als Resultat ein gemeinsames Leben in der Gesellschaft mit den Basisparametern Eigenständigkeit und Selbstbestimmtheit entwickeln. Um hier eine förderliche Ausgangslage herbeizuführen, bedarf es folgender Voraussetzungen:

Beeinträchtigendes wird nicht mehr als Definitum gesehen, sondern als *„Begleitmoment, mit dem (...) Leben zu gestalten [ist]“* (Speck 2003,233). Behinderung ist als davon ausgehender *„Prozess“* und auch als *„dessen Ergebnis“* (ebd.) zu betrachten.

Haltungen und Reaktionen des Umfeldes weisen nicht in eine bemitleidend - abwertende Richtung, sondern zeigen partnerschaftliche Akzeptanz und Unterstützung, ja Miteinbeziehung. In der Weiterführung dieses Ansatzes steht ja die Idee der „Gleichen unter Gleichen“ einer inklusiven Gesellschaft (vgl. Speck 2003, 234).

Als Basis für ein gelingendes Miteinander muss das *„betroffene Selbst“* (vgl. Speck 2003, 235) durch Schaffung von Selbstwert gestärkt werden. *„Personalität ist es, in der gleiche Würde und Achtung begründet sind“* (Speck 2003, 232). Kommunikationsstrukturen, die echten Dialog ermöglichen und

erlebbare Perspektiven und Möglichkeiten im Lebensvollzug, sind Fundamente für die Realisierung von Lebensentwürfen. Eine solcherart theoretisch begründete Sichtweise bezeichnet Speck als „*komplex - interaktionale Genese von Behinderung*“ (Speck 2003, 236).

Hensle und Vernooij sprechen hier von nicht fremdbestimmten Möglichkeiten der Aktivität oder Partizipation. Sie gehen auch von einem neuen, dem „*(gleichberechtigt-) begabungsorientierten Paradigma*“ (Hensle / Vernooij 2000, 25) aus. Der Mensch mit Behinderung als „*gleichwertiges Gegenüber*“ (ebd.) steht im Zentrum des Denkansatzes (vgl. Hensle / Vernooij 2000, 25; dazu auch ICF).

Diese starke Gewichtung der Einzelperson ist zwar in der individualtheoretischen Perspektive auch gegeben, jedoch dort unter völlig anderen, nämlich defizitär - dependenten, Voraussetzungen. Jenem Bild wird in nun ein konstruktives, gesellschaftlich verankertes Selbst als Kontrapunkt gegenübergestellt. Auch wenn die komplex - interaktionale Genese eine emanzipierte Sichtweise widerspiegelt, kommen Aspekte der anderen genannten Perspektiven in der aktuellen Befassung mit dem Thema „Behinderung“ immer wieder in fließenden Übergängen oder Einlagerungen (Diskussion um Pränataldiagnostik, statistische Erhebungen,...) zum Tragen. In gegenwärtigen und zu erwartenden Modellen scheint auf eine gewisse Normierung in Bezug auf persönliche Gegebenheiten nicht verzichtet werden zu können, da hinsichtlich sozialrechtlicher Feststellungen und Einordnungen noch keine zufriedenstellende Alternative gefunden werden konnte (Speck 2003, 194).

5.2 Handlungsmodelle

Die konkrete Umsetzung von Handlungsmodellen zeigt sich in der Realisierung und Gestaltung von Strukturen. Sie schlägt sich in non - personalen Bereichen wie Gesetzeslage, Baulichkeiten, Infrastruktur oder materieller Ausstattung nieder und prägt auch personale Bereiche wie Umgangsformen, Tagesabläufe, Pflegesituationen, Diktion oder Selbstverständnis (heil)pädagogischer Berufe.

Für eine Grobkategorisierung erweist sich die Orientierung an Hierarchiestrukturen am geeignetsten. In hierarchisch geprägten Modellen besitzen die Parteien nicht gleichen Wert und können so nur asymmetrisch agieren und kommunizieren. Nicht - hierarchischer Aufbau bedeutet im Gegenzug Gleichwertigkeit, Gleichberechtigung und Symmetrie im Umgang miteinander, auch wenn die Positionen der Betroffenen nicht gleiche Grundvoraussetzungen in Bezug auf ihre Möglichkeiten haben.

5.2.1 Hierarchische Orientierung

5.2.1.1 Medizinisches Modell

Dieses Modell ist bestimmt von einem in hohem Grad linearen Kausalitätsverständnis von Behinderung und damit verknüpften Typologisierungen im Bezug auf Symptomatik und Verlauf. Beziehungs - und Kommunikationsstrukturen sind häufig von hierarchischer Prägung, wobei der / die heilpädagogisch professionell Tätige in einer übergeordneten Position zu den KlientInnen steht. Historisch lief das Modell seit den Anfängen der Heilpädagogik mit ihr parallel und hatte mitkonstituierenden Einfluss auf dieselbe (vgl. Cloerkes 2007, 14; Hensle / Vernooij 2000, 22f.).

In der Literatur findet sich in diesem Begriffskontext auch die Bezeichnung „*Mediko - Pädagogik*“ (Speck 2004, 48), was bedeutet, dass die (Heil)Pädagogik nur der Vorherrschaft der Medizin untergeordnet agierte und so hieraus ihre Handlungsweisen zog. Das (geschichtlich) schwierige Verhältnis Pädagogik / Medizin mit seinen eigenen spezifischen Hierarchieproblemen der Fachleute bildet die Hintergrundfolie dazu.

Obwohl anachronistisch anmutend, scheint das Medizinische Modell eine gewisse Einflussnahme in Teilen behalten zu haben (vgl. Hensle / Vernooij 2000, 22f.; dazu auch Speck 2003, 194 - 216).

5.2.1.2 Caritatives Modell

Das Caritative Modell ist ebenso wie das Medizinische Modell eng mit der geschichtlichen Werdung der Heilpädagogik verbunden. Darin drückt sich auch die großteils christliche Auffassung und Prägung der frühen Trägerinstitutionen aus. Zentraler Leitgedanke ist die Ergebung in die als Schicksal

wahrgenommene Behinderung, wobei dem Mensch mit Behinderung eindeutig ein passiver, empfangender Part zukommt. Der Motivation von helfenden und unterstützenden Personen kann eine „*religiöse Bedürfnisspannung*“ (Cloerkes 2007, 13) zu Grunde liegen, von der man sich durch Mildtätigkeit zu befreien sucht. Meist ist das rein caritative Handeln „*eine Hilfe, die nicht auf Veränderung der Situation zielt*“ (Hensle / Vernooij 2000, 21).

Humanistische Beweggründe sind ebenfalls in einem ähnlichen Motivationskontext zu lokalisieren. So hat auch in einer weitgehend säkularisierten Gesellschaft, wie der heutigen, das „Freikaufen durch Spenden“ einen nicht zu unterschätzenden Stellenwert (vgl. etwa „Licht ins Dunkel“). Soziale Institutionen sind bei ihrem Agieren in der Öffentlichkeit, speziell in Finanzierungsfragen, mit dem Einfluss dieses Grundgedankens auf die Gesellschaft konfrontiert (vgl. Cloerkes 2007, 13 f.; Hensle / Vernooij 2000, 21).

5.2.1.3 Rehabilitatives Modell

Wie die Wortteile „re“ (wieder) und „habilis“ (tauglich, passend) schon andeuten, geht es in diesem Modell um eine (Wieder)erlangung von Leistungsfähigkeit, Arbeitskraft oder Bewegungsmöglichkeit. Übung, Reparatur und Prothetik sind kennzeichnende Begriffe dieser Handlungsoption. Im Gegensatz zum Caritativen Modell ist hier die Intention vorhanden etwas an der Situation des Individuums zu ändern, wobei ein gewisser Utilitarismus nicht wegzudiskutieren ist. Der teilweise aufkommende Eindruck, dass hier der Mensch als eine wieder in Gang zu bringende, Maschine gesehen wird, lässt sich nicht ganz ausblenden (vgl. Cloerkes 2007, 14.; Hensle / Vernooij 2000, 22).

5.2.1.4 Exorzistisches Modell

Dieses Modell ist in seinem Grundgedanken von der archaischen Vorstellung getragen, dass Behinderung etwas dem betroffenen Menschen Innewohnendes ist, das eines Auslebens, Austreibens oder Aussitzens bedarf, um es loszu- oder zumindest seiner habhaft zu werden. In seiner historisch - mystischen Auffassung ist es in der aktuellen Fachthematik sicher verschwunden. Als Tendenz in (heil)pädagogischen Handlungen kann es aber dennoch mitschwingen, etwa in der geläufigen Wendung: „Das wird dem Kind noch vergehen.“ (vgl. Cloerkes 2007, 14; Hensle / Vernooij 2000, 22).

5.2.2 Nicht - hierarchische Orientierung im Interaktionsmodell

Eine Rollenaufteilung bezüglich Interaktionen in den des verstehenden, fähigen Parts und den des unterprivilegierten, unfähigen Teils hat eine Schiefelage in der (pädagogischen) Realisierung von Handlungsoptionen zur Folge. Dem entgegen steht das Interaktionsmodell, das dieser Problematik entgegenwirken möchte und sich dabei stark an Paul Watzlawicks Kommunikationstheorien orientiert. „*Jedes Verhalten ist dabei Ursache **und** Wirkung, jeder Interaktionspartner ist Subjekt **und** Objekt zugleich.*“ (Hensle / Vernooij 2000, 23; fett bei H. / V.). Das Modell, das seine Ursprünge in Soziologie und Psychiatrie hat, gibt Theorien der Gleichberechtigung die zugehörige Praxis, in der die professionell Tätigen begleitend wirken und Unterstützungsangebote geben (vgl. Cloerkes 2007, 14; Hensle / Vernooij 2000, 23). Es wird aber auch angeführt, dass viele Beziehungskonstellationen in ihren Grundbedingungen mit Asymmetrien (Menschen mit schwerer / mehrfacher Behinderung) oder Ambivalenzen (Persönliche Assistenz) versehen sind, was in der Umsetzung von Handlungen mitbedacht werden sollte (Jeltsch - Schudel, 2004, 181f.).

Nicht - hierarchische Interaktion ist natürlich auch innerhalb der interdisziplinären Teams, die im Feld der Heilpädagogik tätig sind, positiv zu bewerten. Von kooperativen Lösungen, die in der Zusammenarbeit der Fachbereiche entstehen, profitieren alle Beteiligten, vor allem aber jene Personen, die bisher im System eher Objektstatus innehatten (vgl. Speck 2003, 240).

Diesem Verständnis einer Vielfalt von „gleich - gültigen“ Lebensformen entspricht auch die Einsicht, dass Angenommensein, Akzeptanz und Unterstützung zum selbstbestimmten Leben „*Behinderung überwindbar und lebbar*“ macht (Speck 2003, 116).

5.3 Innovative Parameter

5.3.1 Klassifikationsmodell der OECD

Beim Vergleich von Systematiken zur Erhebung von „special educational needs“ bei SchülerInnen in OECD - Mitgliedsländern waren große semantische und kategoriale Unterschiede zu Tage getreten, was die Komparabilität der Daten und so die Kooperation erschwerte. Von der OECD wurde 2005 aus

diesem Grund ein länderübergreifender Ordnungsrahmen entwickelt, der zur besseren Orientierung und Schaffung adäquater Interventionsoptionen beitragen soll (vgl. Biewer 2009, 59 – 61).

Länderübergreifende Kategorien der OECD		
A	Behinderungen („disabilities“)	Behinderungen organischer Ursache
B	Lernschwierigkeiten („learning difficulties“)	Lern- und Verhaltensstörungen
C	Benachteiligungen („disadvantages“)	Soziale, kulturelle und sprachliche Benachteiligung

Abbildung 1: Länderübergreifende Kategorien der OECD (nach Biewer 2009, 60)

5.3.2 ICF

Die WHO, die Weltgesundheitsorganisation, stellte im Jahr 1980 ein Klassifikationssystem „International Classification of Impairments, Disabilities and Handicaps“ (ICIDH) vor. Unklarheiten im Begriff „Behinderung“ sollten durch folgende Kategorisierungen beseitigt werden.

- Impairment: Veränderung / Schädigung, die anatomisch, physiologisch oder psychologisch Beeinträchtigung mit sich bringt
- Disability: Beeinträchtigung im Lebensvollzug
- Handicap: Behinderung als, vor allem, soziale Folgeerscheinung.

In Bezug auf bisherige Gliederungs- und Definitionsmodelle war dies zwar ein Fortschritt, wurde aber immer wieder wegen der Orientierung an Defizitärem in Frage gestellt. Auch die Nähe zu medizinischen Mängelerklärungen wurde kritisiert (vgl. Speck 2003, 197).

1999 wurde eine revidierte Fassung präsentiert. Dies war die „International Classification of Impairments, Activities and Participation: A Manual of Dimensions and Functioning – ICIDH - 2“ (vgl. Fornefeld 2002, 47).

Schließlich wurde 2001 die ICF, „International Classification of Functioning, Disability and Health“, verabschiedet.

Die Mitgliedsstaaten der WHO verpflichteten sich mit der Annahme der ICF diese als Konzeptgrundlage für ihre Auffassung von Behinderung anzuwenden. (vgl. Lindmeier 2007). Die Klassifikation wird folgendermaßen definiert: „*a classification of health and health related domains that describe body functions and structures, activities and participation.*“ (ICF). Seit 2005 gibt es auch eine eigene deutschsprachige Ausgabe (vgl. DIMDI).

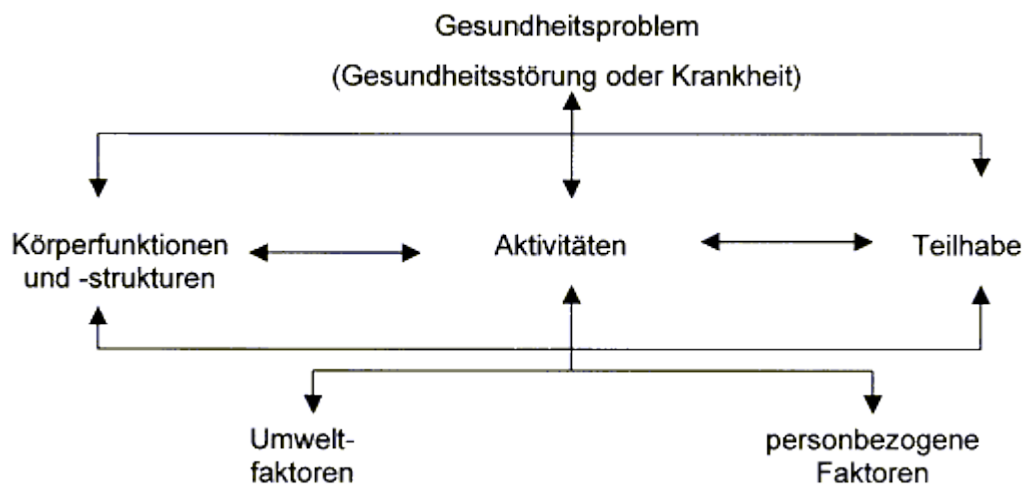


Abbildung 2 : Die Komponenten der ICF und ihre Wechselwirkungen (ICF, 23)

Die ICF basiert auf einem bio - psycho - sozialen Ansatz. Als Novum erscheint, dass die der Klassifizierung zu Grunde liegenden Einheiten eine situative und keine personale Ausrichtung haben. Die Beschreibung erfolgt durch Gesundheitsdomänen und damit korrelierenden Systemen, die wiederum von Kontextfaktoren beeinflusst werden. Die Komponenten Körperfunktion und -strukturen, Aktivität, Partizipation, Umweltfaktoren und personenbezogene Faktoren mit ihren jeweiligen Unterkategorisierungen sind geeignet sowohl Probleme als auch bestehende Funktionen und Fähigkeiten aufzuzeigen. Die Aspekte werden von rein körperlicher, individueller und sozialer Perspektive aus dargestellt. Es wird hierbei nicht negativistisch defizitär argumentiert, sondern der Grad der Möglichkeiten der entsprechenden Bereiche dargestellt. Auch der Wechselwirkung der Domänen untereinander wird Bedeutung beigemessen. Das Manual ist demnach ressourcen - und defizitorientiert.

	Teil 1: Funktionsfähigkeit und Behinderung		Teil 2: Kontextfaktoren	
Komponenten	Körperfunktionen und -strukturen	Aktivitäten und Partizipation [Teilhabe]	Umweltfaktoren	personbezogene Faktoren
Domänen	Körperfunktionen, Körperstrukturen	Lebensbereiche (Aufgaben, Handlungen)	Äußere Einflüsse auf Funktionsfähigkeit und Behinderung	Innere Einflüsse auf Funktionsfähigkeit und Behinderung
Konstrukte	Veränderung in Körperfunktionen (physiologisch) Veränderung in Körperstrukturen (anatomisch)	Leistungsfähigkeit (Durchführung von Aufgaben in einer standardisierten Umwelt) Leistung (Durchführung von Aufgaben in der gegenwärtigen, tatsächlichen Umwelt)	fördernde oder beeinträchtigende Einflüsse von Merkmalen der materiellen, sozialen und einstellungsbezogenen Welt	Einflüsse von Merkmalen der Person
positiver Aspekt	Funktionale und strukturelle Integrität	Aktivitäten Partizipation [Teilhabe]	positiv wirkende Faktoren	nicht anwendbar
	Funktionsfähigkeit			
negativer Aspekt	Schädigung	Beeinträchtigung der Aktivität Beeinträchtigung der Partizipation [Teilhabe]	negativ wirkende Faktoren (Barrieren, Hindernisse)	nicht anwendbar
	Behinderung			

Abbildung 3 : Übersicht über Teilbereiche bzw. Aufbau der ICF (ICF, 17)

Die ICF ist auf keine Disziplin wie Pädagogik oder Medizin alleine zugeschnitten, sondern besteht auf einer systemischen Metaebene, die von verschiedenen Professionen verwendet werden kann. Sie stellt so eine gemeinsame wissenschaftliche Basis dar (vgl. Hollenweger 2003a, 158f.).

Ein weiterer Vorteil des Modells zeigt sich in der Möglichkeit einer universellen Kommunikationsgrundlage, da jeder (Unter)punkt mit einem alphanumerischen Code gekoppelt ist. Auch Intensität und Zeitdauer eines Problems können so bei den Items vermerkt werden. Im Jahr 2007 wurde eine Anpassung an die ICF - CY „International Classification of Functioning, Disability and Health - Children and Youth“ vorgestellt, welche etwa der Ausdifferenzierung des Bildungsbereichs mehr Gewicht verleiht (vgl. Biewer 2009, 72).

Ergänzend dazu gibt es für FachbenutzerInnen auch die Möglichkeit die ICD 10 (Internationale Klassifikation der Krankheiten 10. Revision) zu verwenden (vgl. ICF; Lindmeier 2007; Seidel 2003).

Lindmeier merkt zum ICF - Modell kritisch an, dass ein Ungleichgewicht zwischen den Bereichen „körperliche Strukturen / Funktionen“ und „Aktivität / Partizipation“ besteht, da Zweiteres aufgrund einer nicht vorhandenen

Grundaufspaltung und ungleicher Kapitelzuteilung nicht genügend präsentiert ist. Er bemängelt ebenso eine zu schwache Betonung der Umweltfaktoren und begründet dies mit der ja durchaus gegebenen Veränderbarkeit Letzterer, die somit auch Einfluss auf die Gesamtsituation hätten (Lindmeier 2007, 167).

Generell wird die ICF jedoch positiv bewertet, da sie „zu einer potentiell integrierten Sichtweise verschiedener Personen über verschiedene Disziplinen und Arbeitskontexte hinweg“ (Hollenweger 2003b, 8) gelangt, sich von verkürzten Darstellungen löst und „somit auch „a priori“ definierte Behinderungen“ (Hollenweger 2003b, 7) vermeidet.

Zum besseren Verständnis soll nun zu jeder Komponente ein kurzer Abriss gegeben werden (vgl. ICF)

5.3.2.1 Körperfunktionen , Körperstrukturen

Hier ist die Rede von physiologischen / psychologischen Funktionen und anatomischen Teilen des Körpers. Dazu zählen auch das Gehirn bzw. geistig - seelisch - mentale Funktionen.

Anatomische Strukturen und Körperfunktionen werden parallel verwendet, wie etwa: das Ohr und zusammenhängende Strukturen / Hör - und Vestibulärfunktionen. Es wird auch angemerkt, dass der Begriff der Schädigung weiter gefasst ist als jener der Gesundheitsstörung. Ein fehlendes Gliedmaß ist wohl eine Strukturschädigung, im engeren Sinn aber für sich gesehen keine Gesundheitsstörung.

5.3.2.2 Aktivität und Partizipation

Unter Aktivität versteht die ICF die „Durchführung einer Aufgabe oder Handlung (Aktion) durch einen Menschen.“, unter Partizipation „das Einbezogensein in eine Lebenssituation“ (ICF, 16).

Für beide besteht eine gemeinsame Liste mit Beurteilungsmerkmalen. Diese können bezüglich Leistung (= was ein Mensch in seiner Umwelt tut) und Leistungsfähigkeit / Kapazität (= Fähigkeit eine Aufgabe durchzuführen) beurteilt werden.

Leistung kann auch „Einbezogenheit in eine Lebenssituation“ oder „gelebte Erfahrung“ sein.

Leistungsfähigkeit kann mit oder ohne Assistenz bzw. Hilfsmittel angegeben werden (vgl. ICF, 19).

5.3.2.3 Kontextfaktoren

Im ICF werden zwei Arten von Kontextfaktoren angeführt.

Umweltfaktoren liegen außerhalb der Einzelperson und umfassen die Umwelt in sozialer, materieller und einstellungsmäßiger Hinsicht.

Auf individueller Ebene sind dies häusliche Umgebung, Schule, Arbeitsstelle, diverse Sozialkontakte oder materielle Ausstattung.

Auf gesellschaftlicher Ebene wären hier exemplarisch Gesetze, Organisationen oder Dienste, aber auch informelle Einstellungen oder Weltanschauungen aufzuzählen (vgl. ICF, 22)

Personenbezogene Faktoren bilden die individuellen Gegebenheiten wie beispielsweise Geschlecht, Alter, sozialer Hintergrund, Bildung, Fitness, aber auch Erfahrungen oder Verhaltensmuster ab.

Sie sind in der ICF wohl angeführt, aber nicht kategorisiert, was aufgrund ihrer extrem hohen kontextuellen Relevanz dem Modell die schon oben erwähnte Kritik einbringt (vgl. ICF, 22).

5.4 Rechtliche Rahmenbedingungen und Deklarationen

An dieser Stelle sollen markante Punkte (österreichischer) rechtlicher Rahmenbedingungen dargestellt werden, die Basis und Hintergrund für einen veränderten Umgang mit dem Phänomen „Behinderung“ darstellen.

Dies scheint umso mehr relevant als *„objektive Prinzipien der Ordnung des politischen Gemeinwesens (...) den Staat in die Pflicht nehmen“* (Speck 2003, 154) und den Bereich der pur subjektiv erscheinenden Notwendigkeiten verlassen. Forderungen können so objektiv gestellt werden (dazu ergänzend auch Speck 2003, 168 und 177f.).

1948 Deklaration der Menschenrechte

Allgemeine Erklärung der Menschenrechte der Generalversammlung der Vereinten Nationen

Art.1: *„Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geist der Brüderlichkeit begegnen.“* (vgl. UNO 1948).

1959 Erklärung über die Rechte des Kindes

Erklärung der Vereinten Nationen über die Rechte des Kindes

„The child who is physically, mentally or socially handicapped shall be given the special treatment, education and care required by his particular condition.“

(UNO, 1959)

1981 UNO – Jahr der Behinderten

Das Jahr 1981 wurde von der UNO zum „Jahr der Behinderten“ unter dem Titel *„Volle Beteiligung und Gleichheit“* erklärt. Die österreichische Regierung versprach, *„den Behinderten die bestmögliche Teilnahme am gesellschaftlichen Leben sowie an der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung zu ermöglichen.“* (zit. nach Gobiet / Rudlof 2006, 18). Es kam zur Einrichtung des Nationalfonds zur besonderen Hilfe behinderter Menschen (vgl. Gobiet / Rudlof 2006, 18).

Bei Feierlichkeiten zur Jahresdeklaration machten in Deutschland Vertreter von Behinderteninitiativen ihrem Unmut über Besonderung und Ausgrenzung Luft (vgl. Rohrman 2004, 21). Ab den späten 1980ern etablierte sich stetig die Forderung nach einer fundierten Gesetzgebung, was die Belange von Menschen mit Behinderung betraf.

1983 bis 1992 UN-Dekade der behinderten Menschen

Von den vielen propagierten Zielen konnten letztendlich die gesetzlichen Grundlagen für Sachwalterschaft, Pflegegeld und schulische Integration realisiert werden (vgl. Gobiet / Rudlof 2006, 20f.).

1990 American with Disabilities Act (ADA)

Verbot der Diskriminierung von Menschen mit Behinderung aufgrund ihrer Behinderung. Es bezieht sich auf öffentliche Infrastruktur (Zugang zu Gebäuden, Verkehrsmitteln,...) oder Arbeit. Bei Diskriminierung besteht Klagsmöglichkeit (vgl. ADA).

1993 UNO - Standard Rules

Grundsatzerklärung über Rahmenbedingungen für Chancengleichheit für Menschen mit Behinderung (vgl. UNO 1993).

1993 Integrationsgesetze in Österreich

Inhalt ist hier etwa die Implementierung von Sonderpädagogischem Förderbedarf und Sonderpädagogischen Zentren. Die Gesetze sind Grundlage für die Integration an Volksschulen, 1996 folgen die Regelungen für die Sekundarstufe (vgl. Bundesministerium für soziale Sicherheit 2003).

1994 Salamanca – Erklärung

Hier wird das integrativ - inklusive Postulat einer Pädagogik für besondere Bedürfnisse erhoben (vgl. Unesco 1994).

1995 UNO - Übereinkommen über die Rechte des Kindes

War 1959 noch von spezieller Behandlung für Kinder mit Behinderung die Rede, so sind jetzt „Selbstständigkeit“ und „aktive Teilhabe“ Leitbegriffe (vgl. UNO 1995).

1997 Nichtdiskriminierungsklausel in der Österreichischen Verfassung

Art. 7, Abs. 1:

„Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden. Die Republik (Bund, Länder und Gemeinden) bekennt sich dazu, die Gleichbehandlung von behinderten und nichtbehinderten Menschen in allen Bereichen des täglichen Lebens zu gewährleisten.“ (zit. nach Gobiet / Rudlof 2006, 21). Die Selbstbestimmt - Leben - Initiative Österreich hatte den Anstoß zu dieser Gesetzesadaption gegeben und eine Unterschriftenaktion gestartet (vgl. Gobiet / Rudlof 2006, 21).

1997 EU – Jahr der Menschen mit Behinderungen

Sensibilisierung im sprachlichen Ausdruck war hierbei ein Schwerpunktthema. Auch regelmäßige Berichte zur Lage von Menschen mit Behinderung wurden von der Österreichischen Regierung versprochen (vgl. Gobiet/ Rudlof 2006, 22).

2002 Deklaration von Madrid

Der Europäische Behindertenkongress verabschiedet die Deklaration:

„Nicht-Diskriminierung plus positive Handlung(en) bewirken soziale Integration“

Es wird ein Richtungswechsel hin zu einer gesellschaftlichen Miteinbeziehung in allen Bereichen gefordert. Auch Aktionsvorschläge für Behörden und

Institutionen unterschiedlicher Ebenen werden unterbreitet (vgl. Deklaration von Madrid).

2003 Berufsintegrationsgesetz in Österreich

Es beinhaltet das Modell der „Integrativen Berufsausbildung“ (z. Bsp. Teilqualifikation, Lehrzeitverlängerung,...) (vgl. Gobiet / Rudlof 2006, 23).

2005 Guidelines for Inclusion

In ihnen wird Inklusion als relevanter Prozess festgelegt, der verschiedenste marginalisierte Gruppen betrifft und Bildungseinrichtungen verändern soll.

„Inclusive education is a process that involves the transformation of schools and other centres of learning to cater for all children – including boys and girls, students from ethnic and linguistic minorities, rural populations, those affected by HIV and AIDS, and those with disabilities and difficulties in learning and to provide learning opportunities for all youth and adults as well.“ (UNESCO 2009,4) (vgl. dazu auch UNESCO 2006, Biewer 2009, 129 – 134).

2005 Heimaufenthaltsgesetz in Österreich

Dieses betrifft Erwachsene in Heimen, Pflege - und Betreuungseinrichtungen. In ihm wird der Schutz von persönlichen Freiheitsrechten gesichert und es werden Rahmenbedingungen für den Einsatz freiheitsbeschränkender Maßnahmen festgelegt. Auch die Bewohnervertretung spielt hierbei eine wichtige Rolle (vgl. Bewohnervertretung)

2006 UNO – Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung

Erweiterter Kodex , der auch Aspekte wie Zugänglichkeit, persönliche Kapazität, Mobilität anspricht (vgl., UNO 2006).

2006 Behindertengleichstellungspaket in Österreich

Kernstücke sind etwa das Behindertengleichstellungsgesetz, die verfassungsrechtlichen Anerkennung der Österreichischen Gebärdensprache (ÖGS), das Behinderteneinstellungsgesetz und die Schaffung einer Behindertenanwaltschaft. Es besteht so verstärkt die Möglichkeit im Fall diskriminierender Vorgehensweisen den Rechtsweg zu beschreiten (vgl. Krisp 2007, 237).

6 Das Diakoniewerk Gallneukirchen

Die Bezeichnung Diakoniewerk Gallneukirchen kann sowohl für die Arbeit in Gallneukirchen respektive in Oberösterreich als auch für die Arbeit des Diakoniewerks österreichweit stehen. Von Ersterem wird im folgenden Text ausgegangen, ist das nationale Wirken gemeint, wird dies in den Formulierungen ersichtlich gemacht.

Wenn auch die Tätigkeitsbereiche des Diakoniewerks vielfältiger sind, so soll im Folgenden nur die Arbeit mit Menschen mit Behinderung Beachtung finden.

6.1 Geschichtlicher Hintergrund

Ende des 18. Jahrhunderts kam es im Raum der heutigen BRD und in Teilen der Schweiz zu religiösen Erweckungsbewegungen, die sich auch als Kontrapunkt zu aufklärerischen Tendenzen sahen. Neben einer außenmissionarischen Tätigkeit, die sich ins ferne Ausland hin orientierte, erkannte man auch die Notwendigkeit in Bezug auf Bedürfnisse im eigenen Land aktiv zu werden. „Rettungshäuser“ wurden in Leben gerufen. Die „Innere Mission“ entstand. Als Verein war er eine neue Organisationsform der Wohltätigkeit. Eine Zentralfigur war Johann Hinrich Wichern, der auch eine Umstrukturierung initiierte, hierbei kam auch der Begriff „Diakonie“ in Gebrauch. Im Zuge zunehmender Industrialisierung mit ihren Begleiterscheinung (Landflucht, Wegfall familiärer Strukturen, Verarmung von Bevölkerungsgruppen) weitete und festigte sich die Bedeutung des Diakonischen Werks (vgl. Stadler 2001, 80f.).

Armenpflege, Verwahrlostenfürsorge und Versorgung von „Geisteskranken“ waren nur einige der vielfältigen Arbeitsbereiche der in ihr organisierten Einrichtungen. Bekannt sind hier etwa Neuendettelsau und Bethel. In Friedrich von Bodelschwingh, dem „Patriarchen der Inneren Mission“, fand sich eine in ihren Überzeugungen konservative, aber um Reformen bemühte Persönlichkeit (vgl. Neumann 1999, 14f.; Ellger-Rüttgardt 2008, 143f.).

6.1.1 Anfänge bis 1940

Die Anfänge des Diakoniewerks Gallneukirchen standen in starkem Zusammenhang mit der Entstehung und Entwicklung der evangelischen Kirchengemeinde in diesem Ort. Der katholische Pfarrer Martin Boos hatte hier zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Stelle in Gallneukirchen angetreten, in dem es keine protestantische Gemeinde gab. Er predigte jedoch ein lebensnahes Evangelium, stellte das Gemeinsame über das Trennende und sah sich dem Gedanken der Toleranz gegenüber den Evangelischen verpflichtet. Daraufhin kam es zu Diffamierungen und Untersuchungen, die darin gipfelten, dass Boos die Pfarrstelle verließ. 1871 wurde Ludwig Schwarz dann Vikar in der neu gegründeten protestantischen Pfarrgemeinde. Ihm war der Einsatz für Schwache ein großes Anliegen, sodass 1874 der „Verein für Innere Mission“, der Vorläufer des Diakoniewerks, gegründet wurde. Dieser wurde später in „Evangelische Diakonissenanstalt Gallneukirchen“ umbenannt (vgl. Hölzel 1973, 73; Geschichte des Diakoniewerks).

1877 begannen die ersten beiden Diakonissen ihren Dienst. Der Tätigkeitsbereich des Vereins umfasste zunächst neben der Gemeindegemeinschaft auch den Betrieb einer evangelischen Schule und eines Kinderheims. Dazu kamen bis zu den Anfängen des 20. Jahrhunderts noch Häuser zur Pflege von alten Menschen und Menschen mit Behinderung (zur Zeit der Gründung „Asyl für Epileptische und Blöde“ genannt). 1908 umfasste die Schwesternschaft 95 Diakonissen. 1909 wurde ein neues Mutterhaus in Gallneukirchen eröffnet. Bald unterhielt der Verein auch Gäste - und Krankenhäuser. In und um den Ort Gallneukirchen waren bis Ende der 1930er fünf Häuser Stätten der Arbeit der Diakonissen: „Altes Martinstift“, „Mühle“, „Weikersdorf“, „Waldheimat“ und „Friedenshort“ (vgl. Evangelisches Diakoniewerk 1999, 9 - 11; Geschichte des Diakoniewerks).

6.1.2 1940 bis 1945

Die Euthanasiepolitik des Dritten Reiches machte auch vor Einrichtungen des Diakoniewerks nicht Halt. Schon 1940 wurden Kinder vereinzelt in die Landesheil- und Pflegeanstalt Niedernhart in Linz verbracht, wo sie vermutlich Opfer von Euthanasiekationen wurden (vgl. Dolch 1981, 26). Die volle Wucht der Aktion T4 erreichte das Diakoniewerk Gallneukirchen am 13.1.1941. In

Abwesenheit des Rektors und der Oberin wurden 64 BewohnerInnen im Alter zwischen 2,5 und 77 Jahren abtransportiert. Schwestern gelang es einzelne Menschen mit Behinderung vor dem Abtransport zu retten. Eine zweite Aktion wurde angekündigt, dann aber nicht durchgeführt. Die Erschütterung bei Schwestern und Eltern war groß. Heute erinnert ein Gedenkstein an die Geschehnisse. In weiterer Folge wurden in den Einrichtungen in Gallneukirchen TBC - Kranke, die evakuierte Hilfsschule aus Linz und später Flüchtlinge einquartiert (vgl. Dolch 1981 und 1991, Gäbler 1991; Geschichte des Diakoniewerks).

6.1.3 1945 bis 1985

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs begann man sich sofort wieder der Arbeit mit Kindern mit Behinderung zu widmen. Im „Alten Martinstift“, einem ehemaligen Bauerhof auf dem Linzerberg, einem Hügel am Ortsrand, wurden 35 Kinder betreut. In der unmittelbaren Nachkriegszeit erreichte die Anzahl der im Diakoniewerk österreichweit beschäftigten Diakonissen mit ca. 230 einen Höchststand. Ab dieser Zeit schwindet die Zahl der Schwestern und weltliches Personal tritt an ihre Stelle (vgl. Evangelisches Diakoniewerk 1999, 11; Diakoniewerk).

Von 1968 bis 1977 fanden große bauliche Neuerrichtungen (v. a. auf dem Linzerberg) statt. 1968 wurde eine neue Wohneinrichtung („Neues Martinstift“), für damalige Verhältnisse ein Sinnbild moderner Sozialarchitektur, errichtet. Zeitgleich entstand ebenfalls in Oberösterreich mit dem Institut Hartheim ein Pendant dazu, das von katholischer Seite initiiert wurde (vgl. Schlachter 1981, 70ff.).

1970 wurden in das „Neue Martinstift“ auch ein Sonderkindergarten und eine Sonderschule integriert. Die dem Diakoniewerk Gallneukirchen angegliederte „Fachschule für Sozialberufe / Behindertenarbeit“ erhielt 1976 die staatliche Anerkennung. 1977 wurden in unmittelbarer Nähe des Alten und des Neuen Martinstifts das Wohnheim „Emmaus“ und Mitarbeiterwohnhäuser eröffnet. 1984 entstand auf selbigem Terrain auch die Werkstatt für Behinderte (vgl. Diakoniewerk). Es ist anzumerken, dass hier, an einem Punkt, an dem die Konzentrierung der Sondereinrichtungen noch im vollen Gange war, schon

erste Schritte der Dezentralisierung angedacht wurden. In der Festschrift zur Eröffnung der Hauses „Emmaus“ ist etwa von der Planung ausgelagerter Wohngruppen (6 - 8 Plätze) in angemieteten Wohnungen außerhalb des Heimes zu lesen (vgl. Gäbler 1977, 15 und 20).

Zu Beginn der 1970er wird die Zahl der in Gallneukirchen betreuten Menschen mit Behinderung mit ca. 220, 1977 schon mit 300 angegeben (Prochazka 1973, 87; Hölzel 1977, 8).

6.1.4 1985 bis 2008

Mit der Einbindung und Errichtung einer Therapiestation im Gebäude des Wohnhauses „Emmaus“ im Jahr 1986 erreichte die Konzentration des Mikrokosmos „Behinderteneinrichtung“ ihren Höhepunkt. Ab der Mitte der 1980er entstehen zunehmend dislozierte, gemeindenahе, kleindimensionierte Wohnprojekte oder Werkstattbereiche. Auch Beratungsstellen werden gegründet. Dies geschieht vor allem in Oberösterreich, aber auch in anderen Bundesländern. Derzeit unterhält das Diakoniewerk im Bereich der Arbeit mit Menschen mit Behinderung ca. 60 Standorte in Oberösterreich, Salzburg, der Steiermark, Tirol und Wien. Hierzu zählen Wohnhäuser (entstanden aus den ehemaligen Wohnheimen), Wohngemeinschaften und andere Wohnangebote, Werkstätten, Fördergruppen, Tagesstätten, Kultur - und Freizeitangebote, Kindergärten und Horte. Es werden auch Dienstleistungen im Bereich EDV, Garten- / Landschaftspflege und Catering angeboten. Eine Werkstätte in Rumänien und ein integrativer Kindergarten in Bosnien werden ebenfalls vom Diakoniewerk betrieben. Die Schulen für die Ausbildung der professionell in diesen Bereichen Tätigen erfahren Adaptionen. Eine Selbstvertretungsgruppe für Menschen mit Behinderung, IV (= Interessensvertretung), wird 2006 installiert (vgl. Diakoniewerk; Jahresbericht 2007).

6.2 gegenwärtige Situation

6.2.1 Organisation und Aufbau

Das Evangelische Diakoniewerk Gallneukirchen ist ein gemeinnütziger Verein, der in fünf Bundesländern tätig ist und dem Dachverband „Diakonie Österreich“ angehört.

Die eigentliche Leitung besteht aus einem Vorstand (RektorIn, Oberin und zwei weitere Mitglieder). Diese sind für die Konzeption der Arbeit und die Besetzung der Leitungen der Arbeitsbereiche verantwortlich, sollen aber auch Belange wie Einbindung der MitarbeiterInnen und Dezentralisierung berücksichtigen.

Dieser Vorstand wird von einem Kuratorium bestellt, welches wiederum von der Mitgliederversammlung gewählt wird (vgl. Leitbild Diakoniewerk, 17f.).

Daten zu den Tätigkeitsbereichen des Diakoniewerks Gallneukirchen österreichweit aus dem Jahr 2008 (Standorte in Rumänien und Bosnien - Herzegowina schlagen sich hierbei in der Statistik mit insgesamt 45 Plätzen in den Bereichen Wohnen bzw. Kindergarten nieder) zeigen folgendes Bild:

- Arbeit mit Menschen mit Behinderung
 - Wohnen ca. 480 Plätze
 - Arbeit / Tagesstruktur ca. 700 Plätze
 - Kindergarten , Schule, Hort ca. 280 Plätze
- Gesundheit
 - 3 Krankenhäuser , Tagesklinik ca. 320 Plätze
 - div. Zusatzeinrichtungen
- Altenhilfe
 - div. Standorte in fünf Städten ca. 460 Plätze
- Ausbildung
 - Krankenpflege, Sozialberufe ca. 850 Plätze
- Gästehäuser
 - 3 Standorte ca. 180 Plätze
- Flüchtlingsbetreuung
 - 1 Standort ca. 95 Plätze

Hinzu kommen noch weitere Angebote mit Ambulanzklientel wie etwa Beratungs- oder Therapieangebote und Dienstleistungsbereiche wie Buchhandlung oder Gärtnerei.

Das Diakoniewerk beschäftigt 2600 Mitarbeiter und ca. 100 Zivildienstler oder Diakonische HelferInnen, die ein freiwilliges Sozialjahr absolvieren. 21 Schwestern im Ruhestand sind ebenfalls Teil des Diakoniewerks Gallneukirchen (vgl. Daten und Fakten 2008).

6.2.2 Strukturen für Menschen mit Behinderung

6.2.2.1 Leitziele Behindertenhilfe

Hinter konkret umgesetzten Strukturen gibt es Gerüste der Denkvoraussetzungen, die in die Betrachtung der Angebote mit einfließen, ja diese auch bedingen. Aus diesem Grund wird im Weiteren auf die „Leitziele der Behindertenhilfe“ Bezug genommen und diese gegebenenfalls durch Angaben zum Leitbild des Diakoniewerks ergänzt.

Basis für beide Grundlegungen ist ein Menschenbild, dem christlich orientierte Werthaltungen zu Grunde liegen. Daraus ergibt sich das Postulat tätiger Nächstenliebe und respektvollen Umgangs mit dem jeweiligen Gegenüber, das in seiner Ganzheitlichkeit wahrgenommen werden soll.

Als Zielgruppe der Behindertenhilfe werden ausdrücklich Menschen mit geistiger / mehrfacher Behinderung und ihre Familien identifiziert.

Konkrete Leitziele sind:

- Partnerschaft und Dialog
 - z. Bsp. individueller Weg der Kommunikation
- Bedürfnisorientierung und Individualität
 - z. Bsp. Notwendigkeit von Eigenraum und -zeit, Gemeinschaft
- Sicherheit und Schutz
 - z. Bsp. Schutz vor Benachteiligung
- Förderung von Kompetenzen und Selbstbestimmung
 - z. Bsp. in der Lebensgestaltung
- Altersangemessenheit und Entwicklungsorientierung
 - z. Bsp. Ausgewogenheit von Förderung und Begleitung

- Integration und Normalisierung von Lebensläufen
 - z. Bsp. Integration in allen Lebensbereichen
- Dezentralisierung und Regionalisierung
 - z. Bsp. im Sinne von organisatorischer Selbstständigkeit und Gemeindenähe

Als weitere wesentliche Prinzipien werden außerdem noch erwähnt:

- Ökologisch und ökonomisch verantwortliches Handeln als Dienstleister
- Regionale Vernetzung des Umfelds des Menschen mit Behinderung
- Öffentlichkeitsarbeit sowohl im klassischen Sinn als auch im Rahmen der Selbstvertretung
- Reflexion als Grundlage für Qualitätssicherung
- Im Bewusstsein des Tradierten Neuem offen – kritisch entgegensehen

Bezüglich der MitarbeiterInnen wird die Entwicklung und Pflege von sozialer, persönlicher und fachlicher Kompetenz als wichtig erachtet.

(vgl. Leitbild Diakoniewerk; Leitziele Behindertenhilfe)

6.2.2.2 Konkrete Angebote

Die konkreten Angebote an Menschen mit geistiger Behinderung gliedern sich in folgende Bereiche:

- Arbeit
 - Werkstätten
 - Fördergruppen
 - Sie bieten Menschen mit schwerer Behinderung Tagesstruktur und Erlebnismöglichkeiten
 - Dienstleistungen in den Bereichen
 - Gastronomie (Kulinarium Linz und Kitzbühel)
 - Grünraumgestaltung (Landschaft & Garten und Gärtnerei Friedenshort)
 - EDV (Vertrieb von Life Tool - Produkten: siehe Punkt Beratungsstellen)
 - Mitbetreibung der Postpartnerstelle in Hagenberg / Mühlkreis

- Wohnen
 - Diverse Formen des Wohnens
 - Wohnhaus
 - Wohngemeinschaften (betreute Einzel-, Zweier- oder Mehrpersonenwohnungen)
 - Möglichkeit der Kurzzeitunterbringung in den Wohnformen
- Mobile Begleitung
 - Bei Menschen mit Behinderung , die in der Familie oder alleine leben
 - Alltagshilfen, Freizeitgestaltung, Hilfe zur Selbsthilfe
- Therapie
 - Ergo - , Moto - , Physio - , Tanz - , Musiktherapie, Logopädie und Psychomotorik
- Beratungsstellen
 - Familienberatungsstelle
 - Life Tool (technische Hilfsmittel und spezielle Software zur Unterstützung von Kommunikation und Lebensgestaltung)
- Freizeit, Sport, Bildung (FRISBI)
 - Das Programm hierzu wird halbjährlich im Leichter - Lesen - Modus herausgegeben und beinhaltet auch integrative Angebote
 - Sportkurse werden in der Sektion Behindertensport des SV Gallneukirchen angeboten
 - Es besteht auch ein Integratives Cafe
- Kunst & Kultur
 - Atelier
 - Theatergruppe „Malaria“
 - Musik- und Tanzensembles
- Kindergarten , Hort und Schule
- Streichelzoo
- Interessensvertretung (IV) „Wir für euch“
 - Im Jahr 2006 wurde im Diakoniewerk Gallneukirchen eine Interessensvertretung für Menschen mit Behinderung geschaffen. Die Selbstvertretungsgruppe besteht aus je 7 Personen aus den Bereichen Wohnen und Arbeit. Ihnen unterstützend zur Seite gestellt sind zwei AssistentInnen.

- Zeitschrift „ICH und WIR“
 - Sie wird von der Mediengruppe der Werkstätte Gallneukirchen erstellt, enthält Informationen im Leichter - Lesen - Modus und erscheint ca. vierteljährlich.

(vgl. Jahresbericht 2007; Jahresbericht 2008)

7 Forschungsintention

Die Forschungsintention war prinzipiell durch folgende Parameter vordeterminiert. Es sollte ein Vergleich diachroner Berichte über Menschen mit geistiger Behinderung in einer institutionsspezifischen Zeitschrift angestellt werden. Veränderungen von Aspekten institutioneller heilpädagogischer Arbeit sollten durch die Analyse der Texte herausgearbeitet und veranschaulicht werden.

Aufgrund der Wahl der Forschungsmethode kann insofern nur von einer Forschungsintention gesprochen und nicht von einer vorformulierten Forschungsfrage bzw. vorformulierten Kriterien ausgegangen werden, da die gewählte qualitativ - heuristische Textanalyse prozessfokussiert ist und sich dezidierte Fragen zu den Forschungsobjekten erst im Verlauf der Untersuchungen ergeben.

8 Methode

8.1 Methodenfindung

Da es sich bei den zu bearbeitenden Daten um Texte handelte und die Forschungsarbeit inhaltliche Merkmale bearbeiten sollte, wurde eine passende Methode aus dem Bereich der qualitativen Forschung gesucht. Ein sozialer Gegenstand sollte in seinem Aufbau und in der Bedeutung zu sich selbst und zu anderen sozialen Gegenständen erkundet werden (vgl. Kleining 1995, 17). Als mögliche qualitative Analyseformen zeigten sich Hermeneutik und Heuristik. Hermeneutik stellt als Deutungswissenschaft die deutende Person in den Vordergrund. Heuristik fokussiert *„die auf den Forschungsgegenstand gerichteten Such – und Findeverfahren“* (Kleining 1995,18) und hat somit stark entdeckenden Charakter.

Der Umstand einer Veränderung in der Entwicklung einer Institution ist als Faktum grob von außen zu erkennen (bauliche Veränderung, andere Benennungen....) und liegt als historische Tatsache auf der Hand. Aufgrund

dieser Gegebenheiten sollte nicht die Deutung, sondern die Entdeckung von Geschehenem in den Vordergrund gestellt werden. So zeigte sich die Heuristik als für dieses Thema günstige Forschungsmethode (vgl. Kleining 1995, 14). Sie kann „im weiteren Sinne als Wissenschaft vom Finden, im engeren Verständnis als Lehre von den Such – und Findeverfahren bezeichnet werden.“ (Kleining 1995, 19).

„Das Subjekt (= ForscherIn, Anm. ER) überwindet im Verlauf der Forschung die Distanz zwischen Subjekt und Objekt (= Forschungsgegenstand, Anm. ER) durch den Dialog (und die Anwendung bestimmter Regeln zur Entdeckung des Objekts), es erarbeitet sich Objektivität. Die Erkenntnis der „Struktur“ des Objektes und seiner ihm immanenten Bewegung (oder „Geschichte“) ist das „Verstehen“ des Objektes.“ (Kleining 1995, 149). Diese Erforschung wird durch die wechselseitige Anwendung von Aktivität und Rezeption – also experimentierenden und beobachtenden Aspekten – vorangetrieben. Intersubjektive Gültigkeit, im Gegensatz zu personal - subjektiver Relevanz, ist Ziel der Forschungsarbeit. Ergebnisse müssen immer in ihrem zeitlich - räumlichen Kontext gesehen werden (Kleining 1995, 152 f. und 255 - 263).

8.2 Methodenidentifizierung

Dieses Kapitel dient der Erklärung des forschungsmethodischen Vorgehens und bezieht sich vor allem auf das „Lehrbuch Entdeckende Sozialforschung“ (vgl. Kleining 1995, 228 - 249).

8.2.1 Forschungsregeln

Der Forschungsprozess wird von Bedingungen umrahmt, die von grundlegender Bedeutung für die Vorgehensweise sind (vgl. Kleining 1995, 231 - 249).

- **Offenheit der Forscherperson (Subjekt):** Hier wird Offenheit gegenüber dem Forschungsgegenstand eingefordert. Das Vorverständnis der Forscherperson ist nur vorläufig und veränderbar, wenn Fakten es verlangen. Die forschende Person muss auch bereit sein gegen ihre persönlichen Selbstverständlichkeiten anzuforschen.

- **Offenheit des Forschungsgegenstandes (Objekt):** Die Kenntnis des Gegenstands ist vorläufig und Änderungen unterworfen, solange der Forschungsprozess andauert. Diese Permutationen können durch Veränderungen im Subjekt, Wendungen im Objekt oder als Konsequenz der Forschung auftreten.
- **Regel der maximalen strukturellen Variation der Perspektive:** Der Gegenstand soll von maximal verschiedenen Seiten erfasst werden, etwa durch zeitliche Veränderung bei diachroner Betrachtungsweise oder durch differenzierte Kontextzugänge bei zeitlich synchroner Betrachtung. Auch Variationen bezüglich der beforschten Personengruppe oder des Forschungsorts fallen in diese Kategorie (vgl. Kleining 1995, 236 - 242). Bei der Texterforschung sind Fragstellungen, Textsorte, Methoden der Textanalyse, Samplezusammenstellung oder Kombination mit anderen Methoden Varianten schaffende Parameter.
„Je größer die (strukturelle) Variation der Perspektive ist, desto höher ist der Grad der „Objektivität““ (Kleining 1995, 290).
- **Regel der Analyse auf Gemeinsamkeiten:** Das Gemeinsame in den Verschiedenheiten soll entdeckt und Zusammenhänge dargestellt werden. Daraus ergibt sich die Konsequenz, dass nur die gegenstandsnahen Aspekte konstant kongruent bleiben. Kleining nennt dies das intersubjektiv Gültige, das *„Stabile in der Veränderung“* (Kleining 1995, 242).

Analyse geschieht durch

- Vergleichen diverser Ergebnisse
- Ordnung von Entsprechungen / Gleichartigkeiten, bzw. den daraus abstrahierten Aspekten
- Gruppierung von Ähnlichkeiten
- Deskription der Ergebnisse (erster Schritt der Analyse)
- Untersuchung der Gruppen auf Gemeinsamkeiten hin und Finden von subsumierenden Überschriften (Hier zeigt sich die Relevanz des ersten Analyseschrittes)
- beständige Reflexion und Überprüfung der Resultate

- Zeigen von Ähnlichkeiten / Unähnlichkeiten als Bestätigung der Resultate
- Beschreibung der Zusammenfassungen

(vgl. Kleining 1995, 242 - 249)

Hierbei ist zu beachten: *„Die Abstraktion wird allgemeiner, auf je verschiedenartigeren Daten sie beruht.“* (Kleining 1995, 268).

Die so entstandenen Abstraktionen sind weder Paraphrasen noch Idealtypen, sondern versuchen *„einen neuen Zusammenhang (...) so zu charakterisieren, daß sich die Vielfalt des Konkreten in der Abstraktion wieder findet.“* (Kleining 1995, 269).

Es kommt also zu einer Interaktion zwischen Subjekt (Forscherperson) und Objekt (Forschungsgegenstand) (Regel 1 und 2).

Das Objekt wird von verschiedenen Seiten her betrachtet, stellt sich immer wieder anders dar und wird in seiner Facettenhaftigkeit wahrgenommen, was sich wiederum auf die differenzierte Perspektivität der Betrachtung und die generelle Wahrnehmung des Objekts von Seiten des Subjekts auswirkt (Regel 3).

Die so extrahierten Qualitäten werden nun auf Gemeinsames hin analysiert und ergeben ein umfassender(es) Bild des beforschten Gegenstandes (Regel 4).

Kleining weist im Zusammenhang mit der Beendigung des Forschungsprozesses, auch darauf hin, dass die **100% bzw. 0% Regel** gilt. Dies besagt, dass 100% der Informationen *„in ihrem Bezug zum Gegenstand erkennbar sind“* (Kleining 1995, 272) bzw. *„kein Datum der Analyse widerspricht“* (Kleining 1995, 280), d.h. keine Perspektive ausgelassen wurde. *„Mit dem Weg vom Vorverständnis des Gegenstandes bis zum Erkennen seines Charakters kommt diese Forschungssequenz zum Abschluss.“* (Kleining 1995, 231).

8.2.2 Entdeckungsstrategien

Diese sind „*formale* (kursiv bei GK, Anm. ER) *Anweisungen*“ (Kleining 1995, 264), wirken steuernd auf den Forschungsvorgang ein und sind auch Teil desselben. Sie sind in ihrem Einsatz als prozessualer Part in der Forschung zu sehen. Die Art ihrer Verwendung orientiert sich am jeweiligen Forschungsstand und durchläuft so unterschiedliche Ausprägungen.

Entdeckungsstrategien sind

- **Maximierung / Minimierung der methodischen Möglichkeiten**
- **Austesten der Grenzen des Forschungsobjekts** (Passung bezüglich des Forschungskontextes)
- **Anpassung der Gedanken an den Gegenstand** (vom Vorverständnis zur gegenstandsimmanenten Struktur und Dynamik)

(vgl. Kleining 1995, 229 und 263 - 266)

8.2.3 Prinzip des Dialogs

Die gewählte Bearbeitungsform der qualitativ - heuristischen Textanalyse nach Kleining (vgl. Titscher 1998, 151 - 160) stellt in ihrem methodentheoretischen Unterbau nicht die Deutung des Textes im Sinne der Hermeneutik, sondern das „*systematische, regelgeleitete Entdecken von Strukturen*“ (Titscher 1998, 152; vgl. Kleining 1994, 7) als wesentlich dar. Basis der qualitativ - heuristischen Forschung ist das Prinzip des Dialogs. Diesem dialogischen Erforschen liegen die Methoden der Textbeobachtung und des Textexperiments – also rezeptive und aktive Textanalyse – zugrunde (vgl. Kleining 1994, 182 f. und 255ff.; Titscher 1998, 155). Die Systematisierung und Hierarchisierung der Teile durch Fragen an den Text und durch textexperimentelle Bearbeitungsgänge finden hier Anwendung.

8.2.3.1 Textbeobachtung

In der Textbeobachtung werden Fragen an den Text gestellt.

Mögliche Leitfragen führt Kleining beispielhaft wie folgt an:

„Welche Themen werden angesprochen?“

Welche Personen / Gruppen werden behandelt?

Wie beschrieben? Wie bewertet?

Welche sprachlichen Besonderheiten gibt es?“

(Kleining 1994, 183)

In der Literatur zur Methodik der heuristischen Textanalyse wird eine hohe Materialorientiertheit bezüglich des Vorgehens gefordert.

Der Forschungsvorgang wird dadurch in Bewegung gesetzt, dass der Text „gefragt“ wird, „antwortet“ und so neue Fragen entstehen. Kleining nennt dies das „*Dialogprinzip*“ (Kleining 1994, 182).

Fragen an den Text richten sich nach dem Text, nicht der Text nach den Fragen (vgl. Kleining 1995, 76).

8.2.3.2 Textexperiment

Beim Textexperiment können Arbeitsformen wie

- Separation (andere Gliederung)
- Kombination (andere Anordnung, Textrekonstruktion)
- Reduktion (Isolation von z. Bsp. nur einer Wortart),
- Adjektion (Weiterführung des Textes)
- Substitution (Ersetzung von Metaphern, Personen...)
- Transformation (Veränderung grammatikalisch, sprachlich,...)

Anwendung finden

(vgl. Kleining 1994, 183; Titscher 1998, 155).

„Die angemessenen Experimentiertechniken ergeben sich, wie auch die Beobachtungsverfahren, aus den Texten.“ (Kleining ebd.).

8.2.3.3 Strukturfindung und -analyse

Die Strukturierung der Teile durch Fragen an den Text und durch Bearbeitungsgänge des Textexperiments kennzeichnet den Analyseprozess.

Die Antworten werden auf Gemeinsamkeiten hin untersucht (**Strukturfindung**), die jeweiligen Ergebnisse gruppiert, systematisiert und analysiert (**Strukturanalyse**). Durch diese Ordnung können latente Inhalte fassbar gemacht werden. Es kommt zu einer Verobjektivierung (vgl. Kleining 1995, 75 - 90). Am Ende der Arbeitsschritte stehen Kernaussagen, die in einer Analyse zusammengefasst werden.

Kennzeichen für eine solche Vorgangsweise sind:

- systematisches, regelhaftes und
- sachlich - rationales, „logisch“ stimmiges Vorgehen
- reflektierte Nutzung der Methode
- non - subjektive Wertung
- Nachprüfbarkeit und - vollziehbarkeit für andere Nutzer

(vgl. Kleining 1995, 77f.)

Durch das Finden der Gemeinsamkeiten und die Perspektivenvariation wird in einem Annäherungsprozess **Intersubjektivität** hergestellt (vgl. Kleining 1995, 98). So muss Forschung *„hinterfragen um das bloß-Subjektive zu transzendieren und die gesellschaftlichen Bedingungen aufzuklären, in die es gestellt ist und auf die es reagiert.“* (Kleining 1995, 149). Intersubjektivität wird bezeichnet als *„für jeweils zu bestimmende Gruppen von Menschen in ihrer historischen Entwicklung gültig“* (Kleining 1995, 79).

In Bezug auf ihre Gesamtheit durchlaufen die Daten eine kritische Überprüfung. Die Einzeldaten stehen einander gegenüber und erweisen ihre Relevanz am Ganzen (vgl. Kleining 1995, 108). Die Forschung ist beendet, wenn *„eine „Sättigung“ des Materials erreicht ist“* (Kleining 1995, 108).

8.2.4 Prüfverfahren

Die Prüfverfahren dieses Forschungsverfahrens sind Reliabilität, Validität, und Geltung.

Reliabilität (Verlässlichkeit): Sie entsteht im Forschungsvorgang. *„Am Ende des Forschungsprozesses, nach Auffindung der Struktur des Objektes aber müssen (...) alle Daten auf dieselbe Struktur weisen, die die objektive des Gegenstandes ist.“* (Kleining 1994, 44).

Validität (Gültigkeit): Durch maximale Strukturvariation wird der Forschungsbereich vergrößert und so auch die Weite der Gültigkeit. Innerhalb des Bereichs gilt die 100% - Regel (vgl. Kleining 1995, 276).

Geltung (Reichweite): Sie wird nicht gesetzt, sondern bei der „Anwendung der Regeln erforscht“ (Kleining 1995, 277). Die Reichweite unterliegt auch immer einer Raum - Zeit - Gebundenheit.

Zur Objektivität: Qualitative Sozialforschung bezieht sich auf einen Objektivitätsbegriff, der sich durch den Analyseprozess aus der Subjektivität entwickelt. Er löst sich auch von ihr ab und wird zur **Intersubjektivität**. Im dialektischen Sinn ist ein Teil der Objektivität schon im Subjektiven enthalten, wird jedoch analytisch herausgesucht und sind so am Gesamten beteiligt (vgl. Kleining 1994, 42f.).

9 Datenmaterial

9.1 Darstellung des Textmaterials

9.1.1 Textsammlung – Grundsampl

Als Basis für die Forschungsarbeit wurde zunächst eine Textsammlung als Grundsampl erstellt. Dies war insofern gut möglich, als die Zeitschrift „Diakonie“ mit ihren Vorläufern „Der Gallneukirchner Bote“ (1939 - 1981) und „Evangelisches Vereinsblatt“ (1875 - 1938) eine lange Tradition in der Funktion als institutionelle Zeitschrift vorweisen konnte.

Als Textpool für den beforschten Zeitraum sollten die Jahrgänge 1948, 1958, 1968, 1978, 1988, 1998 und 2008 herangezogen werden. Aufgrund unregelmäßigen Erscheinens (in den Jahren 1942 - 1948, 1958 und 1959 wurde die Zeitschrift nicht aufgelegt), kam es jedoch hier zu Substituierungen. Es wurden der Jahrgang 1949 an Stelle des Jahrgangs 1948 und der Jahrgang 1957 an Stelle des Jahrgangs 1958 verwendet.

Aus den genannten Jahrgangsheften wurden nun alle Artikel, die sich mit dem Arbeitszweig „Menschen mit (geistiger) Behinderung“ beschäftigen, ausgewählt. Andere Inhalte wie Geleitworte, Predigten, Spendenaufstellungen, Sterbeanzeigen von Diakonissen, allgemeine Chronikauszüge und Jahresrückblicke, Bilanzierungen, generelle Informationen zum Bereich Fort- und Weiterbildung, Berichte über Altenheime, Krankenpflegeschulen, Gästehäuser oder Spitäler wurden ausgeschieden. Es wurden alle entsprechenden Monatsausgaben in die Grundsamplerstellung miteinbezogen. Als Bezugsquelle diente die Österreichische Nationalbibliothek.

Insgesamt ergaben 117 Artikel das Grundsampl. Aus diesem heraus wurde nun das Arbeitssampl extrahiert.

9.1.2 Arbeitssample

Dieses sollte aus je einem Textbeispiel pro beforschem Erscheinungsjahr bestehen. Es wurden 7 Artikel ausgewählt.

Bedingt durch die Forschungsregel zur maximalen Perspektivenvariation wurden folgende Gesichtspunkte bei der Auswahl als Divergenz stiftende Parameter berücksichtigt:

- die zeitliche Variation in Bezug auf die Erscheinungsjahre und -monate (3/1949, 3/1957, 6/1968, 9/1978, 10/1988, 6/1998, 10/2008)
- die AutorInnen (Diakonissen, Rektor, Zivildienstler, Mitarbeiter im Wohnbereich, Bewohner, Mitarbeiterin in der Öffentlichkeitsarbeit, Mitarbeiterinnen im Schulungsbereich)
- die Themen (Menschen und ihre Eigenschaften, Zusammentreffen verschiedener Arbeitsbereiche / Generationen, Zivildienst, Wohnen, Beschäftigungsprojekt, problematische Verhaltensweisen)
- die Textsorten (Berichte, Ansprache, Interview, persönliche Schilderungen, Fachartikel)

Jahr	1949	1957	1968	1978	1988	1998	2008
Monat	März	März	Juni	Sept	Okt	Dez	Dez
Thema	Martinstift	Martinstift	Nächsten- liebe	Zivil- dienst	Wohnen	„Kombüse“	Grenzen
Unterthema	Wohn - einrichtung	alt & jung	moralische Einstellung	Arbeiten im DKW	Wohnen im DKW	Projekt	sozialer Umgang
Textsorte	Bericht	Erlebnis- bericht	Ansprache	Interview	pers. Vorstellung / Bericht	Bericht	Fach- artikel
VerfasserIn	Diakonisse	Diakonisse	Rektor	Zivildienst leistender	Mitarbeiter Wohn- bereich, 2 Bewohner	Mitar- beiterIn Öffentlich- keitsarbeit	Mitar- beiterin
Umfang*	ca. 1 Seite	ca. ½ Seite	ca. ½ Seite	1	2	1 ½ Seiten	ca. 1 ½ Seiten
Kennung	Text A	Text B	Text C	Text D	Texte E E1, E2, E3	Text F	Text G
Bilder			1		1	2	1

*die Formatgröße der Seiten variiert über die Jahrzehnte

Die Langfassungen der Quellentexte finden sich im Anhang A.

Kurzfassung der Texte

Um den Kontext der Bilder nachvollziehbarer zu gestalten, wurden Kurzbeschreibungen der zu den Artikeln gehörenden Bilder angeführt.

Text A: „ Aus dem Martinstift“

Eine Diakonisse nimmt eine imaginäre Besuchsperson mit auf einen Rundgang durch das Martinstift und berichtet kurz über einige der untergebrachten Kinder und Erwachsenen.

Text B: „Aus unserem Martinstift“

Eine Diakonisse berichtet über ein Erlebnis im Haus Martinstift, als dort noch alte Menschen und Kinder mit (geistiger) Behinderung gemeinsam untergebracht waren. Ein griesgrämiger alter Mann zeigt durch den Kontakt zu hier ankommenden Kindern kurzzeitig seine weiche, umgängliche Seite.

Text C: „Eine etwas sonderbare Festansprache“

Der Rektor vergleicht in einer Ansprache die Einrichtungen für Menschen mit geistiger Behinderung mit dem Inhalt eines Gleichnisses Jesu.

Bild zu Text C: Eine Diakonisse und mind. 10 Kinder / Jugendliche (so viele sind sichtbar) sitzen um einen länglichen Tisch. Die Schwester sitzt am Kopfende und hat ein Singheft in Händen. Beinahe jedes Kind / jeder Jugendliche hat ein Instrument (Flöte, Rassel, Glockenspiel, Tamburin,...), auf dem gespielt wird.

Untertitel: *„Musikalische Versuche beglücken die Kinder und sind heilpädagogisch wertvoll!“*

Text D: „Nur Zivildienst?“

Ein Zivildienstler im Haus Emmaus (Wohnheim für Erwachsene mit geistiger Behinderung) wird vom ORF interviewt. Themen sind der Zivildienst und die Arbeit mit Menschen mit Behinderung.

Text E: „Ein Mitarbeiter im Wohnheims Friedenshort erzählt“, „Zwei Bewohner erzählen“

Ein Mitarbeiter und zwei Bewohner berichten über das Leben / Arbeiten in einer Wohngruppe. Der Grund für den Artikel ist das 10jährige Bestehen des Wohnheims „Friedenshort“. Aufgrund der Strukturierung des Textes wird dieser zur verbesserten Übersichtlichkeit bei der Textbefragung in die Textteile E1, E2, E3 unterteilt.

Bild zu Text E: Das Bild zeigt das Wohnheim während des Umbaus zehn Jahre zuvor (1978). Ein Teil ist als Altbau, der andere als neuer Zubau erkennbar. An den Mauern lehnt Baumaterial und Schutt (Paletten, Holzlatten, alte Türen,...) ist sichtbar.

Text F: „Projekt Kombüse“

Eine Mitarbeiterin der Öffentlichkeitsarbeit berichtet über ein neu entstandenes Dienstleistungsprojekt im gastronomischen Bereich.

Bilder zu Text F: Auf Bild 1 sieht man zwei Personen, eine Frau und einen jungen Mann, an einem Herd stehen. Beide tragen weiße Oberteile und weiße Schürzen. Der Mann steht im Vordergrund und hebt gerade eine Palatschinke aus der Pfanne und dann auf einen Teller. Er wirkt sehr konzentriert. Die Frau mittleren Alters steht hinter ihm. Sie beobachtet den Mann bei der Arbeit. Im linken Bildvordergrund sieht man Küchenutensilien und Lebensmittel, die auf der Arbeitsfläche neben dem Herd stehen (Kaffeemaschine, Marmeladeglas, Teller,...).

Untertitel: *„G. Hemmelmayr fertigt unter der Anleitung von Fr. Mautner Palatschinken an.“*

Bild 2 des Artikels wurde an derselben Küchenzeile aufgenommen, die schon die Kulisse für Bild 1 abgibt. Diesmal wurde von der anderen Seite aufgenommen. Es ist nur mehr der junge Mann zu sehen. Er blickt glücklich in die Kamera. Die Hände sind wie bei einer Klatschbewegung vor dem Bauch zusammengeführt. Er scheint seiner Freude Ausdruck zu verleihen. Rechts auf der Arbeitsfläche sieht man Küchenutensilien, wie Geschirr, Besteck, Wasserkocher oder Schüssel. Im Bildhintergrund ist ein Servierwagen mit Tablett und Kaffeegeschirr zu sehen.

Untertitel: *„Die Freude des Kochs über das gute Gelingen ist sichtlich groß!“*

Text G: „An Grenzen kommen“

Zwei Mitarbeiterinnen des Diakoniewerks berichten über eine Vortragsreihe im Rahmen eines Symposiums zum Thema „An Grenzen kommen – Begleitung von behinderten Menschen mit herausforderndem Verhalten“. Es werden verschiedene Vorträge zusammengefasst und in Beziehung zueinander gebracht.

Bild zu Text G: Auf dem Bild, das zum Artikel gehört, ist ein Mann mit Hemd und Krawatte zu sehen, dessen linker Arm ausgestreckt ist. Die Hand ist weit geöffnet und auf Gesichtshöhe gehalten, sodass für den / die BetrachterIn nur mehr Nase und rechtes Auge des Mannes sichtbar sind. Die Handinnenfläche ist zum Leser gerichtet. Es kann eine Schutzhaltung vermutet werden. Die Hand ist scharf dargestellt und gut erkennbar. Die Person bildet den Hintergrund und ist verschwommen gehalten.

Untertitel: *„Mit herausforderndem Verhalten konfrontiert, kann man rasch an seine Grenzen kommen.“*

10 Zum Forschungsverlauf

In Hinblick auf die methodische Orientierung bezüglich Textbeobachtung und Textexperiment bei Kleining (vgl. Kleining 1994, 261 - 283) wurden Fragen an die Texte gestellt. Die primäre Kernfrage, von der ausgegangen wurde, war die nach Auffälligkeiten in den Texten.

Es zeigte sich, dass beim Lesen der Texte die Darstellungen der Menschen mit geistiger Behinderung hervorstachen. Vor allem die Nomen waren aufgrund der Plastizität, die sie in den Texten erzeugten, aufgefallen und so in den Fokus der Betrachtung und der Bearbeitung gerückt.

Da Kontent und Kontext einer Entwicklung erforscht werden sollten, wurden die sich daraus ergebenden Fragen an alle Sampletexte parallel gestellt, um sie dann in Beziehung zueinander zu setzen.

Die Veränderung schien sich hier vor allem in dem Bild widerzuspiegeln, das vom Menschen mit geistiger Behinderung gezeichnet wurde.

Als erster Schritt der Textbeobachtung wurde zunächst die folgende Frage an die Texte (siehe Anhang B) gerichtet.

10.1 Wie werden Menschen mit geistiger Behinderung benannt?

10.1.1 Textbefragung / Erstes Textexperiment

Bei diesem Vorgang wurde der Text auf die Benennungen für Menschen mit geistiger Behinderung hin reduziert. Das textexperimentelle Vorgehen der Reduktion wurde angewendet (Siehe Anhang B).

10.1.2 Ordnung von Entsprechungen, Gruppierung von Ähnlichkeiten

Bezeichnung von Entitätsformen:

„Mensch“ (1949, 1998, 2008), „schwache, elende Gestalten“ (1949) „elende Gestalten“ (1968), „beladen (...) an Körper, Seele und Geist“ (1949),

„Mensch(lein)“ (1949), „Person“ (1957, 2008), „Geschöpf(chen)“ (1957), „Leben“ (1957), „(Kinder)leben“ (1949)
„geistesranke Frauen“ (1949) [bezieht sich auf die Zeit vor 1941, kann daher nicht als Datum für das Sample gewertet werden, Anm. ER]

spezifische Entitätsform

„Kind(er)“ (1949, 1957, 1988), „Mann“ (1988), „Burschen“ (1978), „Mädchen“ (1978), „Jugendliche“ (1978), „Erwachsene“ (1978), „ich“ (1988)
Nennung des Namens: 7 x Vorname (1949) (tlw. mit Attribuierung - armer, unser), 2x Vorname und Nachname (1988)

Benennungen mit Wertbedeutungen (Nominalisierung oder Attribuierung):

„Not und Elend“ (1949), „Häufchen Elend“ (1949), „(Gottes) Lieblinge“ (1949), „Prinzessin“ (1949), „Sonnenschein“ (1949), „Liebling“ (1949), „Schneck“ (1949), „Elend dieser Welt“ (1968)

Hiervon lassen sich auch noch folgende Subunterteilungen ableiten:

Diminutivformen:

„Häufchen Elend“ (1949), „Menschlein“ (1949), „Prinzesslein“ (1949), „Schneck“ (1949), „Kleine“ (1949), „Zwerglein“ (1949), „Körperchen“ (1949), „Geschöpfchen“ (1957)

Formen des Superlativs:

„Elendsten“ (1949)

Bezeichnungen der Mystifizierung:

„durchs Leid Verklärte“ (1949), „Gottes Lieblinge“ (1949)

Benennungen nach Beziehungen

personal

„Spielgefährten“ (1949), „Pflegling“ (1949), „Geschwisterpärchen“ (1949), „Menschenbrüder“ (1968), „wir“ (1988), „alle“ (1988), „bei uns“ (1988), „die betreuten Menschen“ (2008), „betreute Person“ (2008), „Betreute“ (2008), „die Gruppe“ (1998), „Menschen, die die Erfahrung der Ausgrenzung erlitten haben“ (2008)

räumlich:

„Bettnachbar“ (1949), „Menschen, wie andere, die von der Gesellschaft vielfach abgestempelt und in Heime einkaserniert werden, damit die Gesellschaft sich nicht mit ihnen beschäftigen muss“ (1978), „Bewohner“ (1988), „zweitältester Bewohner“ (1988), „BewohnerInnen“ (1998), „Bewohnern“ (1998), „BewohnerInnen und MitarbeiterInnen aus dem Diakoniewerk“ (2008)

durch Beschäftigung:

„Bügel- und Textilgruppe“ (1998), „behinderte MitarbeiterInnen des Projekts „Kombüse“ (1998), „ehemalige Koch- (...) und Handarbeitsgruppe“ (1998), „behinderte MitarbeiterInnen“ (1998), „Kombüse“-Team“ (1998), „MitarbeiterInnen“ (1998)

allgemein menschliche Zuschreibungen:

„größten Schlafmützen“ (1988), „Unverbesserliche“ sitzen vor dem Fernseher“ (1988), „Mann in meinem Alter“ (1988), „die Gruppe“ (1998)

behinderungsspezifische /pathologisierend Benennungen:

„Dyphteriebazillenträger“ (1949), „Bazillenträger“ (1949), „Kranke“ (1949), „Krüppeln“ (1968), „Lahmen“ (1968), „Behinderten“ (1968), „Spastikern“ (1968), „Zerebralgeschädigten“ (1968), „Epileptikern“ (1968), „Debilen“ (1968), „Krüppeln des Körpers oder des Geistes“ (1968), „Behinderter“ (1978), „männliche Behinderte“ (1978), „Mensch (...) der eben ein Handicap hat“ (1978), „Menschen, wie andere, die von der Gesellschaft vielfach abgestempelt und in Heime einkaserniert werden, damit die Gesellschaft sich nicht mit ihnen beschäftigen muss“ (1978), „behinderten Kinder“ (1988), „Menschen mit Behinderung“ (1998, 2008), „behinderte MitarbeiterInnen“ (1998), „Menschen mit schweren Behinderungen“ (1998), „behinderten Menschen“ (2008), „Menschen mit Beeinträchtigungen“ (2008), „Menschen mit (sehr) starken Verhaltensauffälligkeiten“ (2008), „Menschen mit Behinderung“ (2008), „betroffene Personen“ (2008), „behinderte Menschen mit Verhaltensauffälligkeiten“ (2008), „behinderten Menschen mit herausforderndem Verhalten“ (2008)

Aus diesen Auflistungen ergaben sich folgende Erkenntnisse bezüglich der Benennungen.

10.1.3 Deskription der Ergebnisse (erster Analyseschritt)

Als Formen des textexperimentellen Arbeitens wurden hier Kombination (andere Anordnung) und Substitution (Ersetzung von Metaphern) angewandt.

Entitätische Benennungen

Sie zeigen sich vor allem im ersten bearbeiteten Jahrgang und verschwinden dann rasch. Nur die Begriffe „Mensch“ und „Person“ behalten ihre Bedeutung und sind in allen späteren Sampleteilen nach 1968 zu finden. Namensnennungen können ebenfalls als beständige Nominalisierungswerkzeuge erkannt werden.

Mystifizierungen

„*durchs Leid Verklärte*“ (1949), „*Gottes Lieblinge*“ (1949),

Verniedlichungen „

„*Zwerglein*“ (1949), „*Geschöpfchen*“ (1957),

oder Übersteigerungen durch Verwendung des Superlativs „*Elendsten*“ (1949) sind zeitlich eingrenzbar (1949, 1957).

Beziehungsrelevante Benennungen

Ihre Verwendung ist konstant über die Jahrzehnte nachzuweisen.

Die personale Beziehungskomponente beschreibt vorwiegend die Beziehung der Menschen mit Behinderung zu betreuenden Personen.

„*Pflegling*“ (1949), „*wir*“ (1988), „*alle*“ (1988), „*bei uns*“ (1988), „*die betreuten Menschen*“ (2008), „*betreute Person*“ (2008), „*Betreute*“ (2008).

Beziehungen untereinander oder zu Nichtbetreuenden werden nur vage thematisiert

„*Geschwisterpärchen*“ (1949), „*Menschenbrüder*“ (1968)

Spät zeigt sich erst die gesellschaftliche Komponente der Beziehungsproblematik.

„*Menschen, die die Erfahrung der Ausgrenzung erlitten haben*“ (2008)

Räumliche Beziehungen sind stark vom institutionellen Kontext geprägt.

„*Bettnachbar*“ (1949), „*Menschen, wie andere, die von der Gesellschaft vielfach abgestempelt und in Heime einkaserniert werden, damit die Gesellschaft sich nicht mit ihnen beschäftigen muss*“ (1978), „*Bewohner*“ (1988), „*zweitältester Bewohner*“ (1988), „*BewohnerInnen*“ (1998), „*Bewohnern*“ (1998), „*BewohnerInnen und MitarbeiterInnen aus dem Diakoniewerk*“ (2008)

Zuweisung von Namen durch Beschäftigungsverhältnisse finden sich in diesem Sinn erst ab den Samplenteilen Jahrgang 1998. Ein Ausbau entsprechender Einrichtungen kann hierbei als mit Ausschlag gebend dafür angenommen werden.

„*Bügel – und Textilgruppe*“ (1998), „*behinderte MitarbeiterInnen des Projekts „Kombüse“*“ (1998), „*ehemalige Koch – (...) und Handarbeitsgruppe*“ (1998), „*behinderte MitarbeiterInnen*“ (1998), „*„Kombüse“-Team*“ (1998), „*MitarbeiterInnen*“ (1998)

behinderungsspezifische / pathologisierende Benennungen:

Medizinisch - diagnostische Zuschreibungen

„Dyphteriebazillenträger“ (1949), „Bazillenträger“ (1949), „Kranke“ (1949), „Krüppeln“ (1968), „Lahmen“ (1968), „Behinderten“ (1968), „Spastikern“ (1968), „Zerebralgeschädigten“ (1968), „Epileptikern“ (1968), „Debilen“ (1968), „Krüppeln des Körpers oder des Geistes“ (1968),

werden von Beschreibungen sozialer Ausgrenzung abgelöst.

„Mensch (...) der eben ein Handicap hat“ (1978), „Menschen, wie andere, die von der Gesellschaft vielfach abgestempelt und in Heime einkaserniert werden, damit die Gesellschaft sich nicht mit ihnen beschäftigen muss“ (1978).

Schlussendlich wird eine stärkere Individuumsbezogenheit sichtbar:

„behinderten Kinder“ (1988), „Menschen mit Behinderung“ (1998, 2008), „behinderte MitarbeiterInnen“ (1998), „Menschen mit schweren Behinderungen“ (1998), „behinderten Menschen“ (2008), „Menschen mit Beeinträchtigungen“ (2008), „Menschen mit (sehr) starken Verhaltensauffälligkeiten“ (2008), „Menschen mit Behinderung“ (2008), „betroffene Personen“ (2008), „behinderte Menschen mit Verhaltensauffälligkeiten“ (2008), „behinderten Menschen mit herausforderndem Verhalten“ (2008)

Es lässt sich erkennen, dass nun bei der jeweiligen Benennung des Handicaps die Person im Vordergrund steht.

10.1.4 Untersuchung der Gruppen auf Gemeinsamkeiten hin, Finden von subsumierenden Überschriften

Es lässt sich demnach festhalten:

Veränderung in Bezug auf den Personenbegriff:

Er beginnt diffus, wird aber konkretisiert und in diesem Sinn immer mehr ausgeweitet. Grundlegende neutrale, entitatische Bezeichnungen bleiben bestehen (Mensch, Person).

Schwer fassbare Entitätsbegriffe („Gestalt“, „Geschöpf“) verlieren an Bedeutung. Dies gilt auch für Benennungen, die auf „Extremsprache“ (Diminutiv - und Superlativverwendung oder starker Wertung („Elend“, „Prinzessin“) fußen, sowie für mystifizierende Sprache.

Konkretisierungen („*ich*“, Namensnennungen) und das Beschreiben allgemein menschlicher Qualitäten („unverbesserliche Fernseher“) greifen Platz und liefern so ein differenzierteres und individuelleres Bild des Menschen mit Behinderung.

Veränderung in Bezug auf den Beziehungsbegriff:

Ausgegangen werden kann von einem Beziehungsbegriff, der sowohl räumlich als auch personal stark dependente Aspekte in sich birgt, die vom institutionellen Kontext der Versorgung und Unterbringung geprägt sind. Konnotationen von Abhängigkeiten, Ausgrenzungen und Isolationen schwingen mit.

Eine Erweiterung kann folgendermaßen festgestellt werden. Zu den bestehenden Komponenten gesellt sich die aktionale Komponente als neue hinzu. Menschen mit Behinderung werden mit ihrer Arbeit, ihrer Beschäftigung und ihrem Lebensvollzug in Verbindung gebracht und so als Menschen im Alltag dargestellt. Aus BewohnerInnen werden etwa MitarbeiterInnen.

Eine Dependenz bleibt dem personal geprägten Beziehungsbegriff inhärent. Gleichzeitig werden jedoch integrative Aspekte herausgearbeitet, die dem Menschen mit Behinderung seine problematische „Exklusivität“ nehmen.

Dies geschieht durch Mithineinnahme der im weitesten Sinn betreuenden Personen („wir“, „alle“, „bei uns“).

Veränderung in Bezug auf den Behinderungsbegriff:

Die Entwicklung dieser Begrifflichkeiten geht von einem medizinisch - defizitorientierten Ansatz aus, der auch stark stigmatisierende Wirkung hat. Er legt die Einzelpersonen auf eine diagnostizierte bzw. diagnostizierbare Qualität(en) fest und verwendet diese nominal. Die Bezeichnungen verselbstständigen sich. Die Einzeleigenschaft, oder besser gesagt, das besondere Defizit, steht für den ganzen Menschen.

Hinzu kommt später der Aspekt der sozial - ausgrenzenden Beschreibungen.

Schließlich kehren die Benennungen wieder zu den Personen zurück, subsumieren sich jedoch unter dem Begriff einer (gemeinsamen) Begleiteigenschaft, nämlich der der geistigen Behinderung. Das individuelle Personsein (Mensch, Kind, Jugendliche(r)) steht im Vordergrund.

10.1.5 Resümee bezüglich Benennungen

Vom Extremen zum Ausdifferenzierten

Der Mensch mit Behinderung ist und bleibt Mensch. Die Extremzeichnungen seiner Person, die noch in frühen Sampleteilen zu finden sind, können ihm im Kern nicht gerecht werden, da sie dem Menschlichen beinah enthoben sind. Sein Bild wird jedoch durch die immer vielfältiger werdenden Perspektiven, in denen er gezeigt wird, zum Zentrum, dem Menschsein, zurückgeführt und im Individuellen erweitert.

Von der Dependenz zur Interdependenz

Der Mensch mit geistiger Behinderung startet aus einem starken Abhängigkeitsverhältnis heraus. Er wird auch in seinen aktionalen Kompetenzen wahrgenommen und aufgewertet. Er wird in einer neuen, sozial - integrativen Perspektive in die Gesellschaft mit hinein genommen und dort sowohl der notwendigen Unterstützung durch andere als auch der Mitteilhabe versichert. Die Schlagwortkette „abhängig - selbstständig - integriert“ scheint hier einen guten Abriss der Entwicklung zu geben.

Vom Ausschnitt zum Ganzen

Die Veränderung des Behinderungsbegriffs weist beinah photographische Parallelen auf. Zunächst wird der Sucher nur auf das Detail des Defizits gerichtet, es sozusagen herangezoomt. Dann wird die Weite präferiert, in der man den Menschen mit geistiger Behinderung in seiner Entfernung aus der Gruppe, der Ausgrenzung, wahrnimmt. Schlussendlich erst wird der ganze Mensch, der vor einem steht, in den Fokus genommen und die Repräsentanz der Gesamtheit, die ihn ausmacht, erkannt.

Nach der Textbefragung bezüglich Benennungen zeigten sich grobe Pfade bezüglich einer Entwicklung, es ergab sich jedoch auch eine gewisse Unzufriedenheit. In den Nomen gab es teilweise starke Konnotationen. Die darin verborgenen Qualitäten waren aber nur schwer fassbar. Dies sollte sichtbarer gemacht werden. So geriet die Untersuchung von Eigenschaften ins Zentrum des Interesses, woraus sich die folgende Fragestellung ergab.

10.2 Mit welchen Eigenschaften werden Menschen mit geistiger Behinderung beschrieben / mit welchen Attributen belegt?

10.2.1 Textbefragung / Erstes Textexperiment

In diesem Vorgang wurden die Originaltexte wieder reduziert. Diesmal waren die Attribute, mit denen Menschen mit geistiger Behinderung versehen wurden, relevant für die Erforschung. Geachtet wurde auf eine Attribuierung im Sinne einer grammatikalischen Belegung mit Adjektiven, Partizipien, Ergänzungen oder Satzteilen bzw. Gliedsätzen. Ausgeschlossen wurden substantivisch gebrauchte Satzsubjekte und -objekte, die schon in der ersten Frage behandelt wurden. (Siehe Anhang B)

10.2.2 Ordnung von Entsprechungen, Gruppierung von Ähnlichkeiten

10.2.2.1 Erstordnung

Hier zeigte sich größere Unsicherheit hinsichtlich der Gruppierung von Ähnlichkeiten, da die Gruppierungen in verschiedensten Variationen möglich zu sein schienen: (Ordnung nach Möglichkeiten / Mängeln – Ordnung nach Art der Beschreibung -...). Zunächst wurde eine Gliederung nach folgenden Kriterien vorgenommen.

emotionale Attribute

„hat (...) soviel Sonniges an sich“ (1949), „zappelt vor Vergnügen“ (1949), „so lieb und gut und von Herzen fröhlich“ (1949), „ganz selten kommt ein Lächeln“ (1949), „so haben sie doch auch ihre Freude“ (1949), „höflich“ (1949), „kann sich ihres Besuches freuen“ (1949), „frohes (Kinder) Leben“ (1957), „sich über etwas freuen können“ (1978), „freue mich sehr“ (1988), „zufrieden“ (1988), „freue mich schon seit langem drauf“ (1988), „fühle mich (...) einigermaßen wohl“ (1988), „sich sicher fühlen“ (2008), „mehr oder weniger gut aufgelegt“ (1988), „mir geht es abwechselnd gut und schlecht“ (1988), „rotes Licht im Kopf“ (2008), „Energie stimmt nicht“ (2008), „böse und misstrauisch“ (1949), „mit einem langen Gesicht“ (1949)

körperliche Attribute

allgemein

„große graue Augen“ (1949), „strahlende Augen“ (1949), „drei senkrechte Falten auf der kleinen Stirne“ (1949), „hübsches Kind“ (1949), „frischeren Kinder“ (1949)

körperliche Deformationen / Einschränkungen:

„riesiger, aufgetriebener Bauch“ (1949), „blasse, hässliche Gesichtchen“ (1949), „mißgestaltetes Körperchen“ (1949), „großer Wasserkopf“ (1949), „verzerrten Gesichtern“ (1968), „schwachen Körperchen“ (1949), „von Herzasthma geplagt“ (1949), „entstellten Menschenantlitz“ (1968), „körperliche Schwierigkeiten“ (2008)

Bewegungseinschränkung:

„fesseln ihn schwere Anfälle“ (1949), „durchs schwere Leid ans Bett gefesselt“ (1949), „liegt noch im Wickelkissen“ (1949), „körperlich (...) behindert“ (1957), „bizarren Verrenkungen“ (1968), „schwer bewegungsgestört“ (1978), „an Händen und Füßen behindert, die verkrampft sind oder operiert wurden“ (1978), „nur humpeln oder hinken“ (1978), „spastisch gelähmt“ (1978)

Sinnesbeeinträchtigungen

„Gehör und Gesicht verloren“ (1949), „Flackeraugen“ (1978), „kann Augen nicht fixieren“ (1978), „Wahrnehmungsprobleme“ (2008)

Attribute in Bezug auf allgemeine Beeinträchtigungen

„schwache, elende Gestalten“ (1949), „beladen mit allerlei Not und Elend an Körper, Seele und Geist“ (1949), „arm“ (1949), „noch nicht fähig“ (1949), „krank“ (1957), „elendst“ (1957), „Krankheit, Not und Elend tragen müssen“ (1957), „elende Gestalten“ (1968), „Grad der Behinderung“ (1978)

Attribute in Bezug auf „geistige Behinderung“:

„mangelnden Geistes“ (1949), „ihnen ist die Not der Zeit verborgen“ (1949), „vom Arzt als blödes, unerziehbares, hoffnungsloses Kind erklärt“ (1949), „geistig behindert“ (1957), „Grad der Behinderung“ (1978), „selbst nicht können“ (1978), „Wasserkopf, der zwar operiert ist, (...) aber in seinen Augen kommt es zum Ausdruck“ (1978), „geistige Behinderung ist natürlich das Ärgste“ (1978), „Mensch (...), der eben ein Handicap hat“ (1978), „behinderte Mitarbeiterinnen“ (1998), „mit Behinderung“ (1998, 2008), „mit schweren Behinderungen“ (1998), „mit Beeinträchtigungen“ (2008), „betroffene Person“ (2008)

sozial - kommunikative Attribute

„mit dem Sprechen will es bei ihr leider nicht werden“ (1949), „sprechen kann er auch nicht, dafür aber herzlich lachen“ (1949), „bald hatte er [ein alter Mann, Anm. ER] eine kleine Gesellschaft um sich und fütterte sie mit allerlei Gutem“ (1957), „unartikulierten Lauten“ (1968), „können teilweise nicht sprechen“

(1978), „geben nur unverständliche Laute von sich“ (1978), „es merken, wenn ein Neuer kommt“ (1978), „können nicht vermitteln, was sie in dieser Situation brauchen“ (2008), „fixiert auf eine Rolle oder Stereotypie, in der sie dahinleben“ (1978), „mit Verhaltensauffälligkeiten“ (2008), „mit (sehr) starken Verhaltensauffälligkeiten“ (2008), „mit herausforderndem Verhalten“ (2008), „Menschen, die die Erfahrung der Ausgrenzung erlitten haben, eher die Neigung haben verletzende Verhaltensweisen eher nach innen oder nach außen weiter zu transportieren“ (2008), „Aggression zum Teil einzige Form der Konfliktbewältigung“ (2008), „Stimmungsumschlag oft innerhalb weniger Minuten“ (2008), „starke bis sehr starke Verhaltensauffälligkeiten“ (2008), „Kommunikationsschwierigkeiten“ (2008), „eine offene Beziehung (...), wo es keine Angst gibt und wo eine ehrliche „Ich - mag - dich“- Atmosphäre besteht“ (2008), „ermöglicht wird, sich im Kontakt mit ihnen mehr zu öffnen, eine Beziehung aufzubauen und Verantwortungsbewusstsein für die Tiere zu entwickeln“

personal - aktionale Attribute:

- zu etwas fähig sein:

„arbeitsfähig“ (1949), „kann sie schon ganz alleine“ (1949), „auf ihre Weise“ (1949), „nach ihren Fähigkeiten“ (1949), „zum Lesen gebracht“ (1949), „aber die Kinder verstanden“ (1957), „es geistig mitbekommen“ (1978), „selbst etwas tun können“ (1978), „selbständig“ (1988, 1998), „Kochkenntnisse aneignen können“ (1998)

- lang schlafen wollen:

„noch nicht gelungen der Behaglichkeit ihres Bettes zu entfliehen“ (1988), „die größten Schlafmützen noch einmal wecken“ (1988)

- gerne fernsehen:

„Unverbesserliche“ sitzen vor dem Fernseher“ (1988)

- Arbeit und Hobbys haben:

„am liebsten arbeite ich mit der Flex und schneide Eisen“ (1988), „Stemmen ist mein Hobby“ (1988), „gehe gern (...) spazieren und sehe mir die Bagger und Maschinen an“ (1988), „sehr gerne nehme ich an Sportfesten, Ausflügen und Urlauben teil“ (1988), „höre gerne Schallplatten oder lese tief sinnige Traktate“ (1988), „Meine Lieblingsbeschäftigung war meine Tätigkeit als Bäcker“ (1988), „macht das Kochen Spaß“ (1988), „Spaß, den ihnen die Arbeit macht“ (1998)

- genießen können:

„gehört (...) eine Zigarette zum tägliche Leben dazu“ (1988), „Cafébesuch leisten können“ (1998)

- sich selbst einschätzen und für sich selbst Sorge tragen:

„über sich ein bißchen nachdenken können“ (1978), „erfassen, ob sie etwas falsch oder richtig gemacht haben“ (1978), „wenn es mir wirklich schlecht geht“ (1988), „eine Geburtstagsfeier oder ein Fest (...) das beste Mittel, um

mich wieder gut zu stimmen“ (1988), „Selbstbewußtsein der Menschen und ihr Selbstwert steigt“ (1998), „legen selber fest, was sie machen wollen“ (1998)

- eigenständig sein:

„wenn ich selbständig bin (...) möchte ich in einer Wohnung im Ort wohnen“ (1988), „Freiraum spüren“ (1998), „zeigen, welche Potentiale in ihnen stecken“ (1998), „selbst mitgestalten können“ (1998), „entwickeln können, wenn man ihnen den nötigen Freiraum dazu gibt“ (1998)

- lernen wollen und können:

„habe noch sehr viel Zeit mehr zu lernen“ (1988), „vor einem halben Jahr noch für Projektarbeit undenkbar“ (1998), „positiv verändert“ (1978), „motiviert“ (1998), „ehemalige Koch – (...) und Handarbeitsgruppe“ (1998), „Überforderung“ (2008), „Unterforderung“ (2008), „ermöglicht wird, sich im Kontakt mit ihnen mehr zu öffnen, eine Beziehung aufzubauen und Verantwortungsbewusstsein für die Tiere zu entwickeln“ (2008)

- wertgeschätzt sein:

„wie gut die Burschen sein können“ (1978), „zweitältester Bewohner“ (1998), „ihre Arbeit aufgewertet, hat einen größeren Wert“ (1998), „Arbeit (...) hochgeschätzt“ (1998), „positive Rückmeldungen“ (1998), „ganz toll“ (1998), „so akzeptiert, wie sie sind“ (2008), „gesamte Aufmerksamkeit für sich beanspruchen kann“ (2008)

- aggressiv sein:

„aggressivem Verhalten“ (2008), „Aggression“ (2008)

Attribute in Bezug auf Umgebung / Betreuung

„wohlverpackt“ (1949), „beschäftigt“ (1949), „einen Hunger hat er“ (1949), „einkaserniert“ (1978), „wirkt ziemlich normal“ (1978), „abgestempelt“ (1978), „auf Übersiedlung vorbereitet sein“ (1988), „Aussicht auf eigene Wohnung spornt an und tröstet über vieles hinweg“ (1988), „wenn ich selbständig bin (...) möchte ich in einer Wohnung im Ort wohnen“ (1988), „Einengung und Normierung der Gesellschaft ausgesetzt“ (2008), „Abweichungen von den gesellschaftlichen Vorstellungen“ (2008), „betreute Person“ (2008), „Betreute“ (2008), „betreuten Menschen“ (2008)

mystifizierende Attribute:

„durchs Leid Verklärte“ (1949), „daß Jesus Christus (...) uns so begegnet“ (1968)

10.2.2.2 Modifikation der Ordnung

Nach dieser Erstgliederung erschienen einige der Kategorien in ihrer obigen Form nicht haltbar und mussten umstrukturiert werden. Durch die Umstrukturierung zeigten sich folgende Ergebnisse.

Umstrukturierung in der Beschreibung von körperlichen Attribuierungen

Es wurden hier die Punkte „körperliche Deformationen / Einschränkungen“ und Attribute, die den Körper allgemein beschreiben, zu „Attribute in Bezug auf allgemeine Beeinträchtigungen“ zusammengefasst. Auch die Kategorien „Bewegungseinschränkung“ und „Sinnesbeeinträchtigung“ wurden subsumiert.

körperliche Attribute

„blasse, hässliche Gesichtchen“ (1949), „großer Wasserkopf“ (1949), „verzerrten Gesichtern“ (1968), „große graue Augen“ (1949), „strahlende Augen“ (1949), „Äuglein schauen böse und misstrauisch“ (1949), „drei senkrechte Falten auf der kleinen Stirne“ (1949), „hübsches Kind“ (1949), „frischeren Kinder“ (1949), „riesiger, aufgetriebener Bauch“ (1949), „schwachen Körperchen“ (1949), „mißgestaltetes Körperchen“ (1949), „kümmerliche Menschlein“ (1949) „von Herzasthma geplagt“ (1949), „entstellten Menschenantlitz“ (1968), „Wasserkopf, der zwar operiert ist, (...) aber in seinen Augen kommt es zum Ausdruck“ (1978), „körperliche Schwierigkeiten“ (2008)

Attribute in Bezug auf allgemeine Beeinträchtigung

„schwache, elende Gestalten“ (1949), „beladen...an Körper, Seele und Geist“ (1949), „noch nicht fähig“ (1949), „arm“ (1949), „krank“ (1957), „elendst“ (1957), „Krankheit, Not und Elend tragen müssen“ (1957), „elende Gestalten“ (1968), „Grad der Behinderung“ (1978)

Attribute bezüglich Bewegungsbeeinträchtigung

„fesseln ihn schwere Anfälle“ (1949), „durchs schwere Leid ans Bett gefesselt“ (1949), „liegt noch im Wickelkissen“ (1949), „bizarren Verrenkungen“ (1968), „schwer bewegungsgestört“ (1978), „an Händen und Füßen behindert, die verkrampt sind oder operiert wurden“ (1978), „nur humpeln oder hinken“ (1978), „spastisch gelähmt“ (1978), „körperlich (...) behindert“ (1957)

Attribute bezüglich Sinnessbeeinträchtigung

„Gehör und Gesicht verloren“ (1949), „Flackeraugen“ (1978), „kann Augen nicht fixieren“ (1978), „Wahrnehmungsprobleme“ (2008)

Umstrukturierung in der Beschreibung von nicht körperlichen Eigenschaften

Hierunter wurden einige Veränderungen vorgenommen.

In die Kategorie „emotionale Attribute“ wurde die Unterkategorie „aggressiv sein“ integriert.

emotionale Attribute

„hat (...) soviel Sonniges an sich“ (1949), „zappelt vor Vergnügen“ (1949), „ganz selten kommt ein Lächeln“ (1949), „so lieb und gut und von Herzen fröhlich“ (1949), „so haben sie doch auch ihre Freude“ (1949), „höflich“ (1949), „kann sich ihres Besuches freuen“ (1949), „böse und misstrauisch“ (1949), „mit einem langen Gesicht“ (1949), „frohes Leben“ (1957), „sich über etwas freuen können“ (1978), „freue mich sehr“ (1988), „zufrieden“ (1988), „freue mich schon seit langem drauf“ (1988), „fühle mich (...) einigermaßen wohl“ (1988), „mehr oder weniger gut aufgelegt“ (1988), „mir geht es abwechselnd gut und schlecht“ (1988), „rotes Licht im Kopf“ (2008), „Energie stimmt nicht“ (2008), „sich sicher fühlen“ (2008)

Die Kategorie „personal - aktionale Attribute“ wurde ebenfalls umstrukturiert.

Der Punkt „gerne fernsehen“ wurden in die Kategorie „Arbeit und Hobbys haben“ aufgenommen.

Die Punkte „lang schlafen wollen“ und „genießen können“ wurden zum neuen Punkt „genussfähig sein“ zusammengefasst.

Die Punkte „zu etwas fähig sein“ und „eigenständig sein“ wurden unter letzterem Titel zusammengeführt.

personal - aktionale Attribute

- Arbeit und Hobbys haben:

„arbeitsfähig“ (1949), „Unverbesserliche“ sitzen vor dem Fernseher“ (1988), „am liebsten arbeite ich mit der Flex und schneide Eisen“ (1988), „Stemmen ist mein Hobby“ (1988), „gehe gern (...) spazieren und sehe mir die Bagger und Maschinen an“ (1988), „sehr gerne nehme ich an Sportfesten, Ausflügen und Urlauben teil“ (1988), „höre gerne Schallplatten oder lese tief sinnige Traktate“ (1988), „Meine Lieblingsbeschäftigung war meine Tätigkeit als Bäcker“ (1988), „macht das Kochen Spaß“ (1988), „Spaß, den ihnen die Arbeit macht“ (1998)

- genussfähig sein:

„gehört (...) eine Zigarette zum tägliche Leben dazu“ (1988), „noch nicht gelungen der Behaglichkeit ihres Bettes zu entfliehen“ (1988), „die größten Schlafmützen noch einmal wecken“ (1988), „Cafébesuch leisten können“ (1998)

- sich selbst einschätzen und für sich selbst Sorge tragen:

„über sich ein bißchen nachdenken können“ (1978), „erfassen, ob sie etwas falsch oder richtig gemacht haben“ (1978), „wenn es mir wirklich schlecht geht“ (1988), „eine Geburtstagsfeier oder ein Fest (...) das beste Mittel um mich wieder gut zu stimmen“ (1988), „Selbstbewußtsein der Menschen und ihr Selbstwert steigt“ (1998), „legen selber fest, was sie machen wollen“ (1998)

- eigenständig sein:

„auf ihre Weise“ (1949), „kann sie schon ganz allein“ (1949) „nach ihren Fähigkeiten“ (1949), „selbst etwas tun können“ (1978), „es geistig mitbekommen“ (1978), „wenn ich selbständig bin (...) möchte ich in einer Wohnung im Ort wohnen“ (1988), „Aussicht auf eigene Wohnung spornt an und tröstet über vieles hinweg“ (1988), „wenn ich selbständig bin (...) möchte ich in einer Wohnung im Ort wohnen“ (1988), „auf Übersiedlung vorbereitet sein“ (1988), „selbständig“ (1988, 1998), „Freiraum spüren“ (1998), „zeigen, welche Potentiale in ihnen stecken“ (1998), „selbst mitgestalten können“ (1998), „entwickeln können, wenn man ihnen den nötigen Freiraum dazu gibt“ (1998)

- lernfähig und - willig sein: „

„zum Lesen gebracht“ (1949), „habe noch sehr viel Zeit mehr zu lernen“ (1988), „vor einem halben Jahr noch für Projektarbeit undenkbar“ (1998), „positiv verändert“ (1978), „motiviert“ (1998), „ehemalige Koch- (...) und Handarbeitsgruppe“ (1998), „Kochkenntnisse aneignen können“ (1998), „Überforderung“ (2008), „Unterforderung“ (2008), „ermöglicht wird, sich im Kontakt mit ihnen mehr zu öffnen, eine Beziehung aufzubauen und Verantwortungsbewusstsein für die Tiere zu entwickeln“ (2008)

- wertgeschätzt sein:

„wie gut die Burschen sein können“ (1978), „zweitältester Bewohner“ (1998), ihre Arbeit aufgewertet, hat einen größeren Wert“ (1998), „Arbeit (...) hochgeschätzt“ (1998), „positive Rückmeldungen“ (1998), „ganz toll“ (1998), „so akzeptiert, wie sie sind“ (2008), „gesamte Aufmerksamkeit für sich beanspruchen kann“ (2008)

In die Kategorie, die die Attribuierung in Bezug auf „geistige Behinderung“ betrifft, wurden die mystifizierenden Attribuierungen mitinkludiert, da sich hier entsprechende historische Sichtweisen und Eigenschaftsbelegungen wider spiegeln.

Attribute in Bezug auf „geistige Behinderung“

„mangelnden Geistes“ (1949), „ihnen ist die Not der Zeit verborgen“ (1949), „vom Arzt als blödes, unerziehbares, hoffnungsloses Kind erklärt“ (1949), „Grad der Behinderung“ (1978), „selbst nicht können“ (1978), „Wasserkopf, der zwar operiert ist, (...) aber in seinen Augen kommt es zum Ausdruck“ (1978), „geistige Behinderung ist natürlich das Ärgste“ (1978), „Mensch (...) der eben ein Handicap hat“ (1978), „behinderte Mitarbeiterinnen“ (1998), „mit Behinderung“ (1998, 2008), „mit schweren Behinderungen“ (1998), „mit Beeinträchtigungen“ (2008), „betroffene Person“ (2008), „durchs Leid Verklärte“ (1949), „daß Jesus Christus (...) uns so begegnet“ (1968)

sozial - kommunikative Attribute

„mit dem Sprechen will es bei ihr leider nicht werden“ (1949), „sprechen kann er auch nicht, dafür aber herzlich lachen“ (1949), „bald hatte er [ein alter Mann, Anm. ER] eine kleine Gesellschaft um sich und fütterte sie mit allerlei Gutem“ (1957), „geistig behindert“ (1957), „unartikulierten Lauten“ (1968), „können teilweise nicht sprechen“ (1978), „geben nur unverständliche Laute von sich“ (1978), „es merken, wenn ein Neuer kommt“ (1978), „können nicht vermitteln, was sie in dieser Situation brauchen“ (2008), „fixiert auf eine Rolle oder Stereotypie, in der sie dahinleben“ (1978), „mit Verhaltensauffälligkeiten“ (2008), „mit (sehr) starken Verhaltensauffälligkeiten“ (2008), „mit herausforderndem Verhalten“ (2008), „Menschen, die die Erfahrung der Ausgrenzung erlitten haben, eher die Neigung haben verletzende Verhaltensweisen nach innen oder nach außen weiter zu transportieren“ (2008), „Aggression zum Teil einzige Form der Konfliktbewältigung“ (2008), „Stimmungsumschlag oft innerhalb weniger Minuten“ (2008), „starke bis sehr starke Verhaltensauffälligkeiten“ (2008), „Kommunikationsschwierigkeiten“ (2008), „eine offene Beziehung (...), wo es keine Angst gibt und wo eine ehrliche „Ich - mag - dich“ - Atmosphäre besteht“ (2008), „ermöglicht wird, sich im Kontakt mit ihnen mehr zu öffnen, eine Beziehung aufzubauen und Verantwortungsbewusstsein für die Tiere zu entwickeln“ (2008)

Attribute in Bezug auf Umgebung / Betreuung

„wohlverpackt“ (1949), „beschäftigt“ (1949), „einen Hunger hat er“ (1949), „einkaserniert“ (1978), „wirkt ziemlich normal“ (1978), „abgestempelt“ (1978), „auf Übersiedlung vorbereitet sein“ (1988), „Aussicht auf eigene Wohnung spornt an und tröstet über vieles hinweg“ (1988), „wenn ich selbständig bin (...) möchte ich in einer Wohnung im Ort wohnen“ (1988), „Einengung und Normierung der Gesellschaft ausgesetzt“ (2008), „Abweichungen von den gesellschaftlichen Vorstellungen“ (2008), „betreute Person“ (2008), „Betreute“ (2008), „betreuten Menschen“ (2008)

10.2.3 Deskription der Ergebnisse (erster Analyseschritt)

Als Instrumente des textexperimentellen Arbeitens wurden wiederum die Methoden Kombination (andere Anordnung) und Substitution (Ersetzung von Metaphern) angewandt.

körperliche Attribute

Besondere Deskription der Gesichtspartie und des Kopfes.

Hier haben zunächst Gesicht und vor allem Augen eine besondere Stellung in der Priorität der Erwähnung:

„blasse, hässliche Gesichtchen“ (1949), „großer Wasserkopf“ (1949), „Äuglein schauen böse und misstrauisch“ (1949), „drei senkrechte Falten auf der kleinen Stirne“ (1949), „verzerrten Gesichtern“ (1968), „große graue Augen“ (1949), „strahlende Augen“ (1949), „kümmerliche Menschlein“ (1949), „entstellten Menschenantlitz“ (1968), „Wasserkopf, der zwar operiert ist, (...) aber in seinen Augen kommt es zum Ausdruck“ (1978)

Körperbeschreibungen

Diese lassen sich vor allem im frühesten Textsampleteil identifizieren

„riesiger, aufgetriebener Bauch“ (1949), „schwachen Körperchen“ (1949), „mißgestaltetes Körperchen“ (1949), „von Herzasthma geplagt“ (1949), „hübsches Kind“ (1949), „kümmerliche Menschlein“ (1949), „frischeren Kinder“ (1949)

Allgemeine Beeinträchtigungen

Sie lösen in Folge die Beschreibungen von allgemeinen körperlichen Defiziten ab

„schwache, elende Gestalten“ (1949), „beladen (...) an Körper, Seele und Geist“ (1949), „noch nicht fähig“ (1949), „arm“ (1949), „krank“ (1957), „elendst“ (1957), „Krankheit, Not und Elend tragen müssen“ (1957), „elende Gestalten“ (1968), „Grad der Behinderung“ (1978), „körperliche Schwierigkeiten“ (2008)

Einschränkungen des Bewegungsapparates

Beschreibungen dieser Art zeigen sich chronologisch gesehen bis ins zweite Drittel der Samplettexte.

„fesseln ihn schwere Anfälle“ (1949), „durchs schwere Leid ans Bett gefesselt“ (1949), „liegt noch im Wickelkissen“ (1949), „bizarren Verrenkungen“ (1968), „körperlich (...) behindert“ (1957), „schwer bewegungsgestört“ (1978), „an Händen und Füßen behindert, die verkrampft sind oder operiert wurden“ (1978), „nur humpeln oder hinken“ (1978), „spastisch gelähmt“ (1978)

Sinnesbehinderungen:

Diese Thematik findet sich weit weniger oft in den Beschreibungen.

„Gehör und Gesicht verloren“ (1949), „Flackeraugen“ (1978), „kann Augen nicht fixieren“ (1978), „Wahrnehmungsprobleme“ (2008)

Es lässt sich also festhalten:

- Eine starke bildhafte Darstellung findet in frühen Sampleteilen statt.
- Intensive Beschreibungen körperlicher Eigenschaften beziehen sich zunächst sehr, wenn auch nicht nur, auf Kopf und Gesichtsbereich.
- Die konkrete plastische Schilderung des körperlichen Zustandes als Deskription wandelt sich im Lauf der Jahre auch immer mehr hin zur Beschreibung einer Behinderung in der Dynamik und / oder Sensorik.
- Die Beeinträchtigung wird im Lauf der Zeit immer weniger allein personal - statisch, sondern bezieht sich auch auf den unmittelbaren Lebens- und Bewegungsraum.

nicht körperliche Attribute

emotionale Attribute

„hat (...) soviel Sonniges an sich“ (1949), „zappelt vor Vergnügen“ (1949), „ganz selten kommt ein Lächeln“ (1949), „so lieb und gut und von Herzen fröhlich“ (1949), „so haben sie doch auch ihre Freude“ (1949), „höflich“ (1949), „kann sich ihres Besuches freuen“ (1949), „böse und misstrauisch“ (1949), „mit einem langen Gesicht“ (1949), „frohes Leben“ (1957), „sich über etwas freuen können“ (1978), „freue mich sehr“ (1988), „zufrieden“ (1988), „freue mich schon seit langem drauf“ (1988), „fühle mich (...) einigermaßen wohl“ (1988), „mehr oder weniger gut aufgelegt“ (1988), „mir geht es abwechselnd gut und schlecht“ (1988), „rotes Licht im Kopf“ (2008), „Energie stimmt nicht“ (2008), „sich sicher fühlen“ (2008)

- Emotionale Attribuierungen weisen zunächst eher positive Gerichtetheit auf.
- Im weiteren zeitlichen Verlauf der Sampleteile kommt es hierbei zu einer größeren Ausgewogenheit, auch negative emotionale Gestimmtheiten und Ausrichtungen werden thematisiert.

- Zur „externen“ Bewertung dieser Eigenschaften durch Dritte (AutorInnen) kommen auch in steigendem Ausmaß persönliche Schilderungen der „EigenschaftsträgerInnen“ selbst.

personal - aktionale Attribute

Das allgemein Menschliche zeigt sich schon in den frühesten Textbeispielen und wird im Lauf der Zeit differenzierter und ausgeweiteter.

- Arbeit und Hobbys haben:

„arbeitsfähig“ (1949), „Unverbesserliche“ sitzen vor dem Fernseher“ (1988) „am liebsten arbeite ich mit der Flex und schneide Eisen“ (1988), „Stemmen ist mein Hobby“ (1988), „gehe gern (...) spazieren und sehe mir die Bagger und Maschinen an“ (1988), „sehr gerne nehme ich an Sportfesten, Ausflügen und Urlauben teil“ (1988), „höre gerne Schallplatten oder lese tief sinnige Traktate“ (1988), „Meine Lieblingsbeschäftigung war meine Tätigkeit als Bäcker“ (1988), „macht das Kochen Spaß“ (1988), „Spaß, den ihnen die Arbeit macht“ (1998)

- genussfähig sein:

„gehört (...) eine Zigarette zum täglichen Leben dazu“ (1988), „noch nicht gelungen der Behaglichkeit ihres Bettes zu entfliehen“ (1988), „die größten Schlafmützen noch einmal wecken“ (1988), „Cafébesuch leisten können“ (1998)

- sich selbst einschätzen und für sich selbst Sorge tragen:

„über sich ein bißchen nachdenken können (1978), „erfassen, ob sie etwas falsch oder richtig gemacht haben“ (1978), „wenn es mir wirklich schlecht geht“ (1988), „eine Geburtstagsfeier oder ein Fest (...) das beste Mittel um mich wieder gut zu stimmen“ (1988), „Selbstbewußtsein der Menschen und ihr Selbstwert steigt“ (1998), „legen selber fest, was sie machen wollen“ (1998)

- eigenständig sein:

„auf ihre Weise“ (1949), „kann schon ganz alleine“ (1949), „nach ihren Fähigkeiten“ (1949), „selbst etwas tun können“ (1978), „es geistig mitbekommen“ (1978), „wenn ich selbständig bin (...) möchte ich in einer Wohnung im Ort wohnen“ (1988), „Aussicht auf eigene Wohnung spornt an und tröstet über vieles hinweg“ (1988), „wenn ich selbständig bin (...) möchte ich in einer Wohnung im Ort wohnen“ (1988), „auf Übersiedlung vorbereitet sein“ (1988), „selbständig“ (1988, 1998), „Freiraum spüren“ (1998), „zeigen, welche Potentiale in ihnen stecken“ (1998), „selbst mitgestalten können“ (1998), „entwickeln können, wenn man ihnen den nötigen Freiraum dazu gibt“ (1998)

- lernfähig und - willig sein:

„zum Lesen gebracht“ (1949), „habe noch sehr viel Zeit mehr zu lernen“ (1988), „vor einem halben Jahr noch für Projektarbeit undenkbar“ (1998), „positiv verändert“ (1978), „motiviert“ (1998), „ehemalige Koch – (...) und Handarbeitsgruppe“ (1998), „Kochkenntnisse aneignen können“ (1998), „Überforderung“ (2008), „Unterforderung“ (2008), „ermöglicht wird, sich im Kontakt mit ihnen mehr zu öffnen, eine Beziehung aufzubauen und Verantwortungsbewusstsein für die Tiere zu entwickeln“ (2008)

- wertgeschätzt sein:

„wie gut die Burschen sein können“ (1978), „zweitältester Bewohner“ (1998), „ihre Arbeit aufgewertet, hat einen größeren Wert“ (1998), „Arbeit (...) hochgeschätzt“ (1998), „positive Rückmeldungen“ (1998), „ganz toll“ (1998), „so akzeptiert, wie sie sind“ (2008), „gesamte Aufmerksamkeit für sich beanspruchen kann“ (2008)

Die beschriebenen Personen wandeln sich von „beschriebenen Objekten“ zu „individuell ausgerichteten Subjekten“. Diese stärkere Ausrichtung auf Individualität äußert sich in

- einer von persönlichen Präferenzen ausdifferenzierten Darstellung von Arbeits - und Freizeitfeldern,
- einer Darstellung von bewusstem Lebensgenuss von Seiten der Menschen mit geistiger Behinderung,
- der Betonung der Eigenständigkeit und Selbstverantwortlichkeit,
- dem Zutrauen zu eigenen Fortschritten in den Bereichen Bildung und Arbeit
- in der vermehrten Realisierung dieser Fortschritte und
- in gesteigerter Wertschätzung der Personen und ihrer Leistungen.

Attribute in Bezug auf Kommunikation und Sozialverhalten

Sie sind durchgängiges, ständig erweitertes und ausdifferenziertes Thema:

Menschen mit geistiger Behinderung wandeln sich hier bezüglich der Wahrnehmung ihres sozial - kommunikativen Umfeldes.

- In der ersten Hälfte der Samplebeispiele beherrscht eine (unterstellte) Unfähigkeit zur Sprache die Berichte

„mit dem Sprechen will es bei ihr leider nicht werden“ (1949), „sprechen kann er auch nicht, dafür aber herzlich lachen“ (1949), „unartikulierten Lauten“ (1968), „können teilweise nicht sprechen“ (1978), „geben nur unverständliche Laute von sich“ (1978)

- Funktionierende Kommunikation transportiert zunächst eher den Charakter von für jede Zuwendung dankbaren Menschen, auch die Nuancierung in Richtung „Almosenempfänger“ schwingt mit.

„bald hatte er [ein alter Mann, Anm. ER] eine kleine Gesellschaft um sich und fütterte sie mit allerlei Gutem“ (1949), „aber die Kinder verstanden“ (1957),

- später weitet sich das Verständnis von Kommunikation über die reine Definition von Sprache aus und beinhaltet nun auch Verhalten oder Stimmungen

„es merken, wenn ein Neuer kommt“ (1978)

- auch die gesellschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen nehmen mehr und mehr Platz ein und werden für das kommunikative Feld relevant.

„fixiert auf eine Rolle oder Stereotypie, in der sie dahinleben“ (1978), „können nicht vermitteln, was sie in dieser Situation brauchen“ (2008), „Verhaltensauffälligkeiten“ (2008), „mit herausforderndem Verhalten“ (2008), „mit (sehr) starken Verhaltensauffälligkeiten“ (2008), „Menschen, die die Erfahrung der Ausgrenzung erlitten haben, eher die Neigung haben verletzende Verhaltensweisen nach innen oder nach außen weiter zu transportieren“ (2008), „Aggression zum Teil einzige Form der Konfliktbewältigung“ (2008), „starke bis sehr starke Verhaltensauffälligkeiten“ (2008), „eine offene Beziehung (...), wo es keine Angst gibt und wo eine ehrliche „Ich - mag - dich“ - Atmosphäre besteht“ (2008), „ermöglicht wird, sich im Kontakt mit ihnen mehr zu öffnen, eine Beziehung aufzubauen und Verantwortungsbewusstsein für die Tiere zu entwickeln“ (2008)

- Probleme in der Kommunikation verschwinden als Thema nicht, sondern werden bewusst angesprochen

„Stimmungsumschlag oft innerhalb weniger Minuten“ (2008), „aggressivem Verhalten“ (2008), „Aggression“ (2008), „Kommunikationsschwierigkeiten“ (2008)

Attribute in Bezug auf „geistige Behinderung“

„mangelnden Geistes“ (1949), „durchs Leid Verklärte“ (1949), „vom Arzt als blödes, unerziehbares, hoffnungsloses Kind erklärt“ (1949), „ihnen ist die Not der Zeit verborgen“ (1949), „geistig behindert“ (1957), „daß Jesus Christus (...) uns so begegnet“ (1968), „Grad der Behinderung“ (1978), „selbst nicht können“ (1978), „Wasserkopf, der zwar operiert ist, (...) aber in seinen Augen kommt es zum Ausdruck“ (1978), „geistige Behinderung ist natürlich das Ärgste“ (1978), „Mensch (...) der eben ein Handicap hat“ (1978), „behinderte Mitarbeiterinnen“ (1998), „mit Behinderung“ (1998, 2008), „mit schweren Behinderungen“ (1998), „mit Beeinträchtigungen“ (2008), „betroffene Person“ (2008)

- Zunächst fällt eine solche Attribuierung im seelisch - geistigen Bereich auf, die den Mangel hervorhebt.
- Sie bietet aber auch gewisse Schutzmechanismen für die Betroffenen etwa durch „Enthebungen“. Diese „Enthebungen“ werden einerseits durch Unkenntnis der realen Gegebenheiten, andererseits durch spirituell begründete Konservierung in ihrem Sosein deklariert.
- Menschen mit geistiger Behinderung sind diesem Sinn auch Zeichen und Mahnung für ihre Umwelt.

„mangelnden Geistes“ (1949), „durchs Leid Verklärte“ (1949), „ihnen ist die Not der Zeit verborgen“ (1949), „daß Jesus Christus (...) uns so begegnet“ (1968)

- Eine Rationalisierung des Begriffs „geistige Behinderung“ kann in weiteren Beschreibungen festgestellt werden (Grad der Behinderung, Handicap). Eine nach wie vor bestehende, tendenziell eher in Defizitäre gehende, Deskriptionsweise herrscht vor.

„Grad der Behinderung“ (1978), „selbst nicht können“ (1978), „Wasserkopf, der zwar operiert ist, (...) aber in seinen Augen kommt es zum Ausdruck“ (1978), „geistige Behinderung ist natürlich das Ärgste“ (1978), „Mensch (...) der eben ein Handicap hat“ (1978)

- In späteren Sampleteilen gibt es kein weiteres genaues Eingehen auf den Begriff „geistige Behinderung“. Es kommen sehr allgemein gehaltene Attribuierungen vor.

„behinderte Mitarbeiterinnen“ (1998), „mit Behinderung“ (1998, 2008), „mit schweren Behinderungen“ (1998), „mit Beeinträchtigungen“ (2008), „betroffene Person“ (2008)

Attribute in Bezug auf Umgebung / Betreuung :

„wohlverpackt“ (1949), „beschäftigt“ (1949), „einen Hunger hat er“ (1949), „einkaserniert“ (1978), „wirkt ziemlich normal“ (1978), „abgestempelt“ (1978), „auf Übersiedlung vorbereitet sein“ (1988), „Aussicht auf eigene Wohnung sporn an und tröstet über vieles hinweg“ (1988), „wenn ich selbständig bin (...) möchte ich in einer Wohnung im Ort wohnen“ (1988), „Einengung und Normierung der Gesellschaft ausgesetzt“ (2008), „Abweichungen von den gesellschaftlichen Vorstellungen“ (2008), „betreute Person“ (2008), „Betreute“ (2008), „betreuten Menschen“ (2008)

- Ausgegangen wird von einer Beschreibung primärer Lebensbedürfnisse und deren Erfüllung.

„wohlverpackt“ (1949), „beschäftigt“ (1949), „einen Hunger hat er“ (1949)

- In späteren Textteilen macht sich Kritik an der Extrastellung der Institution bzw. ihrer Bewohner bemerkbar.
„einkaserniert“ (1978), „abgestempelt“ (1978), „wirkt ziemlich normal“ (1978)
- Schließlich wird die Abgrenzung weniger als örtliches, als vielmehr als Problem der gesellschaftlichen Einstellung gesehen, in der Menschen mit geistiger Behinderung eigentlich Unterstützung und Betreuung gewährt werden soll.
„Einengung und Normierung der Gesellschaft ausgesetzt“ (2008), „Abweichungen von den gesellschaftlichen Vorstellungen“ (2008), „betreute Person“ (2008), „Betreute“ (2008), „betreuten Menschen“ (2008)

10.2.4 Untersuchung der Gruppen auf Gemeinsamkeiten hin und Finden von subsumierenden Überschriften

Die Schlüsselpunkte im Bezug auf Veränderungen lassen sich wie folgt fest machen.

Veränderung in Bezug auf Dynamik

Im körperlichen Bereich bewegt sich die Entwicklung von phänotypisch orientierten, bildhaften Beschreibungen des Gesichts, Körpers und Allgemeinzustandes hin zur Thematisierung von motorischen und sensorischen Einschränkungen.

Die Attribuierungen befassen sich zunächst mit den betroffenen Personen als stehenden Mittelpunkten, erweitern sich jedoch dann auf die sich ausdehnenden Lebensräume. Man könnte beinahe die Metapher „vom Bild zum Film“ verwenden.

Im emotionalen Bereich führt die Beschreibung hin zu einer vielfältigeren Palette von Gefühlen und so zu einer größeren Dynamik.

Im personalen Bereich zeigt sich diese Entwicklung durch die Beschreibung immer weiter werdender Lebensräume und - inhalte.

Die Artikulation von Präferenzen oder Dispräferenzen spiegelt sich in einem ausdifferenzierteren Gebrauch von Attribuierungen wider, die die Einzelpersonen als aktive GestalterInnen in ihrem Lebensbereich darstellen.

Im kommunikativen Bereich zeigt sich die Ausweitung vom Statischen zum Dynamischen in sehr hohem Ausmaß. Zunächst prägt eine bestehende einseitige „Stille“ als Status quo die Texte. Dann werden auch Verhalten oder Stimmungen als „Redemittel“ wahrgenommen. Schließlich erweitert sich das Feld der kommunikationsrelevanten Faktoren auch um die sozial - gesellschaftlichen Gegebenheiten. Das Ansprechen von Problembereichen der Kommunikation verleiht hier weitere Dynamik und Lebendigkeit.

Im institutionellen Bereich wird von der Begrenzung auf das Individuum, der Abdeckung primärer Bedürfnisse (Essen, Kleidung,...) und dem caritativ - geistlichen Aspekt (Seelenheil) ausgegangen. Schließlich wird der Einflussbereich, in den Betreuungssituationen mit hinein spielen, sukzessive zunächst um den des örtlichen Umfelds erweitert und dann im dynamischen Zusammenspiel gesellschaftlicher Kräfte sichtbar gemacht.

Veränderung in Bezug auf Internes

Im körperlichen Bereich zeigt sich diese Tendenz durch die abnehmende Zahl an Beschreibungen von Äußerlichkeiten. Diese werden nicht mehr als bestimmendes Moment zur Beschreibung von Menschen mit geistiger Behinderung gesehen. Mit der Abwendung vom Phänotypus generiert sich die Auseinandersetzung mit anderen Komponenten des Menschseins zur relevanten Größe.

Im emotionalen und personalen Bereich fällt eine Hinwendung zur Selbstbeschreibung auf. Die Äußerungen der Menschen mit geistiger Behinderung werden zu direkten Informationsquellen. Oft fällt so der Filter weg, der durch die Beobachtungen und Beschreibungen einer Drittperson mit eingeschoben ist.

Im sozial - kommunikativen Bereich erweisen sich die Erweiterung des Kommunikationsrepertoires und das Erkennen der individuellen Kompetenzen als wesentliche Faktoren einer Zuwendung hin zum Individuum und seiner Auseinandersetzung mit der Umwelt. Die vor allem von außen determinierte Kommunikation verliert an Bedeutung. Es setzen ähnliche Prozesse ein, wie sie schon bezüglich des emotionalen und sozialen Felds beschrieben wurden.

Im Bereich der Attribute bezüglich „geistiger Behinderung“ verallgemeinert sich die Beschreibung im Lauf der Zeit. Die Hinwendung zum Individuum erlaubt es nicht, dass eine detaillierte Deskription einer Eigenschaft allgemeine Gültigkeit

besitzt. Attribuierungen, die allgemein gehalten sind, ordnen die Personen nur einem vage definierten Kreis zu. Es gibt keine klare Abgrenzung.

Im institutionellen Bereich scheint es eine Bewegung Intern - Extern - Intern zu geben. Ausgegangen wird vom Einzelindividuum und seiner Versorgung. Mit der wachsenden Anzahl betroffener Personen und einer starken räumlichen Konzentration kommt es zu einer kritischen Betrachtung der Extrastellung der Menschen mit geistiger Behinderung. Diese Abzirkelung wendet sich dann zu einer Einbindung in ein gesellschaftliches Ganzes, in dessen Kontext jedoch individuell abgestimmte Unterstützungen, die gewährt werden sollen, in den Vordergrund treten.

Veränderung in Bezug auf Vielfältigkeit

Im emotionalen Bereich werden die geschilderten Gefühlsqualitäten im Lauf der Zeit vielfältiger und decken eine breite Palette menschlicher Emotionen ab.

Im personalen Bereich zeigt sich dieser Prozess besonders deutlich, da hier eine Fülle von Attribuierungen vorkommt. Die betreffenden Eigenschaften weisen auf eine Vielfalt von Lebensräumen (Wohnen, Arbeit, Freizeit, Familie) hin und behandeln auch diverse Möglichkeiten der Lebensgestaltung.

Im sozial - kommunikativen Bereich weicht die Einwegkommunikation „betreuende Person (mit Sprache) - betreute Person (ohne oder mit nur wenig Sprache)“ einer Abbildung vom dialogischen Miteinander, in dem Einflussbedingungen wie Interferenzen zwischen den Kommunikationspartnern oder Umfeldbedingungen thematisiert werden.

Im Attribut „geistige Behinderung“ drückt sich die Hinwendung zur Vielfältigkeit in Reduktion aus. Der Begriff, in seiner ganzen Strittigkeit, impliziert hier eine nicht wiederzugebende Vielfalt, mit der der Personenkreis in Verbindung gebracht wird.

In der Einfachheit der Attribuierungen der späten Sampleteile zeigt sich dies besonders.

Im Bereich „Betreuung / Umgebung“ präsentiert sich die Richtungsänderung hin zur Erweiterung ebenfalls in hohem Ausmaß. Die Grundversorgung, wie sie sich auch schon in den frühen Sampleteilen darstellt, ist nach wie vor in ihrer Wichtigkeit unumstritten. Sie alleine deckt jedoch nicht alle Bedürfnisse ab. Die weiteren Ansprüche an die Versorgung zeigen auch die Grenzen einer mehr oder weniger isolierten Institution auf. Vielfalt ist auch durch die Veränderung

der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und die Individualisierung der Betreuung indiziert.

Veränderung in Bezug auf Eigenbestimmtheit

Im körperlichen Bereich stellt sich diese Entwicklung durch eine veränderte Wahrnehmung dar. Nicht der Blick von außen prägt das Bild der Person, sondern ihre Eigenaktivität und -bestimmung nehmen diesen Platz ein. So ist das Verebben der Beschreibung von körperlichen Attributen auch als Zeichen in diesem Sinn zu sehen.

Im emotionalen und personal - aktionalen Bereich deutet vor allem die steigende Zahl persönlicher Stellungnahmen der betroffenen Menschen die Tendenz ganz klar an. Doch auch die Sprache der Betreuenden / MitarbeiterInnen zeigt Zutrauen, Respekt und Wertschätzung und versucht eine Zwei - Ebenen - Mentalität zu vermeiden.

Im sozial - kommunikativen Bereich weicht die Einwegkommunikation „betreuende Person - betreute Person“ mehr und mehr dialogischen Umgangsformen, in deren Kontext auch die ihnen immanenten Probleme thematisiert werden.

Was das Attribut „geistige Behinderung“ angeht, so kann ein Bezug nur insofern hergestellt werden, als die steigende Eigenbestimmtheit den Begriff „geistig behindert“ in seiner Vorrangstellung ins Wanken bringt und Unsicherheiten bezüglich der Passung textlich sichtbar werden.

Im Bereich „Betreuung / Umgebung“ ist die Entwicklung hin zur Eigenbestimmtheit maßgebliche Größe im Hinblick auf Veränderung. Die Stationen Grundversorgung, Kritik an der institutionellen Vollversorgung, Abgrenzung als Problem der Gesellschaft und Suche nach individuellen Unterstützungen zur Lebensgestaltung sind hier wesentliche Eckpunkte des Prozesses.

10.2.5 Resümee bezüglich Attribuierungen

Nach dem Vergleich der beschriebenen Ergebnisse können die folgenden Verlaufsstränge in der Entwicklung der Eigenschaftszuschreibungen konkretisiert werden.

Vom Statischen zum Dynamischen

Die Entwicklung lässt sich durch die Kurzfassung „Vom Attributiven zum Adverbialen“ gut beschreiben. Die Person mit geistiger Behinderung wird immer mehr im Zusammenhang mit ihren Wirkungskreisen, persönlich oder institutionell, wahrgenommen. Sie tritt auch in Dialog mit ihrer Umwelt und setzt so dynamische Impulse.

Vom Externen zum Internen

Es scheint so, als ob Hüllen abgestreift und Kernbereiche sicht- oder greifbarer gemacht würden. Weniger „Übersetzung“ findet statt. Die Einzelpersonen treten klarer hervor und sind nicht länger Teil einer ab- und ausgeschlossenen Masse.

Von der Wenigdimensioniertheit zur Vielfältigkeit

Diversifizierung wird als starke Entwicklungstendenz sichtbar und lässt kaum einen Aspekt unberührt. So wird vielfältigeres Leben und Erleben möglich. Die Simplifizierung von Zuständen, Zusammenhängen oder Perspektiven wird erschwert.

Von der Fremdbestimmung zur Eigenbestimmtheit

Die Person mit geistiger Behinderung tritt als bewirkendes und mitbestimmendes Individuum in Erscheinung, was auch Auswirkung auf verschiedene Lebensaspekte hat. Formen von Interaktion betrifft das in besonderem Maß.

Nach Bearbeitung dieser Forschungsfrage entstand der Eindruck, dass der Bezug auf Tätigkeiten zu fehlen schien. Dies lag einerseits in der spürbaren Dynamik der Veränderungsvorgänge begründet. Es sollte jedoch andererseits auch der sprachlichen Basistriade (Name – Eigenschaft – Tat) Vollständigkeit verliehen werden. Nach dem „Wer?“ und dem „Wie?“ drängte sich die Frage nach der Aktion auf. Das dezidierte Schildern von Tätigkeiten sollte nun in einem anderen Textexperimentenschritt untersucht und so das Bild der Menschen mit geistiger Behinderung und ihrer Lebenswelt komplementiert werden.

10.3 Welche Tätigkeiten / Aktivitäten von Menschen mit geistiger Behinderung werden erwähnt?

10.3.1 Textbefragung / Erstes Textexperiment

Hier wurde ebenfalls das Werkzeug der textexperimentellen Reduktion eingesetzt. Bei der Bearbeitung dieser Frage waren alle Tätigkeiten, bei denen Menschen mit geistiger Behinderung als tätige Subjekte in Aktivformen oder als Subjekte in Passivformen genannt wurden, relevant. Auch Substantive, die eine eindeutige Tätigkeitszuweisung implizieren (Cafe Linzerberg, Belastungssituationen,...), flossen hier als bewertete Forschungsdaten in die Analyse ein. Tätigkeiten, die in den Wirksamkeitsbereich anderer Personen (MitarbeiterInnen, ÄrztInnen,...) fielen, wurden nicht in das Textexperiment mit einbezogen. (Siehe Anhang B)

Aufgrund der Textstruktur wurde in diesem Fall eine jahrgangsmäßige Zuweisung aufrechterhalten. Eine vorläufige Gliederung ergab sich wie folgt.

10.3.2 Ordnung von Entsprechungen, Gruppierung von Ähnlichkeiten

10.3.2.1 Erstordnung

Versorgung / Wohnen/ Freizeit :

„kann sie schon ganz allein ordentlich essen (...) und sich an- und ausziehen“ (1949),

spielen mit eigenartigen Dingen („Ein altes Band zum Herumdrehen und eine unbrauchbare Federschachtel sind Schätze“) (1949), „spielen mit Raritäten“ (besondere Spielsachen? Anm. ER) (1949), „liest“ (1949), „trappeln“ (1949), „sitzen“ (1949), „sitzen und stehen (...) herum“ (1949), „in der Ecke sitzen“ (1949), „zu einfacher häuslicher Arbeit erzogen werden kann“ (1949), „machen (...) kleine Handreichungen“ (1949), „wurde (...) gebracht“ (1949), „zappelt“ (1949)

„musikalische Versuche“ (1968)

„leben“ (1978), „wecken“ (1978), „werden gewaschen, bzw. gebadet und angezogen“ (1978), „kriegen wir das Frühstück“ (1978), „gemeinsamen Frühstück“ (1978), „Basteln (so weit möglich)“ (1978), „viel Spaziergehen“ (1978), „sie selbst etwas tun“ (1978), „sitzt (...) im Rollstuhl“ (1978), „abgestempelt (...) und einkaserniert werden“ (1978), „operiert wurden“ (1978)

„Frühstück (...) zubereitet, d.h. Kaffee kochen, Tisch decken und alle Utensilien vorbereiten“ (1988), „sitzen am Frühstückstisch“ (1988), „Behaglichkeit des Bettes entfliehen“ (1988), „genießen (...) das Frühstück“ (1988), „wecken“ (1988), „abräumen, Geschirr waschen und sich für den Arbeitsweg zurecht machen“ (1988), „halten (...) Garten in Schuß, spielen Karten oder „schauen Fernsehen““ (1988), „Fernsehprogramm selbst (...) gestalten“ (1988), „Freizeitgestaltung am Nachmittag“ (1988), „Schreib- und Rechenübungen bis hin zum Kochen gibt es genug zu üben“ (1988), „bekommen Abendessen (...)“ (1988), „gemeinsam wird alles vorbereitet und fertig gemacht“ (1988), „macht das Kochen großen Spaß“ (1988), „durch das regelmäßige Üben können sie auch einige einfache Gerichte schon selbständig zubereiten“ (1988), „Abwasch“ (1988), „duschen“ (1988), „machen sich einen behaglichen Abend in der Badewanne“ (1988), „setzen sich im Gruppenraum oder in ihrem Zimmer zu einem gemütlichen Plausch zusammen“ (1988), „sitzen vor dem Fernseher“ (1988), „in eine Außenwohnung übersiedeln“ (1988), „wohne“ (1988), „bin übersiedelt“ (1988), „aus der Schule gekommen“ (1988), „war in der Mühle, dann bin ich ins Neue Martinstift (...) bin ich ins Alte Martinstift (...) übersiedelt“ (1988), „zu Hause trinke ich einen Kaffee und überlege, was ich zum Abendessen kochen werde. Dann gehe ich einkaufen“ (1988), „lerne ich kochen und besser lesen und schreiben, weil ich (...) in eine eigene kleine Wohnung neben dem Wohnheim ziehen werde“ (1988), „wasche meine Wäsche selbst und muß mein Zimmer alleine in Ordnung halten“ (1988), „Fließen herunterstemmen“ (1988), „gehe gern in Gallneukirchen spazieren und schaue mir auf den Baustellen die Bagger und Maschinen an“ (1988), „war mit der Gruppe in Jugoslawien am Meer“ (1988), „habe sehr viel Zeit und noch mehr zu lernen“ (1988), „viel alleine aussuchen darf“ (1988), „wohne“ (1988), „lebe im Parterre“ (1988), „habe hier schon vieles erlebt“ (1988), „bewohne ein Einzelzimmer“ (1988), „nehme ich an Sportfesten, Ausflügen und Urlauben teil“ (1988), „nach der Arbeit nach Hause komme, esse ich zu Mittag, ruhe mich dann aus und gehe anschließend in den Ort um Einkäufe zu machen“ (1988), „Nachmittagskaffee“ (1988), „helfe mit, den Garten zu gestalten“ (1988), „schneiden Sträucher, legen Beete an“ (1988), „Komposthaufen (...) entwerfen (...) und bauen“ (1988), „Abendessen“ (1988), „gehe (...) zeitig ins Bett“ (1988), „gehe oft in der näheren Umgebung spazieren“ (1988), „höre gerne Schallplatten und lese tiefsinnige Traktate“ (1988), „Geburtstagsfeier oder ein Fest“ (1988)

„Abreaktion auf einem Trampolin“ (2008), „frische Luft tanken bei einem Spaziergang“ (2008), „Singen“ (2008), „Kuscheln“ (2008), „Massieren“ (2008)

Arbeit und Beschäftigung:

„mit Weben, Bürstenbinden, Stühle – und Mattenflechten usw. beschäftigt“ (1949),

[bezieht sich auf die Zeit vor 1941, kann daher nicht als Datum für das Sample gewertet werden, Anm. ER]

„arbeiten“ (1978)

„arbeite in der Holzwerkstatt und der Schlosserei“ (1988), „Am liebsten arbeite ich mit der Flex und schneide Eisen aus, auch die Regale räume ich gerne auf“ (1988), „Arbeitstag“ (1988), „arbeite halbtägig in der Druckerei“ (1988), „Ich lege

Zeitungen zusammen und schneide Papier mit einer Maschine“ (1988), „habe (...) in der Malerei gearbeitet“ (1988), „Lieblingsbeschäftigung war (...) meine Tätigkeit als Bäcker“ (1988), „Ich habe dort Feuer gemacht, die Semmeln eingeschossen, dann aus dem Ofen herausgenommen und in die Körbe gegeben.“ (1988), „zu Fuß auf den Linzerberg in die Werkstatt gehen“ (1988), „verlassen das Wohnheim“ (1988), „warten auf die Werkstatt - Busse“ (1988), „die Wartezeit nutzen sie zu einem Plauscherl“ (1988), „kehren von der Arbeit zurück“ (1988), „Ich gehe jeden Tag zu Fuß vom Wohnheim in die Arbeit auf den Linzerberg“ (1988)

„kochen“ (1998), „serviert wird“ (1998), „Bewirtung übernehmen“ (1998), „Organisation für Geburtstagsfeiern“ (1998), „locken (...) ins „Café Linzerberg“ (1998), „ist tätig“ (1998), „Kochkurs“ (1998), „Kochkenntnisse aneignen können“ (1998), „Verkauf von Kaffee und Kuchen“ (1998), „ein Jausenbuffet (...) betreut wird“ (1998), „Probetrieb gestartet (...) verlief (...) erfolgreich“ (1998), „Café Linzerberg“ (1998), „Jausenbuffet“ (1998), „Projekt „Kombüse“ (1998), „neues Arbeitsfeld im Dienstleistungsbereich“ (1998), „bereitet Köstlichkeiten zu“ (1998), „es wird gebacken, Brotaufstriche werden angefertigt und alle Vorbereitungsarbeiten für den Buffet- und Cafebetrieb erledigt.“ (1998), „Einkäufe werden (...) erledigt und (...) getätigt“ (1998), „legen selber fest, was sie gerne machen wollen“ (1998), „mitgestalten“ (1998), „Freiraum spüren“ (1998), „mitgestalten können“ (1998), „Dekorationen der Lokalitäten werden (...) angefertigt“ (1998), „Tischwäsche gewaschen und gebügelt“ (1998), „haben (...) gekocht“ (1998), „arbeiten motiviert, Arbeit aufgewertet“ (1998), „Spaß, den ihnen die Arbeit macht“ (1998), „MitarbeiterInnen“ (1998), „ist (...) tätig“ (1998), „wird der Jausenbetrieb (...) geführt“ (1998)

„Pony - Wanderung“ (2008) „Betreuung von Tieren“ (2008), „Tiere bewerten nicht (...) Therapiehilfe“ (2008), „Tiere sehen und streicheln“ (2008)

negative Formulierungen

„Sprechen kann er auch nicht“ (1949), „Mit dem Sprechen will es (...) nicht werden“ (1949), „plagen ihn“ (1949), „noch nicht fähig den Löffel zum Mund zu führen“ (1949), „liegt noch im Wickelkissen“ (1949), „vor einem halben Jahr konnte er noch gehen“ (1949), „fesseln ihn schwere Anfälle“ (1949), „leidet“ (1949), „hat (...) einen Anfall“ (1949), „wurde als hoffnungsloses (...) Kind erklärt“ (1949)

„können teilweise nicht sprechen“ (1978), „geben nur unverständliche Laute von sich“ (1978), „selbst nicht können“ (1978), „kann Augen nicht fixieren“ (1978)

„können nicht vermitteln“ (2008)

Sozial - emotional / kommunikativer Bereich

„sich um uns versammelt“ (1949), „begrüßt“ (1949), „jeden Besucher auf eine Uhr untersucht“ (1949), „nur selten kommt ein Lächeln“ (1949), „schauen einen

böse und misstrauisch an“ (1949), „gibt (...) Handkuss“, (1949), „recht herzlich lachen“ (1949), „zappelt vor Vergnügen“ (1949) „strahlt“ (2x) (1949), „strahlen einen so lieb (...) an“ (1949), „freuen sich“ (1949), „herzlich lachen“ (1949), „macht (...) die Bewegung des Pendels nach“ (1949), „sie horchen lässt“ (1949)

„die Kinder verstanden sie“ (1957)

„Problem ist, zumindest für die, die es geistig mitbekommen [das Abschiednehmen, Anm. ER]“ (1978), „die es merken, wenn ein Neuer kommt“ (1978), „sich (...) über viele kleine Dinge wirklich freuen können“ (1978), „wirklich freuen können“ (1978), „über sich ein bißchen nachdenken können“ (1978), „erfassen, ob sie etwas falsch oder richtig gemacht haben“ (1978), „Rolle oder Stereotypie, in der sie dahinleben“ (1978)

„Aussicht auf eigene Wohnung spornt an und tröstet über vieles hinweg“ (1988), „freue mich drauf“ (1988), „bin zufrieden“ (1988) „freue mich auf (...) Einrichten und Gestalten“ (1988), „mitteilen“ (1988)

„über Erfolge in der Arbeit reden und Probleme zu klären und zu beheben“ (1988), „haben die Möglichkeit zur Begegnung“ (1998), „positive Rückmeldungen“ (1998), „Platz finden“ (1998), „sich (...) entwickeln“ (1998), „zeigen, welche Potentiale in ihnen stecken“ (1998), „Selbstbewußtsein (...) Selbstwert steigt“ (1998), „Integration“ (1998)

„zu Gewalt kommt“ (2008), „Vorgeschichte (...) aufgebaut hat und (...) eskaliert“ (2008), „Belastungssituationen entstehen“ (2008), „eher die Neigung haben, verletzende Verhaltensweisen nach außen oder nach innen zu transportieren“ (2008), „Aggression ist (...) Form der Konfliktbewältigung“ (2008), „Verhaltensauffälligkeiten zeigen“ (2008), „Erfahrung der Ausgrenzung erlitten haben“ (2008), „Kommunikation geschieht“ (2008), „in die Lage versetzt werden (...) richtig zu interpretieren“ (2008), „Verwendung von Symbolen“ (2008), „sich im Kontakt (...) immer mehr zu öffnen“ (2008), „eine Beziehung aufzubauen“ (2008), „Verantwortungsbewusstsein für die betreuten Tiere entwickeln“ (2008), „Aufmerksamkeit beanspruchen kann“ (2008), „sich (...) mehr zu öffnen“ (2008), „eine Beziehung aufzubauen und Verantwortungsbewusstsein für die betreuten Tiere zu entwickeln“ (2008), „geben Zuneigung zurück“ (2008), „sagen“ (2008) „ermöglicht Integration“ (2008), „Stimmungsumschlag (...) passiert“ (2008), „verletzende Verhaltensweisen“ (2008), „Aggression“ (2008), „sehr starke bis starke Verhaltensauffälligkeiten zeigen“ (2008), „Gewalt und Aggression“ (2008), „aggressivem Verhalten“ (2008), „Unterstützte Kommunikation“ (2008), „sicher fühlen“ (2008), „Betreuungsalltag“ (2008), „entstehen schwierige Situationen“ (2008)

10.3.2.2 Modifikation der Ordnung

Aufgrund der Textstruktur des gewonnenen Datenmaterials wurden die textexperimentellen Arbeitsschritte Separation (veränderte Gliederung) und Substitution (Ersetzung von Metaphern) angewandt.

Es wurden die Ergebnisse nicht wie bisher unter verschiedenen Überschriften zusammengefasst, sondern zunächst die jahrgangsspezifischen Resultate entsprechenden Schlüsselbegriffen zugeordnet. Somit wurde der Anforderung nach Methodenvielfalt Rechnung getragen und auch ein höherer Grad an Übersichtlichkeit gewährleistet.

Versorgung / Wohnen / Freizeit :

1949

Versorgung: Tüchtigkeitsmerkmal

„kann sie schon ganz allein ordentlich essen (...) und sich an- und ausziehen“ (1949), „zu einfacher häuslicher Arbeit erzogen werden kann“ (1949), „machen (...) kleine Handreichungen“ (1949)

Wohnen: Unterbringung

„wurde (...) gebracht“ (1949)

gestaltete Freizeit

spielen mit eigenartigen Dingen („Ein altes Band zum Herumdrehen und eine unbrauchbare Federschachtel sind Schätze“) (1949), „spielen mit Raritäten“ (besondere Spielsachen? Anm. ER) (1949), „liest“ (1949), „trappeln“ (1949), „sitzen“ (1949), „sitzen und stehen (...) herum“ (1949), „in der Ecke sitzen“ (1949), „zappelt“ (1949)

1957 *Es konnten keine entsprechenden Daten gewonnen werden.*

1968

gestaltete Freizeit

„musikalische Versuche“ (1968)

1978

Versorgung: gemeinsame Alltagsgestaltung

„wecken“ (1978), „werden gewaschen, bzw. gebadet und angezogen“ (1978), „kriegen wir das Frühstück“ (1978), „gemeinsamen Frühstück“ (1978)

gestaltete Freizeit

„Basteln (so weit möglich)“ (1978), „viel Spaziergehen“ (1978), „sie selbst etwas tun“ (1978), „sitzt (...) im Rollstuhl“ (1978)

Wohnen: Unterbringung

„abgestempelt (...) und einkaserniert werden“ (1978), „leben“ (1978)

1988

Versorgung: gemeinsame Alltagsgestaltung und Strukturierung

„Frühstück (...) zubereitet, d.h. Kaffee kochen, Tisch decken und alle Utensilien vorbereiten“ (1988), „sitzen am Frühstückstisch“ (1988), „Behaglichkeit des Bettes entfliehen“ (1988), „genießen (...) das Frühstück“ (1988), „wecken“ (1988), „abräumen, Geschirr waschen und sich für den Arbeitsweg zurecht machen“ (1988), „bekommen Abendessen (...)“ (1988), „gemeinsam wird alles vorbereitet und fertig gemacht“ (1988), „macht das Kochen großen Spaß“ (1988), „Abwasch“ (1988), „duschen“ (1988), „machen sich einen behaglichen Abend in der Badewanne“ (1988), „zu Hause trinke ich einen Kaffee und überlege, was ich zum Abendessen kochen werde. Dann gehe ich einkaufen“ (1988), „wasche meine Wäsche selbst und muß mein Zimmer alleine in Ordnung halten“ (1988), „nach der Arbeit nach Hause komme, esse ich zu Mittag, ruhe mich dann aus und gehe anschließend in den Ort um Einkäufe zu machen“ (1988), „Abendessen“ (1988), „gehe (...) zeitig ins Bett“ (1988)

Wohnen: Variation der Wohnformen

„wohne“ (1988), „lebe im Parterre“ (1988), „bewohne ein Einzelzimmer“ (1988), „wohne“ (1988), „in eine Außenwohnung übersiedeln“ (1988), „war in der Mühle, dann bin ich ins Neue Martinstift (...) bin ich ins Alte Martinstift (...) übersiedelt“ (1988), „aus der Schule gekommen“ (1988), „bin übersiedelt“ (1988)

(selbst)gestaltete Freizeit und Strukturierung

„die Wartezeit nützen sie zu einem Plauscherl“ (1988), „halten (...) Garten in Schuß, spielen Karten oder „schauen Fernsehen““ (1988), „Fernsehprogramm selbst (...) gestalten“ (1988), „Freizeitgestaltung am Nachmittag“ (1988), „setzen sich im Gruppenraum oder in ihrem Zimmer zu einem gemütlichen Plausch zusammen“ (1988), „sitzen vor dem Fernseher“ (1988), „nehme ich an Sportfesten, Ausflügen und Urlauben teil“ (1988) „Nachmittagskaffee“ (1988), „helfe mit, den Garten zu gestalten“ (1988), „schneiden Sträucher, legen Beete an“ (1988), „Komposthaufen (...) entwerfen (...) und bauen“ (1988), „höre gerne Schallplatten und lese tiefsinnige Traktate“ (1988), „Geburtstagsfeier oder ein Fest“ (1988), „Fliesen herunterstemmen“ (1988), „viel alleine aussuchen darf“ (1988), „habe hier schon vieles erlebt“ (1988), „Schreib- und Rechenübungen bis hin zum Kochen gibt es genug zu üben“ (1988), „durch das regelmäßige Üben können sie auch einige einfache Gerichte schon selbständig zubereiten“ (1988), „lerne ich kochen und besser lesen und schreiben, weil ich (...) in eine eigene kleine Wohnung neben dem Wohnheim ziehen werde“ (1988), „habe sehr viel Zeit und noch mehr zu lernen“ (1988), „gehe gern in Gallneukirchen spazieren und schaue mir auf den Baustellen die Bagger und Maschinen an“

(1988), „war mit der Gruppe in Jugoslawien am Meer“ (1988), „gehe oft in der näheren Umgebung spazieren“ (1988)

1998 Es konnten keine entsprechenden Daten gewonnen werden.

2008

(selbst)gestaltete Freizeit

„Singen“ (2008), „Kuscheln“ (2008), „Massieren“ (2008), „Abreaktion auf einem Trampolin“ (2008), „frische Luft tanken bei einem Spaziergang“ (2008)

Arbeit und Beschäftigung:

1949

- Strukturen zerstört, kaum mehr vorhanden

„mit Weben, Bürstenbinden, Stühle – und Mattenflechten usw. beschäftigt“ (1949),

[bezieht sich auf die Zeit vor 1941, kann daher nicht als Datum für das Sample gewertet werden, Anm. ER]

1957 Es konnten keine entsprechenden Daten gewonnen werden

1968 Es konnten keine entsprechenden Daten gewonnen werden

1978

- nicht näher definierte Tätigkeit

„arbeiten“ (1978)

1988

- detailliert beschriebene Tätigkeiten (auch im Sinne der Eigenständigkeit)

„Ich lege Zeitungen zusammen und schneide Papier mit einer Maschine“ (1988), „Ich habe dort Feuer gemacht, die Semmeln eingeschossen, dann aus dem Ofen herausgenommen und in die Körbe gegeben.“ (1988)

- mit emotionalen Attribuierungen versehen

„Am liebsten arbeite ich mit der Flex und schneide Eisen aus, auch die Regale räume ich gerne auf“ (1988), „Lieblingsbeschäftigung war (...) meine Tätigkeit als Bäcker“ (1988)

- räumliche und zeitliche Strukturierung

„arbeite in der Holzwerkstatt und der Schlosserei“ (1988), „Arbeitstag“ (1988), „arbeite halbtätig in der Druckerei“ (1988), „habe (...) in der Malerei gearbeitet“ (1988), „zu Fuß auf den Linzerberg in die Werkstatt gehen“ (1988), „verlassen das Wohnheim“ (1988), „warten auf die Werkstatt- Busse“ (1988), „kehren von der Arbeit zurück“ (1988), „Ich gehe jeden Tag zu Fuß vom Wohnheim in die Arbeit auf den Linzerberg“ (1988)

1998

- allgemein beschriebene Tätigkeiten

„ist tätig“ (1998), „kochen“ (1998), „serviert wird“ (1998), „ist (...) tätig“ (1998)

- detailliert beschriebene Tätigkeiten

„Bewirtung übernehmen“ (1998), „Organisation für Geburtstagsfeiern“ (1998), „Verkauf von Kaffee und Kuchen“ (1998), „ein Jausenbuffet (...) betreut wird“ (1998), „bereitet Köstlichkeiten zu“ (1998), „es wird gebacken, Brotaufstriche werden angefertigt und alle Vorbereitungsarbeiten für den Buffet- und Cafebetrieb erledigt.“ (1998), „Einkäufe werden (...) erledigt und (...) getätigt“ (1998), „Dekorationen der Lokalitäten werden (...) angefertigt“ (1998), „Tischwäsche gewaschen und gebügelt“ (1998), „haben (...) gekocht“ (1998), „wird der Jausenbetrieb (...) geführt“ (1998)

- mit emotionalen Attribuierungen versehen

„locken (...) ins „Café Linzerberg“ (1998), „arbeiten motiviert“ (1998), „Arbeit aufgewertet“ (1998), „Spaß, den ihnen die Arbeit macht“ (1998)

- räumliche und zeitliche Strukturierung

„Café Linzerberg“ (1998), „Jausenbuffet“ (1998), „Projekt „Kombüse““ (1998), „neues Arbeitsfeld im Dienstleistungsbereich“ (1998)

- Feld für Eigenständigkeit (Gleichsetzung im Sinne der Mitarbeiterschaft)

„Kochkurs“ (1998), „Kochkenntnisse aneignen können“ (1998), „legen selber fest, was sie gerne machen wollen“ (1998), „mitgestalten“ (1998), „Freiraum spüren“ (1998), „mitgestalten können“ (1998), „MitarbeiterInnen“ (1998), „Probetrieb gestartet (...) verlief (...) erfolgreich“ (1998), „neues Arbeitsfeld im Dienstleistungsbereich“ (1998)

2008

- allgemein beschriebene Tätigkeiten

„Pony - Wanderung“ (2008), „Betreuung von Tieren“ (2008)

- detailliert beschriebene Tätigkeiten

„Tiere sehen und streicheln“ (2008)

- mit emotionalen Attribuierungen versehen

„Tiere bewerten nicht (...)Therapiehilfe“ (2008)

Sozial - emotionaler / kommunikativer Bereich

Hier wurden dezidierte Schilderungen von sozialer Interaktion / emotionalen Befindlichkeiten gewertet. Isolierte Daten, die solche Aspekte ebenfalls implizieren, wie etwa „gemeinsames Frühstück“ (1978) oder „die Wartezeit nützen sie zu einem Plauscher!“ (1988) wurden nicht berücksichtigt, da sie schon anderweitig in die Forschung mit eingeflossen waren.

Aufgrund der engen Verwobenheiten der Komponenten im sozial - emotionalen Bereich kommt es zu etwaigen Doppelzuordnungen der Zitate.

1949

- Gelingende Interaktion

„sich um uns versammelt“ (1949), „begrüßt“ (1949), „jeden Besucher auf eine Uhr untersucht“ (1949), „macht (...) die Bewegung des Pendels nach“ (1949), „sie horchen lässt“ (1949), „gibt (...) Handkuss“ (1949), „strahlen einen so lieb (...) an“ (1949) „nur selten kommt ein Lächeln“ (1949), „freuen sich“ (1949), „herzlich lachen“ (1949), „recht herzlich lachen“(1949), „strahlt“ (2x) (1949), „zappelt vor Vergnügen“ (1949), „schauen einen böse und misstrauisch an“ (1949), „strahlen einen so lieb (...) an“ (1949)

1957

- Gelingende Interaktion

„die Kinder verstanden sie“ (1957)

1968 Es konnten keine entsprechenden Daten gewonnen werden

1978

- Gelingende Interaktion und Reflexion

„Problem ist, zumindest für die, die es geistig mitbekommen [das Abschiednehmen, Anm. ER]“ (1978), „die es merken, wenn ein Neuer kommt“ (1978), „über sich ein bißchen nachdenken können“ (1978), „erfassen, ob sie etwas falsch oder richtig gemacht haben“ (1978), „Rolle oder Stereotypie, in der sie dahinleben“ (1978), „sich (...) über viele kleine Dinge wirklich freuen können“ (1978), „wirklich freuen können“ (1978)

1988

- Gelingende Interaktion und Reflexion

„Aussicht auf eigene Wohnung spornt an und tröstet über vieles hinweg“ (1988), „über Erfolge in der Arbeit reden und Probleme zu klären und zu beheben“ (1988)

1998

- Gelingende Interaktion und Reflexion

„haben die Möglichkeit zur Begegnung“ (1998), „positive Rückmeldungen“ (1998), „Integration“ (1998)

- Steigerung von Selbstwert und Erweiterung der Kompetenzen

„Platz finden“ (1998), „sich (...) entwickeln“ (1998), „zeigen, welche Potentiale in ihnen stecken“ (1998), „Selbstbewußtsein (...) Selbstwert steigt“ (1998)

2008

- Steigerung von Selbstwert und Erweiterung der Kompetenzen

„Verantwortungsbewusstsein für die betreuten Tiere entwickeln“ (2008), „eine Beziehung aufzubauen und Verantwortungsbewusstsein für die betreuten Tiere zu entwickeln“ (2008), „sich im Kontakt (...) immer mehr zu öffnen“ (2008), „sich (...) mehr zu öffnen“ (2008), „Aufmerksamkeit beanspruchen kann“ (2008), „Aggression ist (...) Form der Konfliktbewältigung“ (2008), „sicher fühlen“ (2008)

- Gelingende Interaktion

„in die Lage versetzt werden (...) richtig zu interpretieren“ (2008), „Verwendung von Symbolen“ (2008), „eine Beziehung aufzubauen und Verantwortungsbewusstsein für die betreuten Tiere zu entwickeln“ (2008), „Unterstützte Kommunikation“ (2008), „Kommunikation geschieht“ (2008), „sagen“ (2008), „sich im Kontakt (...) immer mehr zu öffnen“ (2008), „geben Zuneigung zurück“ (2008), „ermöglicht Integration“ (2008), „Betreuungsalltag“ (2008), „eine Beziehung aufzubauen“ (2008)

- Problematische Interaktion

„zu Gewalt kommt“ (2008), „entstehen schwierige Situationen“ (2008), „Belastungssituationen entstehen“ (2008), „Vorgeschichte (...) aufgebaut hat und (...) eskaliert“ (2008), „Aggression“ (2008), „sehr starke bis starke Verhaltensauffälligkeiten zeigen“ (2008), „Gewalt und Aggression“ (2008), „aggressivem Verhalten“ (2008), „Verhaltensauffälligkeiten zeigen“ (2008), „Betreuungsalltag“ (2008), „Aggression ist (...) Form der Konfliktbewältigung“ (2008), „verletzende Verhaltensweisen“ (2008), „zu Gewalt kommt“ (2008), „eher die Neigung haben, verletzende Verhaltensweisen nach außen oder nach innen zu transportieren“ (2008), „Erfahrung der Ausgrenzung erlitten haben“ (2008), „eher die Neigung haben, verletzende Verhaltensweisen nach außen oder nach innen zu transportieren“ (2008), „zu Gewalt kommt“ (2008), „Aggression“ (2008), „Gewalt und Aggression“ (2008), „verletzende Verhaltensweisen“ (2008), „Stimmungsumschlag (...) passiert“ (2008)

negative Formulierungen

1949

Menschen mit geistiger Behinderung als Leidende

„plagen ihn“ (1949), „fesseln ihn schwere Anfälle“ (1949), „leidet“ (1949), „hat (...) einen Anfall“ (1949)

Menschen mit geistiger Behinderung als Mängelwesen

„Mit dem Sprechen will es (...) nicht werden“ (1949), „noch nicht fähig den Löffel zum Mund zu führen“ (1949), „liegt noch im Wickelkissen“ (1949), „vor einem halben Jahr konnte er noch gehen“ (1949), „Sprechen kann er auch nicht“ (1949), „wurde als hoffnungsloses (...) Kind erklärt“ (1949)

1957 Es konnten keine Daten gewonnen werden

1968 Es konnten keine Daten gewonnen werden

1978

Menschen mit geistiger Behinderung als Menschen mit relativierten Mängeln

„können teilweise nicht sprechen“ (1978), „geben nur unverständliche Laute von sich“ (1978), „selbst nicht können“ (1978), „kann Augen nicht fixieren“ (1978), „operiert wurden“ (1978)

1988 Es konnten keine entsprechenden Daten gewonnen werden

1998 Es konnten keine entsprechenden Daten gewonnen werden

2008

Menschen mit geistiger Behinderung als Menschen mit relativierten Mängeln

„können nicht vermitteln“ (2008)

10.3.3 Deskription der Ergebnisse (erster Analyseschritt)

Bei der Modifikation der Ordnung im letzten Kapitel war das textexperimentelle Instrumentarium durch die Methoden der Separation (veränderte Gliederung) und Substitution (Ersetzung von Metaphern) repräsentiert. Durch den Arbeitsschritt der Kombination (veränderte Anordnung) wurde hier weiter auf den Text eingewirkt. So kam es zu folgendem Ergebnis:

Versorgung / Wohnen / Freizeit :

Versorgung:

Tüchtigkeitsmerkmal

„kann sie schon ganz allein ordentlich essen (...) und sich an- und ausziehen“ (1949), „zu einfacher häuslicher Arbeit erzogen werden kann“ (1949), „machen (...) kleine Handreichungen“ (1949)

gemeinsame Alltagsgestaltung und Strukturierung

„leben“ (1978), „wecken“ (1978), „werden gewaschen, bzw. gebadet und angezogen“ (1978), „kriegen wir das Frühstück“ (1978), „gemeinsamen Frühstück“ (1978), „Frühstück (...) zubereitet, d.h. Kaffee kochen, Tisch decken und alle Utensilien vorbereiten“ (1988), „sitzen am Frühstückstisch“ (1988), „Behaglichkeit des Bettes entfliehen“ (1988), „genießen (...) das Frühstück“ (1988), „wecken“ (1988), „abräumen, Geschirr waschen und sich für den Arbeitsweg zurecht machen“ (1988), „bekommen Abendessen“ (1988), „gemeinsam wird alles vorbereitet und fertig gemacht“ (1988), „macht das Kochen großen Spaß“ (1988), „Abwasch“ (1988), „duschen“ (1988), „machen sich einen behaglichen Abend in der Badewanne“ (1988), „zu Hause trinke ich einen Kaffee und überlege, was ich zum Abendessen kochen werde. Dann gehe ich einkaufen“ (1988), „wasche meine Wäsche selbst und muß mein Zimmer alleine in Ordnung halten“ (1988), „nach der Arbeit nach Hause komme, esse ich zu Mittag, ruhe mich dann aus und gehe anschließend in den Ort um Einkäufe zu machen“ (1988), „Abendessen“ (1988), „gehe (...) zeitig ins Bett“ (1988)

Es fällt auf:

- Die Versorgungsarbeit verändert sich in ihrem Charakter im Lauf der Zeit sehr stark. Sie wird von einer zentral gesteuerten Aktivität, in der Menschen mit geistiger Behinderung höchstens Hilfsdienste leisten konnten, zum gemeinsamen Gestalten des Alltags. Der Grad der Selbstbestimmung oder Mitbestimmung in Sachen Tagesablauf wird höher: *„zu Hause trinke ich einen Kaffee und überlege, was ich zum Abendessen kochen werde. Dann gehe ich einkaufen“ (1988), „wasche meine Wäsche selbst und muß mein Zimmer alleine in Ordnung halten“ (1988)*
- Gleiche Tätigkeiten erfahren unterschiedliche Bewertungen (vom Tüchtigkeitsmerkmal zur Möglichkeit der Teilhabe): *„kann sie schon ganz allein ordentlich essen (...) und sich an- und ausziehen“ (1949), „zu einfacher häuslicher Arbeit erzogen werden kann“ (1949), „machen (...)“*

kleine Handreichungen“ (1949), „Frühstück (...) zubereitet, d.h. Kaffee kochen, Tisch decken und alle Utensilien vorbereiten“ (1988), „gemeinsam wird alles vorbereitet und fertig gemacht“ (1988)

- Alltagshandlungen werden zum sozialen und pädagogischen Feld, wobei auch die Strukturierung des Tages hier eine wesentliche Rolle spielt: *„wecken“ (1978), „werden gewaschen, bzw. gebadet und angezogen“ (1978), „gemeinsamen Frühstück“ (1978), „abräumen, Geschirr waschen und sich für den Arbeitsweg zurecht machen“ (1988), „bekommen Abendessen (...)“ (1988), „zu Hause trinke ich einen Kaffee und überlege, was ich zum Abendessen kochen werde. Dann gehe ich einkaufen“ (1988), „nach der Arbeit nach Hause komme, esse ich zu Mittag, ruhe mich dann aus und gehe anschließend in den Ort um Einkäufe zu machen“ (1988), „gehe (...) zeitig ins Bett“ (1988)*
- Das Alltagsleben erfährt eine positiv - emotionale Konnotation: *„Behaglichkeit des Bettes entfliehen“ (1988), „genießen (...) das Frühstück“ (1988) „macht das Kochen großen Spaß“ (1988), „machen sich einen behaglichen Abend in der Badewanne“ (1988)*

Wohnen:

„wurde (...) gebracht“ (1949), „abgestempelt (...) und einkaserniert werden“ (1978), „wohne“ (1988), „lebe im Parterre“ (1988), „bewohne ein Einzelzimmer“ (1988), „wohne“ (1988), „in eine Außenwohnung übersiedeln“ (1988), „aus der Schule gekommen“ (1988), „war in der Mühle, dann bin ich ins Neue Martinstift (...) bin ich ins Alte Martinstift (...) übersiedelt“ (1988), „bin übersiedelt“ (1988)

Es lässt sich folgendes festhalten:

- Wohnen ist zunächst nur als Unterbringung in großinstitutionellem Rahmen gesehen: *„wurde (...) gebracht“ (1949), „abgestempelt (...) und einkaserniert werden“ (1978)*
- Dieser Zugang zum Thema Wohnen ändert sich insofern, als Aufgliederungen zentraler Wohnformen und Variationen derselben realisiert werden: *„bewohne ein Einzelzimmer“ (1988), „in eine Außenwohnung übersiedeln“ (1988)*

- Persönliche Wohnort und -formen können sich im Lauf der Zeit ändern:
„in eine Außenwohnung übersiedeln“ 1988 *„war in der Mühle, dann bin ich ins Neue Martinstift (...) bin ich ins Alte Martinstift (...) übersiedelt“* (1988), *„bin übersiedelt“* (1988)

gestaltete Freizeit

Intensive Beschreibung von Grobmotorik

„trappeln“ (1949), *„sitzen“* (1949), *„sitzen und stehen (...) herum“* (1949), *„in der Ecke sitzen“* (1949), *„zappelt“* (1949), *„sitzt (...) im Rollstuhl“* (1978)

Von „Substitutshandlungen“ zu Äußerungen geschätzter Selbständigkeit.

„musikalische Versuche“ (1968), *„Basteln (so weit möglich)“* (1978), *„viel Spaziergehen“* (1978), *„sie selbst etwas tun“* (1978)

Diversität in den Gestaltungsmöglichkeiten

Spiel mit eigenartigen Dingen (*„Ein altes Band zum Herumdrehen und eine unbrauchbare Federschachtel sind Schätze“*) (1949), *„spielen mit Raritäten“* (besondere Spielsachen? Anm. ER) (1949), *„liest“* (1949), *„die Wartezeit nützen sie zu einem Plauscherl“* (1988), *„halten (...) Garten in Schuß, spielen Karten oder „schauen Fernsehen““* (1988), *„Fernsehprogramm selbst (...) gestalten“* (1988), *„Freizeitgestaltung am Nachmittag“* (1988), *„setzen sich im Gruppenraum oder in ihrem Zimmer zu einem gemütlichen Plausch zusammen“* (1988), *„sitzen vor dem Fernseher“* (1988), *„Nachmittagskaffee“* (1988), *„helfe mit, den Garten zu gestalten“* (1988), *„schneiden Sträucher, legen Beete an“* (1988), *„Komposthaufen (...) entwerfen (...) und bauen“* (1988), *„höre gerne Schallplatten und lese tiefsinnige Traktate“* (1988), *„Geburtstagsfeier oder ein Fest“* (1988), *„Fliesen herunterstemmen“* (1988), *„viel alleine aussuchen darf“* (1988), *„habe hier schon vieles erlebt“* (1988), *„Schreib- und Rechenübungen bis hin zum Kochen gibt es genug zu üben“* (1988), *„durch das regelmäßige Üben können sie auch einige einfache Gerichte schon selbständig zubereiten“* (1988), *„lerne ich kochen und besser lesen und schreiben, weil ich (...) in eine eigene kleine Wohnung neben dem Wohnheim ziehen werde“* (1988), *„habe sehr viel Zeit und noch mehr zu lernen“* (1988), *„gehe gern in Gallneukirchen spazieren und schaue mir auf den Baustellen die Bagger und Maschinen an“* (1988), *„war mit der Gruppe in Jugoslawien am Meer“* (1988), *„gehe oft in der näheren Umgebung spazieren“* (1988), *„Singen“* (2008), *„Kuscheln“* (2008), *„Massieren“* (2008), *„Abreaktion auf einem Trampolin“* (2008), *„frische Luft tanken bei einem Spaziergang“* (2008)

Es fällt auf

- Das Zutrauen zu den Menschen mit geistiger Behinderung verändert sich insofern, als ihre eigenen Aktivitäten als individuell bedeutsam erkannt und respektiert werden: *„musikalische Versuche“* (1968), *„Basteln (so weit möglich)“* (1978) *„sie selbst etwas tun“* (1978) *„viel alleine aussuchen darf“* (1988), *„Fernsehprogramm selbst (...) gestalten“* (1988)

- Freizeitgestaltung erfährt eine große Differenzierung und Vervielfältigung der Möglichkeiten. Zunächst prägen Füllbeschreibungen von Schilderungen grobmotorischer Aktivitäten das Bild. Sie lassen sich vor allem im ersten Sample nachweisen: *„trappeln“ (1949), „sitzen“ (1949), „sitzen und stehen (...) herum“ (1949), „in der Ecke sitzen“ (1949), „zappelt“ (1949), „sitzt (...) im Rollstuhl“ (1978)*

Schließlich kommt es zu einer großen Entwicklung im Bereich der Freizeitgestaltung. Sie wird zur aktiv mitgestalteten Struktur im Tagesablauf: *„sitzen vor dem Fernseher“ (1988), „Nachmittagskaffee“ (1988), „habe hier schon vieles erlebt“ (1988), „Fliesen herunterstemmen“ (1988), „Komposthaufen (...) entwerfen (...) und bauen“ (1988), „höre gerne Schallplatten und lese tiefsinnige Traktate“ (1988), „viel Spaziergehen“ (1978)*
- Dies schlägt sich auch in einer vermehrten sozialen Kontakthäufigkeit nieder: *„die Wartezeit nützen sie zu einem Plauscherl“ (1988), „setzen sich im Gruppenraum oder in ihrem Zimmer zu einem gemütlichen Plausch zusammen“ (1988), „Geburtstagsfeier oder ein Fest“ (1988)*
- Auch der persönlichen Weiterentwicklung der Einzelperson wird vermehrt Aufmerksamkeit gezollt, wie der sich verändernde Bezug zu Kulturtechniken und Lernen im außerschulischen Bereich deutlich macht: *„Schreib- und Rechenübungen bis hin zum Kochen gibt es genug zu üben“ (1988), „durch das regelmäßige Üben können sie auch einige einfache Gerichte schon selbständig zubereiten“ (1988), „lerne ich kochen und besser lesen und schreiben, weil ich (...) in eine eigene kleine Wohnung neben dem Wohnheim ziehen werde“ (1988), „habe sehr viel Zeit und noch mehr zu lernen“ (1988)*
- Freizeitgestaltung zeigt in ihrer Entwicklung nicht nur in eine extrovertierte Richtung, die der Außenexploration: *„war mit der Gruppe in Jugoslawien am Meer“ (1988), „gehe oft in der näheren Umgebung spazieren“ (1988), „gehe gern in Gallneukirchen spazieren und schaue mir auf den Baustellen die Bagger und Maschinen an“ (1988)*

- Sie sucht auch im Sinne einer Innenexploration Möglichkeiten der Auseinandersetzung mit der Persönlichkeit des Menschen mit Behinderung: „Singen“ (2008), „Kuscheln“ (2008), „Massieren“ (2008)

Arbeit und Beschäftigung:

An dieser Stelle muss vorausgeschickt werden, dass ehemals vorhandene Strukturen und Arbeitskräfte nicht mehr da waren. Es musste einige Zeit vergehen, bevor wieder an Vorerfahrungen angeknüpft werden konnte. Dieser Umstand betraf zwar verschiedenste Bereiche (z. Bsp. Versorgung, Unterbringung) bis zu einem gewissen Grad, war aber für das Feld „Arbeit und Beschäftigung“ in besonders hohem Ausmaß gültig.

- Strukturen zerstört, kaum mehr vorhanden

„mit Weben, Bürstenbinden, Stühle – und Mattenflechten usw. beschäftigt“ (1949),
[bezieht sich auf die Zeit vor 1941, kann daher nicht als Datum für das Sample gewertet werden, Anm. ER]

- allgemein beschriebene Tätigkeit

„arbeiten“ (1978)
„ist tätig“ (1998), „ist (...) tätig“ (1998)

- detailliert beschriebene Tätigkeiten (auch im Sinne der Eigenständigkeit)

„Ich lege Zeitungen zusammen und schneide Papier mit einer Maschine“ (1988), „Ich habe dort Feuer gemacht, die Semmeln eingeschossen, dann aus dem Ofen herausgenommen und in die Körbe gegeben“ (1988)
„Bewirtung übernehmen“ (1998), „Organisation für Geburtstagsfeiern“ (1998), „Verkauf von Kaffee und Kuchen“ (1998), „ein Jausenbuffet (...) betreut wird“ (1998), „bereitet Köstlichkeiten zu“ (1998), „es wird gebacken, Brotaufstriche werden angefertigt und alle Vorbereitungstätigkeiten für den Buffet- und Cafebetrieb erledigt.“ (1998), „Einkäufe werden (...) erledigt und (...) getätigt“ (1998), „Dekorationen der Lokalitäten werden (...) angefertigt“ (1998), „Tischwäsche gewaschen und gebügelt“ (1998), „haben (...) gekocht“ (1998), „wird der Jausenbetrieb (...) geführt“ (1998), „kochen“ (1998), „serviert wird“ (1998)
„Tiere sehen und streicheln“ (2008), „Pony - Wanderung“ (2008), „Betreuung von Tieren“ (2008)

- Feld für Eigenständigkeit (Gleichsetzung im Sinne der Mitarbeiterschaft)

„Kochkurs“ (1998), „Kochkenntnisse aneignen können“ (1998), „legen selber fest, was sie gerne machen wollen“ (1998), „mitgestalten“ (1998), „Freiraum spüren“ (1998), „mitgestalten können“ (1998), „MitarbeiterInnen“ (1998),

„Probetrieb gestartet (...) verlief (...) erfolgreich“ (1998), „neues Arbeitsfeld im Dienstleistungsbereich“ (1998)

- räumliche und zeitliche Strukturierung

„arbeite in der Holzwerkstatt und der Schlosserei“ (1988), „Arbeitstag“ (1988), „arbeite halbtägig in der Druckerei“ (1988), „habe (...) in der Malerei gearbeitet“ (1988), „zu Fuß auf den Linzerberg in die Werkstatt gehen“ (1988), „verlassen das Wohnheim“ (1988), „warten auf die Werkstatt- Busse“ (1988), „kehren von der Arbeit zurück“ (1988), „Ich gehe jeden Tag zu Fuß vom Wohnheim in die Arbeit auf den Linzerberg“ (1988)

„Café Linzerberg“ (1998), „Jausenbuffet“ (1998), „Projekt „Kombüse““ (1998), „neues Arbeitsfeld im Dienstleistungsbereich“ (1998)

- mit emotionalen Attribuierungen versehen

„Am liebsten arbeite ich mit der Flex und schneide Eisen aus, auch die Regalräume ich gerne auf“ (1988), „Lieblingsbeschäftigung war (...) meine Tätigkeit als Bäcker“ (1988), „locken (...) ins „Café Linzerberg“ (1998), „arbeiten motiviert“ (1998), „Arbeit aufgewertet“ (1998), „Spaß, den ihnen die Arbeit macht“ (1998), „Tiere bewerten nicht (...) Therapiehilfe“ (2008)

Es fällt auf:

- Arbeit wird im Samplevergleich im Lauf der Zeit immer differenzierter und individualisierter gesehen. Zusammenhängende Tätigkeiten werden in Einzelsequenzen den Menschen mit Behinderung zugänglich gemacht.: „Ich lege Zeitungen zusammen und schneide Papier mit einer Maschine“ (1988), „Ich habe dort Feuer gemacht, die Semmeln eingeschossen, dann aus dem Ofen herausgenommen und in die Körbe gegeben.“ (1988), „es wird gebacken, Brotaufstriche werden angefertigt und alle Vorbereitungstätigkeiten für den Buffet- und Cafebetrieb erledigt.“ (1998), „Einkäufe werden (...) erledigt und (...) getätigt“ (1998), „Dekorationen der Lokalitäten werden (...) angefertigt“ (1998), „Tischwäsche gewaschen und gebügelt“ (1998)
- Produktivität im ökonomischen Sinn ist nicht unbedingt Charakteristikum des hier herrschenden Arbeitsbegriffs: „Tiere sehen und streicheln“ (2008), „Pony - Wanderung“ (2008)
- Auch psychologische oder therapeutische Elemente der Tätigkeiten werden wahrgenommen: „Arbeit aufgewertet“ (1998), „Spaß, den ihnen die Arbeit macht“ (1998), „Tiere bewerten nicht (...) Therapiehilfe“ (2008)

- Arbeit entwickelt sich immer mehr zum Feld, in dem Eigenständigkeit bis hin zur Mitarbeiterschaft (aus)geübt werden kann: *„Kochkurs“ (1998), „Kochkenntnisse aneignen können“ (1998), „legen selber fest, was sie gerne machen wollen“ (1998), „mitgestalten“ (1998), „Freiraum spüren“ (1998), „mitgestalten können“ (1998), „MitarbeiterInnen“ (1998)*
- Es werden so auch ganz neue Perspektiven eröffnet: *„Probetrieb gestartet (...) verlief (...) erfolgreich“ (1998), „neues Arbeitsfeld im Dienstleistungsbereich“ (1998)*
- Durch Arbeit entsteht auch Tagesstruktur. Im zeitlichen Bereich werden etwa Aktivität und Ruhe zu bestimmenden Elementen: *„arbeite halbtägig in der Druckerei“ (1988), „zu Fuß auf den Linzerberg in die Werkstatt gehen“ (1988) „warten auf die Werkstatt- Busse“ (1988), „kehren von der Arbeit zurück“ (1988), „Ich gehe jeden Tag zu Fuß vom Wohnheim in die Arbeit auf den Linzerberg“ (1988)*
- Im räumlichen Kontext haben zum Beispiel Wege und Plätze in ihrer Zuordnung strukturierende Wirkung: *„arbeite in der Holzwerkstatt und der Schlosserei“ (1988), „arbeite halbtägig in der Druckerei“ (1988), „habe (...) in der Malerei gearbeitet“ (1988), „verlassen das Wohnheim“ (1988), „Ich gehe jeden Tag zu Fuß vom Wohnheim in die Arbeit auf den Linzerberg“ (1988), „Café Linzerberg“ (1998), „Jausenbuffet“ (1998), „Projekt „Kombüse““ (1998)*
- In den Samples des zweiten Hälfte lassen sich auch emotionale Attribuierungen von Arbeit und Beschäftigung nachweisen: *„Am liebsten arbeite ich mit der Flex und schneide Eisen aus, auch die Regale räume ich gerne auf“ (1988), „Lieblingsbeschäftigung war (...) meine Tätigkeit als Bäcker“ (1988), „arbeiten motiviert“ (1998), „Arbeit aufgewertet“ (1998), „Spaß, den ihnen die Arbeit macht“ (1998)*

Sozial - emotionaler/ kommunikativer Bereich

- Gelingende Interaktion

„sich um uns versammelt“ (1949), „begrüßt“ (1949), „jeden Besucher auf eine Uhr untersucht“ (1949), „macht (...) die Bewegung des Pendels nach“ (1949), „sie horchen lässt“ (1949), „gibt (...) Handkuss“ (1949), „strahlen einen so lieb (...) an“ (1949), „nur selten kommt ein Lächeln“ (1949), „freuen sich“ (1949), „herzlich lachen“ (1949), „recht herzlich lachen“ (1949), „strahlt“ (2x) (1949), „zappelt vor Vergnügen“ (1949), „schauen einen böse und misstrauisch an“ (1949), „strahlen einen so lieb (...) an“ (1949), „die Kinder verstanden sie“ (1957)

- Gelingende Interaktion und Reflexion

„Problem ist, zumindest für die, die es geistig mitbekommen [das Abschiednehmen, Anm. ER]“ (1978), „die es merken, wenn ein Neuer kommt“ (1978), „über sich ein bißchen nachdenken können“ (1978), „erfassen, ob sie etwas falsch oder richtig gemacht haben“ (1978), „Rolle oder Stereotypie, in der sie dahinleben“ (1978), „sich (...) über viele kleine Dinge wirklich freuen können“ (1978), „wirklich freuen können“ (1978), „Aussicht auf eigene Wohnung spornt an und tröstet über vieles hinweg“ (1988), „über Erfolge in der Arbeit reden und Probleme zu klären und zu beheben“ (1988), „haben die Möglichkeit zur Begegnung“ (1998), „positive Rückmeldungen“ (1998), „Integration“ (1998), „in die Lage versetzt werden (...) richtig zu interpretieren“ (2008), „Verwendung von Symbolen“ (2008), „eine Beziehung aufzubauen und Verantwortungsbewusstsein für die betreuten Tiere zu entwickeln“ (2008), „Unterstützte Kommunikation“ (2008), „Kommunikation geschieht“ (2008), „sagen“ (2008), „sich im Kontakt (...) immer mehr zu öffnen“ (2008), „geben Zuneigung zurück“ (2008), „ermöglicht Integration“ (2008), „Betreuungsalltag“ (2008), „eine Beziehung aufzubauen“ (2008)

- Problematische Interaktion

„zu Gewalt kommt“ (2008), „entstehen schwierige Situationen“ (2008), „Belastungssituationen entstehen“ (2008), „Vorgeschichte (...) aufgebaut hat und (...) eskaliert“ (2008), „Aggression“ (2008), „sehr starke bis starke Verhaltensauffälligkeiten zeigen“ (2008), „Gewalt und Aggression“ (2008), „aggressivem Verhalten“ (2008), „Verhaltensauffälligkeiten zeigen“ (2008), „Betreuungsalltag“ (2008), „Aggression ist (...) Form der Konfliktbewältigung“ (2008), „verletzende Verhaltensweisen“ (2008), „zu Gewalt kommt“ (2008), „eher die Neigung haben, verletzende Verhaltensweisen nach außen oder nach innen zu transportieren“ (2008), „Erfahrung der Ausgrenzung erlitten haben“ (2008), „zu Gewalt kommt“ (2008), „Aggression“ (2008), „Gewalt und Aggression“ (2008), „verletzende Verhaltensweisen“ (2008), „Stimmungsumschlag (...) passiert“ (2008)

- Steigerung von Selbstwert und Erweiterung der Kompetenzen

„jeden Besucher auf eine Uhr untersucht“ (1949), „macht (...) die Bewegung des Pendels nach“ (1949), „Platz finden“ (1998), „sich (...) entwickeln“ (1998),

„zeigen, welche Potentiale in ihnen stecken“ (1998), „Selbstbewußtsein (...) Selbstwert steigt“ (1998), „Verantwortungsbewusstsein für die betreuten Tiere entwickeln“ (2008), „eine Beziehung aufzubauen und Verantwortungsbewusstsein für die betreuten Tiere zu entwickeln“ (2008), „sich im Kontakt (...) immer mehr zu öffnen“ (2008), „sich (...) mehr zu öffnen“ (2008), „Aufmerksamkeit beanspruchen kann“ (2008), „Aggression ist (...) Form der Konfliktbewältigung“ (2008), „sicher fühlen“ (2008)

Es fällt auf:

- Gelingende Interaktion ist stringentes Thema bzw. Anliegen dieses Bereichs. Schon im ältesten Sample werden sowohl Beispiele von positiv als auch von negativ konnotierten Interaktionen dargestellt, wobei die Deutung der Situationen von den VerfasserInnen der Artikel vorgenommen wird: „freuen sich“ (1949), „herzlich lachen“ (1949), „schauen einen böse und misstrauisch an“ (1949), „die Kinder verstanden sie“ (1957)

Schon im Textbeispiel von 1949 findet sich beispielsweise die Schilderung einer Dialogsequenz (Begrüßung, Frage nach der Uhr, Zeigen der Uhr, Freude): „begrüßt“ (1949), „jeden Besucher auf eine Uhr untersucht“ (1949), „macht (...) die Bewegung des Pendels nach“ (1949), „sie horchen lässt“ (1949), „gibt (...) Handkuss“ (1949), „strahlen einen so lieb (...) an“ (1949)

- Interaktionskompetenzen von Menschen mit geistiger Behinderung werden schon früh thematisiert, in einem weiten Ausmaß jedoch erst in späteren Samples beschrieben. Am Beginn steht eine starke Betonung von gestisch - mimischen Aktivitäten. Im chronologischen Verlauf weitet sich die Variationsbreite der Darstellungen von emotional - sozialen Aktivitäten und Kommunikationsmöglichkeiten: „zappelt vor Vergnügen“ (1949), „schauen einen böse und misstrauisch an“ (1949), „strahlen einen so lieb (...) an“ (1949), „Problem ist, zumindest für die, die es geistig mitbekommen [das Abschiednehmen, Anm. ER]“ (1978), „die es merken, wenn ein Neuer kommt“ (1978), „über sich ein bißchen nachdenken können“ (1978), „über Erfolge in der Arbeit reden und Probleme zu klären und zu beheben“ (1988), „haben die Möglichkeit zur Begegnung“ (1998), „in die Lage versetzt werden (...) richtig zu interpretieren“ (2008), „Verwendung von Symbolen“ (2008), „sich im

Kontakt (...)immer mehr zu öffnen“ (2008), „geben Zuneigung zurück“ (2008) „ermöglicht Integration“ (2008)

- In späteren Samples wird auch die individuelle Bedeutsamkeit / kommunikative Notwendigkeit von negativen Äußerungen und Verhaltensweisen beschrieben und so der Blick auf den Menschen mit geistiger Behinderung differenzierter. Auch die Realität von Problemsituationen wird angesprochen: *„entstehen schwierige Situationen“ (2008), „Belastungssituationen entstehen“ (2008), „Vorgeschichte (...) aufgebaut hat und (...) eskaliert“ (2008), „Aggression“ (2008), „sehr starke bis starke Verhaltensauffälligkeiten zeigen“ (2008), „Aggression ist (...) Form der Konfliktbewältigung“ (2008), „Stimmungsumschlag (...) passiert“ (2008)*
- Es lassen sich Tendenzen einer vermehrten Reflexion bezüglich sozial - emotionaler Aktivitäten feststellen. Dies betrifft einerseits das Formale, in dem die VerfasserInnen in ihrem Fokus vom Taxierenden zum Deskriptiven wandern: *„zappelt vor Vergnügen“ (1949), „schauen einen böse und misstrauisch an“ (1949), „Rolle oder Stereotypie, in der sie dahinleben“ (1978), „sich (...) über viele kleine Dinge wirklich freuen können“ (1978), „erfassen, ob sie etwas falsch oder richtig gemacht haben“ (1978), „in die Lage versetzt werden (...) richtig zu interpretieren“ (2008), „Verwendung von Symbolen“ (2008), „Kommunikation geschieht“ (2008)*

Es tangiert jedoch auch das Inhaltliche, indem hier differenzierter auf die entsprechenden Äußerungen oder Aktivitäten der Menschen mit geistiger Behinderung eingegangen wird bzw. diese selbst zu Wort kommen: *„freuen sich“ (1949), „die es merken, wenn ein Neuer kommt“ (1978), „Aussicht auf eigene Wohnung spornt an und tröstet über vieles hinweg“ (1988), „über Erfolge in der Arbeit reden und Probleme zu klären und zu beheben“ (1988), „sich im Kontakt (...)immer mehr zu öffnen“ (2008), „eine Beziehung aufzubauen“ (2008), „Vorgeschichte (...) aufgebaut hat und (...) eskaliert“ (2008), „Aggression ist (...) Form der Konfliktbewältigung“ (2008), „eher die Neigung haben, verletzende Verhaltensweisen nach außen oder nach innen zu transportieren“*

(2008), „Erfahrung der Ausgrenzung erlitten haben“ (2008), „Stimmungsumschlag (...) passiert“ (2008)

- Auch sozial - emotionale Fähigkeiten wie Selbstbewusstsein, Verantwortungsbewusstsein, Selbstreflexion oder Kontaktbereitschaft werden dezidiert in späteren Samples angesprochen: „*Problem ist, zumindest für die, die es geistig mitbekommen [das Abschiednehmen, Anm. ERJ]“ (1978), „die es merken, wenn ein Neuer kommt“ (1978), „über sich ein bißchen nachdenken können“ (1978), „erfassen, ob sie etwas falsch oder richtig gemacht haben“ (1978), „positive Rückmeldungen“ (1998), „in die Lage versetzt werden (...) richtig zu interpretieren“ (2008), „eine Beziehung aufzubauen und Verantwortungsbewusstsein für die betreuten Tiere zu entwickeln“ (2008), „sich im Kontakt (...) immer mehr zu öffnen“ (2008), „eine Beziehung aufzubauen“ (2008), „Erfahrung der Ausgrenzung erlitten haben“ (2008), „sicher fühlen“ (2008)*
- Die Relevanz eines Umfelds, das emotionalen Rückhalt gibt, entsprechende funktionale Rahmenbedingungen schafft und so Möglichkeiten zur adäquaten Kommunikation / Interaktion bietet, wird thematisiert: „*Aussicht auf eigene Wohnung spornt an und tröstet über vieles hinweg“ (1988), „über Erfolge in der Arbeit reden und Probleme zu klären und zu beheben“ (1988), „haben die Möglichkeit zur Begegnung“ (1998), „positive Rückmeldungen“ (1998), „in die Lage versetzt werden (...) richtig zu interpretieren“ (2008), „Verwendung von Symbolen“ (2008), „Unterstützte Kommunikation“ (2008), „Kommunikation geschieht“ (2008), „Integration“ (1998), „Betreuungsalltag“ (2008), „Aggression ist (...) Form der Konfliktbewältigung“ (2008)*

negative Formulierungen

Im Bereich der Verwendung von Negativismen lässt sich folgender Verlauf anhand der Sampleteile nachvollziehen, der eine permanente Reduzierung und Relativierung der Defizitorientierung beschreibt.

Menschen mit geistiger Behinderung als Leidende

„plagen ihn“ (1949), „fesseln ihn schwere Anfälle“ (1949), „leidet“ (1949), „hat (...) einen Anfall“ (1949)

Menschen mit geistiger Behinderung als Mängelwesen

„Mit dem Sprechen will es (...) nicht werden“ (1949), „noch nicht fähig den Löffel zum Mund zu führen“ (1949), „liegt noch im Wickelkissen“ (1949), „vor einem halben Jahr konnte er noch gehen“ (1949), „Sprechen kann er auch nicht“ (1949), „wurde als hoffnungsloses (...) Kind erklärt“ (1949)

Menschen mit geistiger Behinderung als Menschen mit relativierten Mängeln

„können teilweise nicht sprechen“ (1978), „geben nur unverständliche Laute von sich“ (1978), „selbst nicht können“ (1978), „kann Augen nicht fixieren“ (1978), „operiert wurden“ (1978), „können nicht vermitteln“ (2008)

Es fällt auf:

- Am Beginn steht die leidende Person, die auch in ihrer Persönlichkeit kaum zugänglich ist: *„plagen ihn“ (1949), „fesseln ihn schwere Anfälle“ (1949), „leidet“ (1949), „hat (...) einen Anfall“ (1949)*
- Sie wird zur mangelhaften Person. Dieser Mangel ist greifbarer, „geerdeter“ als das Leiden: *„Mit dem Sprechen will es (...) nicht werden“ (1949), „noch nicht fähig den Löffel zum Mund zu führen“ (1949), „liegt noch im Wickelkissen“ (1949), „vor einem halben Jahr konnte er noch gehen“ (1949), „Sprechen kann er auch nicht“ (1949), „wurde als hoffnungsloses (...) Kind erklärt“ (1949)*
- Aus der (absolut) mangelhaften Person wird eine Person mit relativen Mängeln. Es werden etwa Mankos in Bereichen der Selbständigkeit, Kommunikationsfähigkeit oder denen des Sprechens oder Sehens thematisiert: *„können teilweise nicht sprechen“ (1978), „geben nur unverständliche Laute von sich“ (1978), „kann Augen nicht fixieren“ (1978), „können nicht vermitteln“ (2008)*

10.3.4 Untersuchung der Gruppen auf Gemeinsamkeiten hin, Finden von subsumierenden Überschriften

Veränderung in Bezug auf Gemeinsamkeit

Das gemeinsame Tun lässt sich als prägendes Moment in einigen Bereichen nachweisen. In der Alltagsversorgung drückt es sich in der verstärkten Möglichkeit der Teilhabe aus, wenn auch nicht immer alle in einer aktiven Rolle zu finden sind. Neue Wohnformen und -strukturen begünstigen ebenfalls Sozialoptionen, die wiederum Gemeinsames fördern. Im Bereich der Arbeit wird der Mensch mit geistiger Behinderung in steigendem Ausmaß zur mitarbeitenden Person. Ein Abbau hierarchischer Strukturen ist zu erkennen. Auch im Feld der Interaktion und Kommunikation lässt sich diese Erweiterung als ein Einlassen aufeinander darstellen, in dem die Diversitäten der Kommunikation oder unterschiedliche Arten von Emotionsäußerungen als Optionen im Miteinander gesehen werden. Im Segment der beforschten Negativismen lässt sich die Relativierung der Defizite als die Suche nach mehr Gemeinsamem auffassen.

Veränderung in Bezug auf Selbstbestimmungsmöglichkeit

Das Miteinander ist eng mit dem Aspekt der Mitbestimmung verbunden. So wird auch der Selbstbestimmungsmöglichkeit im Lauf der Zeit immer mehr Rechnung getragen. Als Teil dieser Entwicklung lässt sich eine Erweiterung und Ausdifferenzierung der Möglichkeiten der Selbstbestimmung im Tagesablauf (Versorgung, Arbeit, Freizeit) nachvollziehen. Tagesstrukturen erfahren so individuellere Prägungen. Durch die Sequenzierung von Tätigkeiten wird die Möglichkeit von selbständigem Aktivwerden verbessert. Auch auf dem Gebiet des Wohnens ist eine gewisse Option auf Selbstbestimmung von Relevanz, was die Präferenz oder Gestaltung von Wohnformen angeht. In Bezug auf Kommunikation wirken sich die Abnahme von einseitig - deutenden Herangehensweisen, die Entwicklung neuer Technologien und die Berücksichtigung des Situationskontextes im Hinblick auf Selbstbestimmungsmöglichkeiten förderlich aus.

Veränderung in Bezug auf Individuelle Kompetenz und Bedeutsamkeit

Eng verknüpft mit dem Segment der Selbstbestimmungsmöglichkeit sind die Themen „persönliche Kompetenz“ und „individuelle Bedeutsamkeit“. Diese

treten im Speziellen durch die Abwertung von Nützlichkeitsparametern oder durch die Präferenz von nichtökonomischen Maßstäben deutlicher hervor. Gleiche Tätigkeiten erfahren so im historischen Verlauf unterschiedliche Bewertungen. Nicht die Perfektion, sondern die persönliche Relevanz wird wesentlich und nach einem „Pars pro toto“ - Prinzip wird nicht nur die Erreichung des Ganzen als Ziel gewertet, sondern auch schon ein Teilergebnis, die Teilhabe bzw. der Weg. In den Bereichen Arbeit und Interaktion wird dies besonders deutlich. In Letzterem zeigt sich besonders die Notwendigkeit der Anerkennung von individueller Bedeutsamkeit, um das gemeinsame Leben konstruktiv gestalten zu können. Ein entsprechend ausgestattetes Umfeld erleichtert hier die Realisierung.

Veränderung in Bezug auf Prozessorientierung

Prozessorientiertheit nimmt im Verlauf der Entwicklung immer mehr den Platz einer vorher gültigen Ergebnisorientiertheit ein. Dieses Faktum zeigt sich dies besonders durch die Auffaltung des Alltags als pädagogisches Feld. Bezogen auf Freizeitgestaltung ist die gestiegene Bedeutung der Weiterentwicklung von Kulturtechniken ein Signum hierfür. Im Wohnbereich erweisen sich Flexibilisierung und Erweiterung von Wohnoptionen als wesentliche Neuerungen in diesem Sinn. Besonders auf dem Gebiet der Interaktion ist die Prozessorientiertheit ein wesentlicher Faktor, auch im Bewusstsein der Tatsache, dass nicht alles immer finalisiert oder beantwortet werden kann. Bezogen auf die Relativierung von negativen Formulierungen, lässt sich hier die Aufweichung von festgeschriebenen Defizitzuweisungen als entsprechendes Entwicklungsmerkmal wieder finden. Generell lässt sich auch das Spürbarwerden von Explorationstendenzen, auf die später noch näher eingegangen wird, als Zeichen dieser Novellierung werten.

Veränderung in Bezug auf Strukturierung

Struktur war natürlich auch schon historisch ein wesentlicher Faktor in der Lebenswelt von Menschen mit geistiger Behinderung. Sie zeigte sich etwa im Tagesablauf oder im stark altersbezogen reglementierten Wechsel zu unterschiedlichen Wohnhäusern (Neues Martinstift, Altes Martinstift, Friedenshort). Veränderte Gestaltungen von Versorgungshandlungen, Arbeitsprozessen oder Freizeitaktivitäten führten auch zu Modifizierungen in der

Gestaltung von Strukturen. Für viele Menschen mit geistiger Behinderung bietet diese Entwicklung, etwa durch Sequenzierung, den Vorteil von erhöhter Transparenz, was wiederum auch vermehrte Möglichkeit der Reaktionen oder Teilhabe bringt. Strukturierung kann sich in verschiedenen Ebenen, etwa zeitlich oder räumlich, abspielen. Vertraute Unterteilungen erleichtern Orientierung und Adaption und lassen so auch Raum für persönlichen Fortschritt zu.

Veränderung in Bezug auf Differenzierung

Sowohl inhaltlich als auch formal lassen sich in diesem Bereich Veränderungen dokumentieren. Handlungen, die von Menschen mit geistiger Behinderung gesetzt werden, erfahren im positiven Sinn neue Bewertungen in ihrer Relevanz. Ein Grund hierfür ist auch die Möglichkeit der Individualisierung. Die Diversität von Wohnformen, die verschiedenen Möglichkeiten der Freizeitgestaltung oder die Entstehung neuer Arbeitsbereiche sind ebenfalls Zeichen dieser Tendenz. Auf dem Feld der Interaktion wird die Notwendigkeit und Wichtigkeit differenzierter Zugänge und Optionen, etwa in Bezug auf Deutung, Kontextbedingungen oder Kompetenzrealisierung, besonders ersichtlich. Deutlich tritt die Tatsache der Differenzierung auch in der Relativierung von Negativismen zu Tage.

Veränderung in Bezug auf Exploration

Viele der schon vorher genannten Faktoren ermöglichen eine gesicherte Basis für Aktivitäten, die die Ausweitung des Wirkungsradius (intern und / oder extern) zur Folge haben. So kann etwa die externe Exploration in der Erkundung und dem Kennenlernen der näheren und weiteren Umgebung liegen und bis hin zum Bereisen fremder Länder führen. Die Konfrontation mit veränderten Lebensumständen in neuen Wohnformen zählt ebenfalls dazu. Aber auch ein (neues) Bekanntwerden mit der Welt in sich, eine Art innere Exploration, etwa in Momenten intensiver Zuwendung / Entspannung, kann Resultat dieser Möglichkeiten sein. Auch das Kennenlernen und sich Einlassen auf bisher unbekannte Tätigkeiten gehört in diesen Kontext. Damit ist zugleich eine emotional - soziale Stärkung verbunden, die weitere Schritte ermöglichen kann. So werden im Interaktions- und Kommunikationsbereich für alle TeilnehmerInnen ebenfalls neue Optionen sichtbar.

Veränderung in Bezug auf Komplexität

Als wesentliches Merkmal der oben geschilderten Entwicklung erweist sich die Steigerung von Komplexität. Eindeutige Zuordnungen lassen sich immer schwerer vornehmen. Komponenten werden vermehrt in ihren Überlagerungen und Schnittstellen wahrgenommen. Die Beeinflussung verschiedener Aktivitätsbereiche durch eine Vielzahl von relevanten Faktoren soll an dieser Stelle nur beispielhaft angeführt werden:

Die empathisch - emotionale Komponente von Versorgungshandlungen, die soziale Komponente von Freizeitaktivitäten, die emotionale Komponente der Interaktion oder die therapeutische und emotionale Komponente von Arbeit und Beschäftigung.

10.3.5 Resümee bezüglich Aktivitäten / Tätigkeiten

Der prozessuale Kontext, der den oben genannten Spezifika inhärent ist, soll nun als Resümee noch einmal deutlich gemacht werden.

Vom Zentralen zum Gemeinsamen

Ein verbindender Konnex bleibt bestehen, ändert sich jedoch in seiner hierarchischen Ausrichtung und gleicht Ebenen an.

Von der Fremdbestimmtheit zur Selbstbestimmungsmöglichkeit

Diese Entwicklung ist grundsätzlich ein Resultat der neuen Wahrnehmung von Menschen mit (geistiger) Behinderung. Wesentliche Werkzeuge sind die Rahmenbedingungen für eine gelingendere Kommunikation und Interaktion

Vom Allgemeinen zum Individualisierten

Obwohl Gemeinsames besteht, soll dieses doch auch für das Einzelindividuum Feld zur Realisierung eigener Stärken und Projektionsfläche für die Darstellung persönlicher Bedeutsamkeiten bieten können.

Vom Endprodukt zum Prozess

Die gesetzte Aktivität, die vor dem Erreichen eines Zieles steht, wird wesentlicher Handlungs - und Bedeutungsraum. Ihre Struktur bietet Möglichkeit für vielgestaltige Teilhabeformen.

Vom Ganzen zur sequenzierten Struktur

Zu Großes überfordert, auch uns. Ein Aufbrechen in kleine Einheiten kann hier Durchschaubarkeit, Teilhabe, Verantwortlichkeit oder Selbstsicherheit ermöglichen und so eine Basis für neue Herausforderungen darstellen.

Vom Gleichförmigen zum Differenzierten

Personalmangel und oft wenige Möglichkeiten zur Differenzierung in funktionalen Bereichen mögen historisch Gründe für frühere Homogenisierungstendenzen in der Arbeit mit Menschen mit geistiger Behinderung gewesen sein. Dem gegenüber lässt sich in der aktuellen Geschichte das Potential für und die Potentialschaffung durch Differenzierung als wesentliches Merkmal heilpädagogischer Arbeit bewerten.

Vom Ruhenden zur Exploration

Natürlich soll hier nicht einem blinden Aktivismus das Wort gesprochen werden, ein ruhiges Nest als Start - und Landepunkt von „Ausflügen“ ist wichtig. Doch nach langen Phasen der eher begrenzten Möglichkeiten in der Vergangenheit zeigt sich in der jüngeren Geschichte die Relevanz dieser Optionsentwicklung.

Vom Wenigdimensionierten zum Vielgestaltigen

Die Vernetzung von Lebensbereichen wird in der Lebensrealität von Menschen mit geistiger Behinderung besonders deutlich (gesundheitlicher Zustand – emotionaler Status – Aktivitätslevel – soziale Einbindung –...). So erscheint diese Umgestaltungstendenz nur als logisches Offenlegen von bisher latent im Personalen Vorhandenem. Die Struktur wird so in hohem Maß den Bedürfnissen der Einzelnen gerecht.

11 Abschließendes zu den Ergebnissen

Werden nun die in der Forschungsarbeit extrahierten Entwicklungstendenzen zusammengefasst und verglichen, so können entsprechende Similaritäten und Parallelitäten ausgemacht werden. Neue Erkenntnisse sind aus den Ergebnissen nicht zu extrahieren. Eine Erkenntnissättigung ist eingetreten, was laut Kleining auch das Ende des Forschungsprozesses indiziert (vgl. Kleining 1995, 280).

Aus den drei Teilresümees lassen sich nun folgende zentrale Entwicklungsrichtungen ausmachen.

Dezentralisierung & Integration:

Sie umfassen die Tendenzen:

Vom Zentralen zum Gemeinsamen Von der Dependenz zur Interdependenz Vom Ausschnitt zum Ganzen
--

Menschen mit Behinderung werden als Menschen nicht (nur) in ihrer Besonderheit wahrgenommen. Ihr Abhängigkeitsstatus verliert an Relevanz. So können sie aktiver Part eines gesellschaftlichen Ganzen und in Teilhabe eingebunden werden. Auch wird versucht räumliche Absonderung zu vermindern oder aufzuheben.

Emanzipation & Kompetenzsteigerung:

Sie umfasst die Tendenzen:

Von der Fremdbestimmtheit zur Selbstbestimmungsmöglichkeit Von der Fremdbestimmtheit zur Eigenbestimmtheit

In einer neuen Selbst - und Fremdwahrnehmung finden Menschen mit geistiger Behinderung sich in einer Rolle wieder, die den Umgang mit einem Mehr an Optionen und auch an Verantwortlichkeiten zur Folge hat. Entsprechende personale und instrumentell - funktionale Rahmenbedingungen stellen eine wichtige Basis dafür dar.

Diversifizierung & Differenzierung

Sie umfasst die Tendenzen:

Vom Wenigdimensionierten zum Vielgestaltigen
Von der Wenigdimensioniertheit zur Vielgestaltigkeit
Vom Extremen zum Ausdifferenzierten
Vom Gleichförmigen zum Ausdifferenzierten
Vom Allgemeinen zum Individualisierten
Vom Ganzen zur sequenzierten Struktur.
Vom Externen zum Internen

Egalisierende Schlagworte oder krasse Formulierungen werden der Lebensrealität der Menschen mit geistiger Behinderung nicht mehr gerecht. Das Einzelindividuum ist relevant und notwendige Hilfe und Unterstützung kann nur in einer adäquaten Differenzierung sinnvoll geschehen. Die passende Strukturierung stellt hierbei einen wichtigen Nexus dar.

Flexibilisierung & Aktivierung

Sie umfasst die Tendenzen:

Vom Endprodukt zum Prozess
Vom Statischen zum Dynamischen
Vom Ruhenden zur Exploration

Im ganz persönlichen Lebensvollzug bedeutet dies, Raum zur Entfaltung von Fähigkeiten auch in Minimalschritten erkennen zu können und zu fördern. Im großen Kontext zeigen sich die Unsicherheit in Bezug auf bisher Gültiges und das Faktum beständig möglicher Veränderung als wesentliche Charakteristika der derzeitigen Gesellschaft. Für Menschen mit geistiger Behinderung stellt dies gleichzeitig Herausforderung und Chance dar.

Die Einordnung exemplarischer Items in einer Matrix soll helfen die Forschungsergebnisse in einem Gesamtkontext darzustellen.

g.	Individualtheoretische Perspektive Medizinisch / Caritatives Modell			Sozialtheoretische Perspektive Interaktionsmodell		Sozialtheoretische Pe Interaktionmodell un Parameter	
g. se	Normalisierung			Deinstitutionalisierung Ansätze von Selbstbestimmung		Empowermen Integration Inklusion	
	1949	1957	1968	1978	1988	1998	

Dezentralisierung und Integration

Vom Zentralen zum Gemeinsamen

g	wird gebracht, versorgt	XXX	XXX	gemeinsames Frühstück, kriegen Frühstück	gemeinsames Vorbereiten und Fertigmachen	mitgestalten können	Kom tion g
---	----------------------------	-----	-----	---	---	------------------------	---------------

Von der Dependenz zur Interdependenz

g	Pflegling	Kinder	Menschen- brüder	Mensch (...) abgestempelt einkaserniert	wir, alle, Bewohner	die Gruppe, Mitarbeiter- Innen	Mens Erfar Aus erlitt
---	-----------	--------	---------------------	---	------------------------	--------------------------------------	--------------------------------

Vom Ausschnitt zum Ganzen

g	Bazillenträger Kranke, Defizite	XXX	Lahme, Krüppel, Spastiker, Epileptiker	Mensch, der ein Handicap hat, Burschen	Bewohner, Mann	Betreute, behinderte Mitarbeiter- Innen	Mens Beh
	1949	1957	1968	1978	1988	1998	

Emanzipation und Kompetenzsteigerung							
Von der Fremdbestimmtheit zur Eigenbestimmtheit							
Von der Fremdbestimmtheit zur Selbstbestimmungsmöglichkeit							
	passives Empfangen, werden als hoffungslos erklärt	verstehen Zuwendung	musikalische Versuche	sich über etwas freuen können, kriegen das Frühstück	versch. Freizeit -aktivitäten	legen selber fest, was sie gerne machen wollen	Verantwortung für Entscheidungen
	hat so viel Sonniges an sich, Aufzählung von Defiziten	frohes Leben, passives Empfangen	unartikulierte Laute, verzerrte Gesichter	Unfähigkeit Sprechen / Gehen, über sich nachdenken können	selbstbest. Lebensgestaltung, fühle mich wohl	Selbstbewusstsein, Selbstwert, selbständig	Kommunikation, Beziehung, Selbstverwirklichung
	1949	1957	1968	1978	1988	1998	

Diversifizierung & Differenzierung							
Von der Wenigdimensioniertheit zur Vielgestaltigkeit							
	lieb, gut, von Herzen freundlich	körperlich, geistig behindert	entstellt, unartikulierte, bizarr	wirkt normal; erfassen, ob falsch oder richtig	es geht abwechselnd gut und schlecht, verschiedene Vorlieben	verschiedene Präferenzen, gespürter Freiraum	empfinden, Atmung, Beziehung
	schauen, sitzen, gehen, lachen, spielen	XXX	musikalische Versuche	sitzen, arbeiten Spaziergang	eigene Ideen, Tagesstruktur	versch. Arbeiten im Cafe	Tierbegegnung, Aggressionen

g	Vom Extremen zum Ausdifferenzierten						
g	Prinzesslein, Elendsten, durchs Leid Verklärte	elendsten Geschöpfchen	Elend dieser Welt , entstelltes Antlitz	männliche Behinderte, Mensch, der ein Handicap hat	ich, Bewohner, Mann in meinem Alter	Mitarbeiter- Innen, Bügel- und Textilgruppe, BewohnerIn	Mens. Ausg erfahr her Ve
g	Vom Gleichförmigen zum Ausdifferenzierten						
g	gehen, , sitzen, strahlen, lachen	XXX	XXX	Basteln, Spaziergang	Teilnahme an Ausflügen, Festen	versch. Arbeiten im Cafe	Re Agg
g	Vom Allgemeinen zum Individuellen						
g	gehen, sitzen, strahlen, schauen	Kinderleben	musikalische Versuche	arbeiten, spazieren gehen	Arbeiten im Alltag (Garten, Haus, Arbeit), über Probleme reden	Kenntnisse aneignen, versch. Arbeiten im Cafe	vers der A (S Ma
g	Vom Ganzen zur sequenzierten Struktur						
g	spielen, sitzen, gehen	Kinderleben	musikalische Versuche	arbeiten, gemeinsames Frühstück	Struktur von Frühstück oder Arbeit	versch. Arbeitsteilung in der Cafearbeit	Betre T
g	Vom Externen zum Internen						
g	jämmerliches, missgestaltet , große Augen	körperlich und geistig behindert	entstellt, bizarr, unartikulierte	Flackeraugen, bewegungsge- stört, über sich nachdenken, gelähmt	zufrieden, mehr oder weniger gut aufgelegt	motiviert, hochgeschätzt	rotes Kopf stim Übe for
	1949	1957	1968	1978	1988	1998	

g.	Individualtheoretische Perspektive Medizinisch / Caritatives Modell			Sozialtheoretische Perspektive Interaktionsmodell		Sozialtheoretische Pe Interaktionmodell un Parameter	
g. se	Normalisierung			Deinstitutionalisierung Ansätze von Selbstbestimmung		Empowermen Integration Inklusion	
	1949	1957	1968	1978	1988	1998	

Dezentralisierung und Integration

Vom Zentralen zum Gemeinsamen

g	wird gebracht, versorgt	XXX	XXX	gemeinsames Frühstück, kriegen Frühstück	gemeinsames Vorbereiten und Fertigmachen	mitgestalten können	Kom tion g
---	----------------------------	-----	-----	---	---	------------------------	---------------

Von der Dependenz zur Interdependenz

g	Pflegling	Kinder	Menschen- brüder	Mensch (...) abgestempelt einkaserniert	wir, alle, Bewohner	die Gruppe, Mitarbeiter- Innen	Mens Erfar Aus erlitt
---	-----------	--------	---------------------	---	------------------------	--------------------------------------	--------------------------------

Vom Ausschnitt zum Ganzen

g	Bazillenträger Kranke, Defizite	XXX	Lahme, Krüppel, Spastiker, Epileptiker	Mensch, der ein Handicap hat, Burschen	Bewohner, Mann	Betreute, behinderte Mitarbeiter- Innen	Mens Beh
	1949	1957	1968	1978	1988	1998	

Die genannten Richtungen und Eckpunkte in der Entwicklung heilpädagogischer Arbeit, mit besonderem Blick auf die Rolle der Menschen mit geistiger Behinderung, sind auch wichtige Wegweiser für Prozesse, denen es speziell in Phasen wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Unsicherheiten und Krisen zu begegnen gilt.

12 Literatur

ADA – Americans with Disabilities Act (1990) :
URL: <http://www.ada.gov/pubs/ada.htm> (9.1 2010)

ALTSTAEDT-KRIWET, Ingeborg (1992): Institution In: DUPUIS, Gregor; KERKHOFF, Winfried (Hrsg.). Enzyklopädie der Sonderpädagogik, der Heilpädagogik und ihrer Nachbargebiete, Berlin. 314

BACH, Heinz (2004): Paradigmenuche der Sonderpädagogik zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts In : SCHNOOR, Heike; ROHRMANN, Eckhard (Hrsg.) (2004): Sonderpädagogik : Rückblicke Bestandsaufnahmen Perspektiven. Bad Heilbrunn / Obb. 27 - 30

BAUDISCH, Winfried (2000): Vom schweren Weg der Deinstitutionalisierung. In: BUNDSCHUH, Konrad (Hrsg.): Wahrnehmen. Verstehen. Handeln. Perspektiven für die Sonder- und Heilpädagogik im 21. Jahrhundert. Bad Heilbrunn/ Obb. 241 - 247

BERNHARDT Dörte, NIEHAUS Mathilde, SCHMAL Andreas (2004): Zur Umsetzung von Chancengleichheit und Empowerment in europäischen Initiativen für Menschen mit Behinderung In : SCHNOOR, Heike; ROHRMANN, Eckhard (Hrsg.) (2004): Sonderpädagogik : Rückblicke Bestandsaufnahmen Perspektiven. Bad Heilbrunn / Obb. 211 - 218

BEWOHNERVERTRETUNG: <http://www.bewohnervertretung.at/index.php?id=19>
(9.1. 2010)

BIEWER, Gottfried (2009): Grundlagen der Heilpädagogik und Inklusiven Pädagogik. Bad Heilbrunn.

BLEIDICK, Ulrich (1986): Einführung in die Behindertenpädagogik. Stuttgart

BLEIDICK, Ulrich (1999): Behinderung als pädagogische Aufgabe – Behinderungsbegriff und behindertenpädagogische Theorie. Stuttgart

BLEIDICK, Hans (2001b): Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben behinderter Menschen – Ideengeschichtliche Betrachtungen zur Behindertenpädagogik. In: WACHTEL, Grit/ DIETZE, Sigrid (Hrsg.): Heil- und Sonderpädagogik – auch im 21. Jahrhundert eine Herausforderung. Aktuelle Denksätze in der Sonder- und Heilpädagogik und ihre historischen Wurzeln. Weinheim, Basel. 11 - 23

BLEIDICK, Ulrich (2006) : Behinderung In: ANTOR, Georg / BLEIDICK, Ulrich (Hrsg.): Handlexikon der Behindertenpädagogik. Schlüsselbegriffe aus Theorie und Praxis. Stuttgart. 79 - 81

BOBAN, Ines/ HINZ, Andreas (2003): Index für Inklusion. Lernen und Teilhabe in der Schule der Vielfalt entwickeln. Halle - Wittenberg

BRAUNE, Gerhard (1940): Denkschrift für Adolf Hitler vom 9. Juli 1940 In: EVANGELISCHES DIAKONIEWERK Gallneukirchen (Hrsg.): Verlegt und ermordet. Behinderte Menschen als Opfer der Euthanasie im Dritten Reich. Eine Dokumentation aus dem Evangelischen Diakoniewerk Gallneukirchen anlässlich des „Tags des Gedenkens für die Opfer der Euthanasie 1941“ am 25. Jänner 1991 in Gallneukirchen. Gallneukirchen. 29 - 39

BUNDESMINISTERIUM für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (2003) : Bericht der Bundesregierung über die Lage der behinderten Menschen in Österreich . Wien

BUNDSCHUH, Konrad (2006): Durch (An)sprache zum Verstehen. In: GRUNTZ - STOLL, Johannes (Hrsg.): Verwahrlost, beziehungsge­stört, verhaltensoriginell. Zur Sprachwahl in der Heil- und Sonderpädagogik. Bern/ Stuttgart/ Wien. 93 - 122

CLOERKES, Günther (2003) : Zahlen zum Staunen. Die deutsche Schulstatistik. In: CLOERKES, Günther (Hrsg.): Wie man behindert wird. Texte zur Konstruktion einer sozialen Rolle und zur Lebenssituation betroffener Menschen. Soziologie der Behinderten Bd.1 – Heidelberg. 11 - 23

CLOERKES , Günther unter Mitwirkung von Kai Felkendorff und Reinhard Markowetz (2007): Soziologie der Behinderten : Eine Einführung. – Heidelberg.

DATEN und FAKTEN Evangelisches Diakoniewerk Gallneukirchen (2007) :
http://www.diakoniewerk.at/assets/DKWAllgemein/download/Daten_Fakten_Stand_09_07.pdf
URL: <http://www.diakoniewerk.at/de/630/#Info-Folder> (9.1.2010)

DE GROEF, Johan (2004): Wo Heteronomie war, soll Autonomie werden? Geistig Behinderte spiegeln uns, was es bedeutet, ein verlangendes Subjekt zu sein In: AHRBECK, Bernd / RAUH, Bernhard (Hrsg.) (2004): Behinderung zwischen Autonomie und Angewiesensein. Stuttgart. 145 - 155

DEDERICH, Markus (2000): Behinderung - Medizin - Ethik. Behindertenpädagogische Reflexionen zu Grenzsituationen am Anfang und Ende des Lebens. Bad Heilbrunn

DEDERICH, Markus (2007): Disability Studies und Integration .In: behinderte Menschen (Zeitschrift) 3 - 4/ 2007. 30.Jg. 22 - 31

DEGENER, Theresia (2001): „Gesunder“ juristischer Menschenverstand? Über den Terror der Normalität und Steuerungsfunktion von Rechts- und Sozialnormen am Beispiel der wrongful-birth Rechtsprechung. In: SCHILDMANN, Ulrike (Hrsg.): Normalität, Behinderung und Geschlecht. Ansätze und Perspektiven der Forschung, Opladen. 43 - 61

DEKLARATION der Menschenrechte UNHCR
URL:<http://www.humanrights.ch/home/de/Instrumente/AEMR/Text/content.html>
(9.1.2010)

DEKLARATION von Madrid
URL: <http://www.enusp.org/documents/harassment/madrid.htm> (9.1.2010)

DIMDI (Deutsches Institut für Dokumentation und Information in der Medizin)
URL : <http://www.dimdi.de/static/de/klassi/icf/index.htm> (9.1.2010)

DOLCH, Franz Sr. (1981): Zu dieser Veröffentlichung. In: Der Gallneukirchner Bote / Sonderfolge DIAKONIEWERK GALLNEUKIRCHEN (Hrsg.):. Gnadentod 1941 – eine Denkschrift. Gallneukirchen. 25 - 30

DOLCH, Franzi Sr. (1991): Briefe von Angehörigen der Euthanasieopfer- eine Auswahl. In: EVANGELISCHES DIAKONIEWERK Gallneukirchen (Hrsg.): Verlegt und ermordet. Behinderte Menschen als Opfer der Euthanasie im Dritten Reich. Eine Dokumentation aus dem Evangelischen Diakoniewerk Gallneukirchen anlässlich des „Tags des Gedenkens für die Opfer der Euthanasie 1941“ am 25. Jänner 1991 in Gallneukirchen. Gallneukirchen. 9 - 14

DÖRNER, Klaus (2006): Leben in der „Normalität“ – ein Risiko?. In: THEUNISSEN, Georg / SCHIRBORT, Kerstin (Hrsg.): Inklusion von Menschen mit geistiger Behinderung. Zeitgemäße Wohnformen - Soziale Netze - Unterstützungsangebote . Stuttgart. 97 - 102

DÖRNER, Klaus (2007): „Verantwortung vom Letzten her“. Warum meine Anerkennung des Behinderten zu kurz springt und Solidarität überspringt oder wie professionelle Praxis mit Behinderten durch Emmanuel Levinas vollständiger zu begründen ist. In: DEDERICH, Markus/ GRÜBER, Karin (Hrsg.): Herausforderungen. Mit schwerer Behinderung leben. Frankfurt. 175 - 189

DUISBURGER ERKLÄRUNG (2003): In: HÄHNER, Ulrich et al. (Hrsg.): Vom Betreuer zum Begleiter. Eine Neuorientierung unter dem Paradigma der Selbstbestimmung. Marburg. 103f.

EISENBERGER, Jörg (1999): USTA – Problemaufriß. Variablen Mitarbeiter/-innen und Leitung. In: EISENBERGER, Jörg et al (Hrsg.): Das Normalisierungsprinzip – vier Jahrzehnte danach. Veränderungsprozesse stationärer Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung. Reutlingen. 157 - 173

ELLGER-RÜTTGARDT, Sieglind Luise (2008): Geschichte der Sonderpädagogik. Eine Einführung. München.

EVANGELISCHES DIAKONIEWERK GALLNEUKIRCHEN (Hrsg.) (1999): Die Anfänge des Diakoniewerks. Gallneukirchen. 9 -11

FELKENDORFF, Kai (2003): Ausweitung der Behinderungszone: Neuere Behinderungsbegriffe und ihre Folgen. In: CLOERKES, Günther (Hrsg.): Wie man behindert wird. Texte zur Konstruktion einer sozialen Rolle und zur Lebenssituation betroffener Menschen. Soziologie der Behinderten Bd.1. Heidelberg. 25 - 52

FEUSER, Georg (2000): „Geistige Behinderung“ im Widerspruch In: GREVING, Heinrich/ GRÖSCHKE, Dieter (Hrsg.): Geistige Behinderung – Reflexion zu einem Phantom. Ein interdisziplinärer Diskurs um einen Problembegriff. Bad Heilbrunn / Obb. 141 - 166

FEYERER, Ewald (2004): Qualitäten integrativer Schulen. In: FEYERER, Ewald/ PRAMMER, Wilfried (Hrsg.): Qualität und Integration. Beiträge zum 8. PraktikerInnenforum. Linz. 155 - 168

FISCHER, Erhard (2003): „Geistige Behinderung“ – Fakt oder Konstrukt? Sichtweisen und aktuelle Entwicklungen. In: FISCHER, Erhard (Hrsg.): Pädagogik für Menschen mit Behinderung. Sichtweisen – Theorien – Aktuelle Herausforderungen. Oberhausen. 7 - 35

FISCHER, Erhard (2007): Basale Pädagogik In: THEUNISSEN, Georg/ KULIG, Wolfgang/ SCHIRBORT, Kerstin (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart. 38 - 39

FORNEFELD, Barbara (2002): Einführung in die Geistigbehindertenpädagogik. München – Basel.

FORNEFELD, Barbara (2007): Was geschieht mit dem „Rest“? Anfragen an die Behindertenpolitik In: DEDERICH, Markus/ GRÜBER, Karin (Hrsg.): Herausforderungen. Mit schwerer Behinderung leben. Frankfurt. 39 - 53 und 75 - 85

FRAGNER, Josef (2007): Disability Studies. In: behinderte Menschen (Zeitschrift) 3 - 4 / 2007.1

FRAGNER, Josef (2008): Wrongful birth. Wenn das Kind zum Schadensfall wird. In: behinderte Menschen (Zeitschrift) 2/ 2008. 30 - 37

GÄBLER, Gerhard (1977): Der Behindertenbereich im Diakoniewerk - Gegenwärtige und zukünftige Aufgaben. In: EVANGELISCHES DIAKONIEWERK Gallneukirchen (Hrsg.): zueinander... Festschrift anlässlich der Eröffnung des Behindertenheimes EMMAUS und der Mitarbeiter- Wohnhäuser auf dem Linzerberg . Gallneukirchen. 15 - 21.

GÄBLER, Gerhard (1991): Die Aktion Gnadentod in Gallneukirchen. In: EVANGELISCHES DIAKONIEWERK Gallneukirchen (Hrsg.): Verlegt und ermordet. Behinderte Menschen als Opfer der Euthanasie im Dritten Reich. Eine Dokumentation aus dem Evangelischen Diakoniewerk Gallneukirchen anlässlich des „Tags des Gedenkens für die Opfer der Euthanasie 1941“ am 25. Jänner 1991 in Gallneukirchen. Gallneukirchen. 25 - 28

GESCHICHTE DES DIAKONIEWERKS

URL : <http://www.diakoniewerk.at/de/627/> (9.1.2010)

GOBIET, Werner/ RUDLOF, Peter (2006): Vom Gnadentod zu „Leben wie andere auch“. Menschen mit Behinderung in der Steiermark von 1945 bis 2005: In PRETTENTHALER – ZIEGERHOFER, Anita (Hrsg.) : Menschen mit Behinderung. Leben wie andere auch? Graz. 13 - 29

GREVING, Heinrich (2004): Von der Erziehung zur Assistenz – Wandel der Sprache oder Verwandlungen der Botschaften? In: GREVING, Heinrich/ MÜRNER Christian / RÖDLER Peter (Hrsg.): Zeichen und Gesten – Heilpädagogik als Kulturthema. Gießen. 64 - 81

GREVING, Heinrich/ GRÖSCHKE, Dieter (2004) (Hrsg.): Geistige Behinderung – Reflexion zu einem Phantom. Ein interdisziplinärer Diskurs um einen Problembegriff. Bad Heilbrunn / Obb.

GREVING, Heinrich/ MÜRNER Christian / RÖDLER Peter (2004): Vorwort. In: GREVING, Heinrich/ MÜRNER Christian / RÖDLER Peter (Hrsg.): Zeichen und Gesten – Heilpädagogik als Kulturthema. Gießen. 7 - 11

GREVING, Heinrich (2006): Professionelles Sprechen über Behinderung. Eine unmögliche Notwendigkeit? In: GRUNTZ - STOLL, Johannes (Hrsg.): Verwahrlost, beziehungsgestört, verhaltensoriginell. Zur Sprachwahl in der Heil- und Sonderpädagogik. Bern/ Stuttgart/ Wien. 17 - 33

GRÖSCHKE, Dieter (2000): Geistige Behinderung- Zur Problematisierung einer anthropologischen Grundfigur- oder „Austreibung des Geistes“ aus der Geistigbehindertenpädagogik? In: GREVING, Heinrich/ GRÖSCHKE, Dieter (Hrsg.): Geistige Behinderung – Reflexion zu einem Phantom. Ein interdisziplinärer Diskurs um einen Problembegriff . Bad Heilbrunn / Obb. 9 -17

GRÖSCHKE, Dieter (2007a): Normalisierung In: THEUNISSEN, Georg/ KULIG, Wolfgang/ SCHIRBORT, Kerstin (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart. 242 - 243

HAEBERLIN, Urs (2005): Grundlagen der Heilpädagogik. Einführung in eine wertgeleitete erziehungswissenschaftliche Disziplin. Bern/ Stuttgart/ Wien.

HÄHNER, Ulrich (2003a): Überlegungen zur Entwicklung einer Kultur der Begleitung. In: HÄHNER, Ulrich et al. (Hrsg.): Vom Betreuer zum Begleiter. Eine Neuorientierung unter dem Paradigma der Selbstbestimmung. Marburg. 121 - 151

HÄHNER, Ulrich (2003b): Von der Verwahrung über die Förderung zur Selbstbestimmung. Fragmente zur geschichtlichen Entwicklung der Arbeit mit "geistig behinderten Menschen" seit 1945 In: HÄHNER, Ulrich et al. (Hrsg.): Vom Betreuer zum Begleiter. Eine Neuorientierung unter dem Paradigma der Selbstbestimmung. Marburg. 25 - 51

HENSLE, Ulrich / VERNOOIJ, Monika A.(2000): Einführung in die Arbeit mit behinderten Menschen I. Theoretische Grundlagen. Wiebelsheim.

HILLENBRAND, CLEMENS (1999): Paradigmenwechsel in der Sonderpädagogik? Eine wissenschaftstheoretische Kritik. In: Zeitschrift für Heilpädagogik (Zeitschrift) 5 / 1999.(Jg .50). 240 - 246

HINZ, Andreas (2006): Integration und Inklusion. In: WÜLLENWEBER, Ernst/ THEUNISSEN, Georg/ MÜHL, Heinz (Hrsg.): Pädagogik bei geistigen Behinderungen. Ein Handbuch für Studium und Praxis. Stuttgart. 251 - 261

HINZ, Andreas (2007): Integration In: THEUNISSEN, Georg/ KULIG, Wolfgang/ SCHIRBORT, Kerstin (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart.173 - 174

HOFMÜLLER, Gretha / STEKL, Hannes (1982): Ausschliessung, Förderung, Integration. Historische Wurzeln von Einstellungen gegenüber Behinderten. In: FORSTER, Rudolf/ SCHÖNWIESE, Volker (Hrsg.) (1982): Behindertenalltag - wie man behindert wird. Wien. 111 - 130
bidok - Volltextbibliothek. Wiederveröffentlichung im Internet.
URL : <http://bidok.uibk.ac.at/library/hofmueller-ausschliessung.html> (9.1.2010)

HOLLENWEGER, Judith (2003a): Behindert, arm und ausgeschlossen. Bilder und Denkfiguren im internationalen Diskurs zur Lage behinderter Menschen. In: CLOERKES, Günther (Hrsg.): Wie man behindert wird. Texte zur Konstruktion einer sozialen Rolle und zur Lebenssituation betroffener Menschen. Soziologie der Behinderten Bd.1 – Heidelberg. 140 - 164

HOLLENWEGER, Judith (2003b): Die Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit (ICF): Ein neues Modell von Behinderung (Teil I) In: Schweizerische Zeitschrift für Heilpädagogik (Zeitschrift) 10/ 2003. 4 - 8

HÖLZEL, Kurt (1973): Wie sieht es heute im Evangelischen Diakoniewerk Gallneukirchen aus? In: EVANGELISCHE PFARRGEMEINDE Gallneukirchen/ EVANGELISCHES DIAKONIEWERK Gallneukirchen (Hrsg.): Auf dein Wort hin.100 Jahre Evangelische Gemeinde Diakonische Arbeit Gallneukirchen . Gallneukirchen. 73 - 8

HÖLZEL, Kurt (1977): Das Diakoniewerk Gallneukirchen – ein Gesamtüberblick. In: EVANGELISCHES DIAKONIEWERK Gallneukirchen (Hrsg.): zueinander.... Festschrift anlässlich der Eröffnung des Behindertenheimes EMMAUS und der Mitarbeiter-Wohnhäuser auf dem Linzerberg . Gallneukirchen. 7 - 12

ICF: Classification of Functioning, Disability and Health
http://www.dimdi.de/dynamic/de/klasi/downloadcenter/icf/endafassung/icf_endafassung-2005-10-01.pdf (6.9.2009)
URL: <http://www3.who.int/icf/onlinebrowser/icf.cfm?undefined&version=14>
(9.1.2010)

JAHRESBERICHT 2007: Evangelisches Diakoniewerk Gallneukirchen
<http://www.diakoniewerk.at/assets/DKWAllgemein/download/Jahresbericht2007.pdf>
URL: <http://www.diakoniewerk.at/de/630/#Jahresberichte> (9.1.2010)

JAHRESBERICHT 2008: Evangelisches Diakoniewerk Gallneukirchen
<http://www.diakoniewerk.at/assets/DKW-Allgemein/download/Jahresbericht2008.pdf>
URL: <http://www.diakoniewerk.at/de/630/#Jahresberichte> (9.1.2010)

JAKOBS, Hajo (2004): Mikrologische Heilpädagogik – Heilpädagogische Mikrologie? Oder: „Nur wenn, was ist, sich ändern lässt, ist das, was ist, nicht alles“. In: GREVING, Heinrich/ MÜRNER Christian / RÖDLER Peter (Hrsg.): Zeichen und Gesten – Heilpädagogik als Kulturthema. Gießen. 29 - 47

JAKOBS, Hajo (2006): Anstaltswesen. In: ANTOR, Georg; BLEIDICK, Ulrich (Hrsg.): Handlexikon der Behindertenpädagogik. Schlüsselbegriffe aus Theorie und Praxis. Stuttgart. 393 – 394

JANTZEN, Wolfgang (2000): Geistige Behinderung ist kein Phantom - Über die soziale Wirklichkeit einer naturalisierten Tatsache. In: GREVING, Heinrich/ GRÖSCHKE, Dieter (Hrsg.): Geistige Behinderung – Reflexion zu einem Phantom. Ein interdisziplinärer Diskurs um einen Problembegriff . Bad Heilbrunn / Obb. 167 - 179

JANTZEN, Wolfgang (2003): „...die da dürstet nach Gerechtigkeit“. Deinstitutionalisierung in einer Großeinrichtung der Behindertenhilfe. Berlin.

JELTSCH-SCHUDEL, Barbara (2004): Klinische Heilpädagogik: unüblich als Begriff, vernachlässigt als Bereich, herausfordernd als Aufgabe. In: GREVING, Heinrich/ MÜRNER Christian / RÖDLER Peter (Hrsg.): Zeichen und Gesten – Heilpädagogik als Kulturthema. Gießen. 178 - 190

JÜRGENS, Andreas (2004): Von der paternalistischen Behindertenfürsorge zum Behindertengleichstellungsgesetz – Paradigmenwechsel in der Behindertenpolitik In : SCHNOOR, Heike; ROHRMANN, Eckhard (Hrsg.) (2004): Sonderpädagogik : Rückblicke Bestandsaufnahmen Perspektiven Bad Heilbrunn / Obb. 353 - 364

KATZENBACH, Dieter (2004): Anerkennung, Missachtung und geistige Behinderung. Sozialphilosophische Perspektiven auf den so genannten Paradigmenwechsel in der Behindertenpädagogik In: AHRBECK, Bernd / RAUH, Bernhard (Hrsg.) (2004): Behinderung zwischen Autonomie und Angewiesensein. Stuttgart. 127 - 144

KERKHOFF, Gregor: Heilpädagogik In: DUPUIS, Gregor; KERKHOFF, Winfried (Hrsg.) (1992): Enzyklopädie der Sonderpädagogik, der Heilpädagogik und ihrer Nachbargebiete, Berlin. 274

KLEIN, Ferdinand (2004). Zur Entwicklung der jüngeren Heilpädagogik als Praxis und Wissenschaft In: GÄCH, Angelika (Hrsg.): Phänomene des Wandels: Wozu Heilpädagogik und Sozialtherapie herausgefordert sind. Luzern.13 - 29

KLEINING, Gerhard (1994): Qualitativ – heuristische Sozialforschung. Schriften zur Theorie und Praxis. Hamburg.

KLEINING, Gerhard (1995): Lehrbuch Entdeckende Sozialforschung. Band 1 Von der Hermeneutik zur qualitativen Heuristik. Weinheim.

KOBI, Emil E. (1993): Grundfragen der Heilpädagogik. Eine Einführung in heilpädagogisches Denken. Bern/ Stuttgart/ Wien.

KOBI, Emil E. (1999): Heilpädagogik als, mit, im System. Luzern.

KOBI, Emil E. (2006): Sprachmatt? In: GRUNTZ - STOLL, Johannes (Hrsg.): Verwahrlost, beziehungsgeört, verhaltensoriginell. Zur Sprachwahl in der Heil- und Sonderpädagogik. Bern/ Stuttgart/ Wien.123 – 153

KRISPL, Michael (2007): Diskriminierungsschutz In: HOFER, Hansjörg (Hrsg.): Alltag mit Behinderung. Ein Wegweiser für alle Lebensbereiche. Wien. 237 - 273.

KUHN , Thomas S. (1988) : Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. revidierte und um das Postskriptum von 1969 ergänzte Auflage. Frankfurt/ Main

KULIG, Wolfram (2006) : Soziologische Anmerkungen zum Inklusionsbegriff in der Heil – und Sonderpädagogik. In: THEUNISSEN, Georg / SCHIRBORT, Kerstin (Hrsg.): Inklusion von Menschen mit geistiger Behinderung. Zeitgemäße Wohnformen - Soziale Netze - Unterstützungsangebote . Stuttgart. 49 - 55.

LEITBILD DIAKONIEWERK: Evangelisches Diakoniewerk Gallneukirchen
http://www.diakoniewerk.at/assets/DKWAllgemein/download/Diakoniewerk_Leitbild.pdf
URL:<http://www.diakoniewerk.at/de/630/#Info-Folder> (9.1.2010)

LEITZIELE BEHINDERTENHILFE: Evangelisches Diakoniewerk Gallneukirchen
http://www.diakoniewerk.at/assets/DKWAllgemein/download/Leitziele_Behindertenhilfe.pdf
URL: <http://www.diakoniewerk.at/de/630/#Info-Folder> (9.1.2010)

LINDMEIER, Bettina; LINDMEIER, Christian (2006): Geistige Behinderung, Geistigbehinderte, Geistigbehindertepädagogik In: ANTOR, Georg; BLEIDICK, Ulrich (Hrsg.): Handlexikon der Behindertepädagogik. Schlüsselbegriffe aus Theorie und Praxis. Stuttgart. 134 -138

LINDMEIER, Christian (1993): Behinderung – Phänomen oder Faktum?. Bad Heilbrunn.

LINDMEIER, Christian (2007): ICF In: THEUNISSEN, Georg/ KULIG, Wolfgang/ SCHIRBORT, Kerstin (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart.165 - 167

LINGG, Georg (2007): Psychiatrie In: THEUNISSEN, Georg/ KULIG, Wolfgang/ SCHIRBORT, Kerstin (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart. 272 - 273

MAAS, Theodorus (2007): Community Care In: THEUNISSEN, Georg/ KULIG, Wolfgang/ SCHIRBORT, Kerstin (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart. 59 – 60

MALL, Winfried (1997) : Sensomotorische Lebensweisen. wie erleben Menschen mit geistiger Behinderung sich und ihre Umwelt? ; Werkheft . Heidelberg.

MARKOWETZ, Reinhard (2007): Inklusion und soziale Integration von Menschen mit Behinderungen, In: CLOERKES , Günther unter Mitwirkung von Kai Felkendorff und Reinhard Markowetz: Soziologie der Behinderten : Eine Einführung. Heidelberg. 207 - 278.

MENSCHEN MIT BEHINDERUNG: Evangelisches Diakoniewerk Gallneukirchen
URL http://www.diakoniewerk.at/de/Menschen_mit_Behinderung/ (9.1.2010)

MÖCKEL, Andreas (2001): Behinderung und moderne Gesellschaft. In: WACHTEL, Grit/ DIETZE, Sigrid (Hrsg.): Heil- und Sonderpädagogik – auch im 21. Jahrhundert eine Herausforderung. Aktuelle Denkansätze in der Sonder- und Heilpädagogik und ihre historischen Wurzeln. Weinheim, Basel. 38 - 50

MÖCKEL, Andreas (2007): Geschichte der Heilpädagogik oder Macht und Ohnmacht der Erziehung. Stuttgart.

MÜHL, Heinz (2003): Entwicklung und Standort der Geistigbehindertenpädagogik innerhalb der (Sonder)pädagogik. In: FISCHER, Erhard (Hrsg.): Pädagogik für Menschen mit Behinderung. Sichtweisen – Theorien – Aktuelle Herausforderungen. Oberhausen. 36 - 59

MÜHL, Heinz (2006): Merkmale und Schweregrade geistiger Behinderung. In: WÜLLENWEBER, Ernst/ THEUNISSEN, Georg/ MÜHL, Heinz (Hrsg.): Pädagogik bei geistiger Behinderungen. Ein Handbuch für Studium und Praxis. Stuttgart. 128 - 141

MÜHL, Heinz (2007): Mehrfache Behinderung In: THEUNISSEN, Georg/ KULIG, Wolfgang/ SCHIRBORT, Kerstin (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart. 219 - 220

MÜLLER, Klaus E. (1996) : Der Krüppel. Ethnologia passionis humanae. behinderter Menschen. München.

MÜRNER, Christian (2003) :Medien – und Kulturgeschichte behinderter Menschen. Sensationslust und Selbstbestimmung. Weinheim, Basel, Berlin

NEUHÄUSER, Gerhard (2000): Geistige Behinderung aus medizinischer Sicht In: GREVING, Heinrich/ GRÖSCHKE, Dieter (Hrsg.): Geistige Behinderung – Reflexion zu einem Phantom. Ein interdisziplinärer Diskurs um einen Problembegriff . Bad Heilbrunn / Obb. 31 - 38

NEUMANN, Johannes (1999): Von der Variabilität eines Begriffs- 40 Jahre Normalisierungsprinzip. In: EISENBERGER, Jörg et al (Hrsg.): Das Normalisierungsprinzip – vier Jahrzehnte danach. Veränderungsprozesse stationärer Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung. Reutlingen. 9 - 36

NIEDECKEN, Dietmut (1998): Namenlos. Geistigbehinderte verstehen. Berlin

NIEHOFF, Ulrich (2003): Grundbegriffe selbstbestimmten Lebens In: HÄHNER, Ulrich et al. (Hrsg.): Vom Betreuer zum Begleiter. Eine Neuorientierung unter dem Paradigma der Selbstbestimmung. 53 - 64

OPP, Günther (2007): Heilpädagogik In: THEUNISSEN, Georg/ KULIG, Wolfgang/ SCHIRBORT, Kerstin (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart. 158 - 160

PFEFFER, Werner (1988): Förderung schwer geistig Behinderter. eine Grundlegung. Würzburg.

PÖRTNER, Marlis (2007): Brücken bauen. Menschen mit geistiger Behinderung verstehen und begleiten. Stuttgart.

PÖRTNER, Marlis (2008): Ernstnehmen Zutrauen Verstehen. Personenzentrierte Haltung im Umgang mit geistig behinderten und pflegebedürftigen Menschen. Stuttgart.

PROCHAZKA, Heinrich (1973): Statistischer Überblick über die Behinderten im Diakoniewerk. In: EVANGELISCHE PFARRGEMEINDE Gallneukirchen/ EVANGELISCHES DIAKONIEWERK Gallneukirchen (Hrsg.): Auf dein Wort hin. 100 Jahre Evangelische Gemeinde Diakonische Arbeit Gallneukirchen. Gallneukirchen. 84 -101

REICHER, Hannelore (2006): Sonderpädagogik – Integrationspädagogik - Inklusionspädagogik: In PRETTENTHALER – ZIEGERHOFER, Anita (Hrsg.) : Menschen mit Behinderung. Leben wie andere auch? Graz .113 - 121

RÖDLER, Peter (2000): „Geistig behindert“ – nicht wahr, aber wirklich In: GREVING, Heinrich/ GRÖSCHKE, Dieter (Hrsg.): Geistige Behinderung – Reflexion zu einem Phantom. Ein interdisziplinärer Diskurs um einen Problembegriff. Bad Heilbrunn / Obb.180 - 201

ROHRMANN, Eckhard (1996): Gemeinwesenorientierte Arbeit mit Menschen, die wir geistig behindert nennen. Auftrag und Aufhebung der Idiotenpädagogik Edouard Séguin. In : Zeitschrift für Heilpädagogik 11 /Jg. 47. 442 - 449

ROHRMANN, Eckhard (2004): Dialog der Generationen – 40 Jahre sonderpädagogischer Diskurs aus heutiger Sicht In : SCHNOOR, Heike; ROHRMANN, Eckhard (Hrsg.) (2004): Sonderpädagogik : Rückblicke Bestandsaufnahmen Perspektiven. Bad Heilbrunn / Obb.17 - 25

RÖSNER, Hans-Uwe (2004): Behindert sein als kulturelles Wahr-Zeichen. Umriss einer dekonstruktiven Kritik. In: GREVING, Heinrich/ MÜRNER Christian / RÖDLER Peter (Hrsg.): Zeichen und Gesten – Heilpädagogik als Kulturthema. Gießen. 209 - 225

SACK, Rudi (2003b): Normalisierung der Beziehungen. Menschen mit geistiger Behinderung und ihre Begleiter. In: HÄHNER, Ulrich et al. (Hrsg.): Vom Betreuer zum Begleiter. Eine Neuorientierung unter dem Paradigma der Selbstbestimmung. Marburg. 105 - 119.

SANDER, Alfred (2001): Von der Integrativen zur Inklusiven Bildung . Internationaler Stand und Konsequenzen für die sonderpädagogische Förderung in Deutschland

URL: <http://bidok.uibk.ac.at/library/sander-inklusion.html> (9.1.2010)

SCHEIBNER, Ulrich (2004): Zeichen. Sprache. Verständigung und Sprachlosigkeit. Kommunikation im besonderen Sprachraum der Werkstätten für behinderte Menschen. In: GREVING, Heinrich/ MÜRNER Christian / RÖDLER Peter (Hrsg.): Zeichen und Gesten – Heilpädagogik als Kulturthema. Gießen. 82 - 97

SCHLACHTER, Erwin (1981): Ein Wort zu Grundsteinlegung für das Neue Martinstift. In: Der Gallneukirchner Bote / Sonderfolge DIAKONIEWERK GALLNEUKIRCHEN (Hrsg.): Gnadentod 1941 – eine Denkschrift. Gallneukirchen. 69 - 75

SCHMUHL, Hans Walter (2007): Schwer behindert, schwerbehindert, schwerstbehindert. Begriffsgeschichtliche Betrachtungen zu den feinen Unterschieden in der Benennung von Menschen mit Behinderung In: DEDERICH, Markus/ GRÜBER, Karin (Hrsg.): Herausforderungen. Mit schwerer Behinderung leben. Frankfurt. 39 -53 und 23 - 37

SCHUMANN, Ira (2007): Disability, Behinderung In: THEUNISSEN, Georg/ KULIG, Wolfgang/ SCHIRBORT, Kerstin (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart. 79 - 80

SEIDEL, Michael (2003): Die Internationale Qualifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit. In: Geistige Behinderung (Zeitschrift) 3 / 2003. 244 -254

SINASON, Valerie (2000): Geistige Behinderung und die Grundlagen menschlichen Seins. Berlin.

SPECK, Otto (2001): Ein Jahrhundert Heilpädagogik unter normativem Einfluss. In: WACHTEL, Grit/ DIETZE, Sigrid (Hrsg.): Heil- und Sonderpädagogik – auch im 21. Jahrhundert eine Herausforderung. Aktuelle Denkansätze in der Sonder- und Heilpädagogik und ihre historischen Wurzeln. Weinheim, Basel. 24 - 37

SPECK, Otto (2003): System Heilpädagogik. Eine ökologisch reflexive Grundlegung. München.

SPECK, Otto (2004): Sonderpädagogisches Expertentum in Frage gestellt – Ein heilsamer Schock! In : SCHNOOR, Heike; ROHRMANN, Eckhard (Hrsg.) (2004): Sonderpädagogik: Rückblicke Bestandsaufnahmen Perspektiven. Bad Heilbrunn / Obb. 59 - 63

SPECK, Otto (2006): Heilpädagogik In: ANTOR, Georg / BLEIDICK, Ulrich (Hrsg.): Handlexikon der Behindertenpädagogik. Schlüsselbegriffe aus Theorie und Praxis. Stuttgart. 92 - 93

SPECK, Otto (2007): Geistige Behinderung In: THEUNISSEN, Georg/ KULIG, Wolfgang/ SCHIRBORT, Kerstin (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart. 136 - 137

STADLER, Hans (2001): Vom „Krüppel“ zum Körperbehinderten – Zur Entwicklung der „Krüppelfürsorge“ unter dem Einfluss des Christentums. In: WACHTEL, Grit/ DIETZE, Sigrid (Hrsg.): Heil- und Sonderpädagogik – auch im 21. Jahrhundert eine Herausforderung. Aktuelle Denkansätze in der Sonder- und Heilpädagogik und ihre historischen Wurzeln. Weinheim, Basel. 64 - 98

STAHLMANN, Martin (2004): Fahren ohne Stadtplan. Heilpädagogisches Handeln ohne Wegweiser. In: GREVING, Heinrich/ MÜRNER Christian / RÖDLER Peter (Hrsg.): Zeichen und Gesten – Heilpädagogik als Kulturthema. Gießen. 48 - 63

STEINEBACH, Christoph (2000): Psychologie und „Geistige Behinderung“ In: GREVING, Heinrich/ GRÖSCHKE, Dieter (Hrsg.): Geistige Behinderung – Reflexion zu einem Phantom. Ein interdisziplinärer Diskurs um einen Problembegriff. Bad Heilbrunn / Obb. 39 - 51

STEINER, Gusti (2004): Heilpädagogik: Nein, Danke!!! In: SCHNOOR, Heike; ROHRMANN, Eckhard (Hrsg.): Sonderpädagogik: Rückblicke Bestandsaufnahmen Perspektiven. Bad Heilbrunn / Obb. 53 - 57

STINKES, Ursula (2000): Selbstbestimmung – Vorüberlegungen zur Kritik einer modernen Idee In: BUNDSCHUH, Konrad (Hrsg.): Wahrnehmen. Verstehen. Handeln. Perspektiven für die Sonder- und Heilpädagogik im 21. Jahrhundert. Bad Heilbrunn/ Obb. 169 - 192.

STÖRMER, Norbert (2007): Anstalten In: THEUNISSEN, Georg/ KULIG, Wolfgang/ SCHIRBORT, Kerstin (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart. 24 - 25

STRACHOTA, Andrea (2002): Heilpädagogik und Medizin. Eine Beziehungsgeschichte. Wien.

STRASSMEIER, Walter (2000): Geistige Behinderung aus pädagogischer Sicht In: GREVING, Heinrich/ GRÖSCHKE, Dieter (Hrsg.): Geistige Behinderung – Reflexion zu einem Phantom. Ein interdisziplinärer Diskurs um einen Problembegriff . Bad Heilbrunn / Obb. 52 - 60.

THEUNISSEN, Georg (2006a) : Empowerment In: ANTOR, Georg / BLEIDICK, Ulrich (Hrsg.): Handlexikon der Behindertenpädagogik. Schlüsselbegriffe aus Theorie und Praxis. Stuttgart. 81 - 83

THEUNISSEN, Georg (2006b) : Inklusion – Schlagwort oder zukunftsweisende Perspektive? In: THEUNISSEN, Georg / SCHIRBORT, Kerstin (Hrsg.): Inklusion von Menschen mit geistiger Behinderung. Zeitgemäße Wohnformen - Soziale Netze - Unterstützungsangebote . Stuttgart. 13 - 40

THEUNISSEN, Georg (2006c) : Zeitgemäße Wohnformen- soziale Netze- Bürgerschaftliches Engagement. In: THEUNISSEN, Georg / SCHIRBORT, Kerstin (Hrsg.): Inklusion von Menschen mit geistiger Behinderung. Zeitgemäße Wohnformen - Soziale Netze - Unterstützungsangebote . Stuttgart. 59 - 69

THEUNISSEN, Georg (2007a): Deinstitutionalisierung In: THEUNISSEN, Georg/ KULIG, Wolfgang/ SCHIRBORT, Kerstin (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart. 67 - 68

THEUNISSEN, Georg (2007b): Empowerment In: THEUNISSEN, Georg/ KULIG, Wolfgang/ SCHIRBORT, Kerstin (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart. 94

THEUNISSEN, Georg (2007c): Inklusion In: THEUNISSEN, Georg/ KULIG, Wolfgang/ SCHIRBORT, Kerstin (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart. 171 - 172

THEUNISSEN, Georg (2007d): Intellektuelle Behinderung In: THEUNISSEN, Georg/ KULIG, Wolfgang/ SCHIRBORT, Kerstin (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart. 177

THEUNISSEN, Georg (2007e): Mental Retardation In: THEUNISSEN, Georg/ Wolfgang/ SCHIRBORT, Kerstin (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart. 224

THEUNISSEN, Georg/ PLAUTE Wolfgang (2002): Handbuch Empowerment und Heilpädagogik Freiburg im Breisgau.

THEUNISSEN, Georg/ SCHIRBORT Kerstin (2006) : Vorbemerkung In: THEUNISSEN, Georg / SCHIRBORT, Kerstin (Hrsg.): Inklusion von Menschen mit geistiger Behinderung. Zeitgemäße Wohnformen - Soziale Netze - Unterstützungsangebote . Stuttgart. 7 - 9

THIMM, Walter (1999) :Epidemiologie und soziokulturelle Faktoren. Vorbemerkung In: NEUHÄUSER, Gerhard / STEINHAUSEN, Hans - Christoph (Hrsg.): Geistige Behinderung. Grundlagen. Klinische Syndrome. Behandlung und Rehabilitation. Stuttgart. 9 – 25

TITSCHER, Stefan et al (1998): Methoden der Textanalyse. Leitfaden und Überblick. Opladen.

UNESCO (1994): Die Salamanca Erklärung und der Aktionsrahmen zur Pädagogik für besondere Bedürfnisse angenommen von der Weltkonferenz „ Pädagogik für besondere Bedürfnisse: Zugang und Qualität „, Salamanca, Spanien, 7 – 10. Juni 1997 bidok - Volltextbibliothek. Wiederveröffentlichung im Internet.

URL : <http://bidok.uibk.ac.at/library/unesco-salamanca.html> (9.1. 2010)

UNESCO (2006): Guidelines for Inclusion. Ensuring Access to Education for All.

URL: <http://unesdoc.unesco.org/images/0014/001402/140224e.pdf> (10.12. 2009)

UNESCO (2009):Policy Guidelines on Inclusion in Education.

URL: <http://unesdoc.unesco.org/images/0017/001778/177849e.pdf> (10.12.2009)

UNO (1948) . Erklärung der Menschenrechte

URL : <http://www.un.org/Depts/german/grunddok/ar217a3.html> (9.1. 2010)

UNO (1959): Declaration of the Rights of the Child

URL: <http://www.cirp.org/library/ethics/UN-declaration/> (9.12.2009)

UNO (1993) Standard Rules

URL: www.un.org/esa/socdev/enable/dissre00.htm (10.1.2010)

: www.forsea.de/aktuelles/un_standard_rules.shtml (10.1.2010)

UNO (1995) Übereinkommen über die Rechte des Kindes

URL:http://www.un.org/depts/german/menschenrechte/crc_c15add.43.pdf (10.12.2009)

UNO (2006): Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung

URL : www.un.org/disabilities/default.asp?navid=12&pid=150 (10.12.2009)

VANJA, Christina (2007): Vom Hospital zum Betreuten Wohnen – Die institutionelle deutsch Versorgung behinderter Menschen seit dem frühen Mittelalter. In: CLOERKES, Günther/ KASTL Jörg Michael (Hrsg.): Leben und Arbeiten unter erschwerten Bedingungen. Menschen mit Behinderungen im Netz der Institutionen. 79 - 100

WALTHER, Helmut (2003): Selbstverantwortung – Selbstbestimmung – Selbständigkeit. Bausteine für eine veränderte Sichtweise von Menschen mit einer Behinderung In: HÄHNER, Ulrich et al. (Hrsg.): Vom Betreuer zum Begleiter. Eine Neuorientierung unter dem Paradigma der Selbstbestimmung. Marburg. 69 - 90

WEDENIG, Barbara / BERGHOFER, Werner (2004): People First. Ein österreichweiter Vernetzungsworkshop von Selbstvertretungsgruppen. In: FEYERER, Ewald/ PRAMMER, Wilfried (Hrsg.): Qualität und Integration. Beiträge zum 8. PraktikerInnenforum. Linz. 431 - 435

13 Abbildungen

Abbildung 1: Länderübergreifende Kategorien der OECD	87
Abbildung 2 : Die Komponenten der ICF und ihre Wechselwirkungen	88
Abbildung 3 : Übersicht über Teilbereiche bzw. Aufbau der ICF	89
Abbildung 4: Ergebnismatrix.....	177

14 Quellentexte

BARTH, Helmut/ KOLARZYK, Robert (1988): Zwei Bewohner erzählen. In: Diakonie. Zeitschrift für Freunde und Mitarbeiter des Evangelischen Diakoniewerks Gallneukirchen (Zeitschrift). Oktober /1988. 5 - 6

BRUNNER, Helga/ ETZLSTORFER, Sabine (2008): An Grenzen kommen. In: Diakonie. Die Zeitschrift für Nächstenliebe in unserer Zeit (Zeitschrift). 6 /1998. 16 – 17

HÖLZEL, Kurt (1968): Eine etwas sonderbare Festansprache. In: Der Gallneukirchner Bote. Blatt für Gemeindeaufbau, Innere Mission und Diakonie (Zeitschrift). 2/1968. 3 – 4

KUMPFMÜLLER, Wolfgang (1978): Nur Zivildienst? In: Der Gallneukirchner Bote. Blatt für Gemeindeaufbau, Innere Mission und Diakonie (Zeitschrift). 3/1978. 3 – 4

SCH., F. Schwester (1949): Aus dem Martinstift. In: Der Gallneukirchner Bote. Blatt für Gemeindeaufbau, Innere Mission und Diakonie (Zeitschrift).1/1949. 4 – 5

SCHARR., F. Schwester (1957): Aus unserem Martinstift. In: Der Gallneukirchner Bote. Blatt für Gemeindeaufbau, Innere Mission und Diakonie (Zeitschrift).1/1957. 2 – 3

SCHÖPF, Verena (1998): Projekt „Kombüse“- ein neuer Dienstleistungszweig der Werkstätte Gallneukirchen. In: Diakonie. Diakoniewerk. Evangelisches Diakoniewerk Gallneukirchen (Zeitschrift). 6 /1998. 18 – 19

SCHWANTNER, Peter (1988): Ein Mitarbeiter im Wohnheim Friedenshort erzählt. In: Diakonie. Zeitschrift für Freunde und Mitarbeiter des Evangelischen Diakoniewerks Gallneukirchen (Zeitschrift). Oktober / 1988. 5

15 Anhang A – Quellentexte

15.1 Text A

SCH., F. Schwester (1949): Aus dem Martinstift. In: Der Gallneukirchner Bote. Blatt für Gemeindeaufbau, Innere Mission und Diakonie (Zeitschrift). 1/1949. 4 – 5

Aus dem Martinstift.

Es ist wohl für Sie eine ganz fremde Welt, in die ich Sie jetzt führe, wenn ich Sie bitte, mit mir einen Gang nach dem Martinstift zu machen. Besuchen wir doch miteinander ein Haus, in dem viel junge und alte Menschen, beladen mit allerlei Not und Elend an Seele, Geist und Körper, eine Heimat gefunden haben. Ganz oben, allein auf einem Hügel, etwa 15 Minuten von Gallneukirchen entfernt, liegt unser Martinstift, von außen einem großen Bauernhof ähnlich.

Früher begrüßte einen schon beim Eintritt ins Haus das fröhliche Geklapper der Webstühle, war doch da unten im Parterre eine schöne Werkstatt, in der alle arbeitsfähigen Kranken mit Weben, Bürstenbinden, Stühle- und Mattenflechten usw. beschäftigt wur-

den. Das traurige Geschehen der Jahre 1940/1941 nahm uns dann alle Kranken weg und bis in das Jahr 1946 beherbergte unser Martinstift gesunde, aber alte, gebrechliche Leutchen. Es war aber auch da eine wunderliche Gesellschaft beisammen, vom hohen General bis hinunter zum Stallknecht, aber jedes in seiner Art hilfsbedürftig. Seit zwei Jahren ist unser Haus nun den Elendesten geöffnet. Wir wollen sie gleich in ihrem großen, heimeligen Tagraum besuchen. Zuerst lesen wir aber miteinander den Spruch, den die eine Wandseite trägt. Er heißt: „Durch Leiden werden Gottes Lieblinge verklärt.“ Und nun sehen wir das häusliche Elend, das sich um uns versammelt, gleich mit andern Augen an, sind sie doch Gottes „Lieblinge“.

Zuerst werden wir natürlich von unserer 4-jährigen Prinzessin begrüßt. Sie tut es auf ihre eigene Weise, indem sie gleich jeden Besucher auf eine Uhr untersucht; dabei macht sie mit ihren Händchen die Bewegung des Pendels nach. Wie strahlt das kleine Menschlein und zappelt vor Vergnügen, wenn ihr Wunsch erraten wird und man sie horchen läßt. Prinzessin wurde vor zirka eineinhalb Jahren von ihrer weinenden Mutter zu uns gebracht, vom Arzt als völlig blödes, unerziehbares, hoffnungsloses Kind erklärt. Heute ist sie unser Sonnenschein, hat sie ja, trotz ihres mangelnden Geistes so viel Sonniges an sich. Mit dem Sprechen will es bei ihr leider nicht werden, doch kann sie schon ganz allein ordentlich essen und — was noch mehr zum Staunen ist — sich an- und ausziehen und wir hoffen zuversichtlich, daß sie zu einfacher häuslicher Arbeit erzogen werden kann.

Ganz anders ist es mit unserm Gernot, der am gleichen Tag wie die Prinzessin bei uns Einzug hielt. Er ist mit seinen neun Jahren noch nicht fähig, den Löffel allein zum Munde zu führen. Auch leidet er unter einem mißgestalteten Körperchen. Ein großer Wassertopf, ein riesiger, aufgetriebener Bauch und ein schweres Herzasthma plagen ihn fortwährend. Kann ein so kümmerliches Menschlein noch fröhlich sein? So fragt man sich unwillkürlich. Schauen Sie doch einmal in seine großen, grauen Augen, da finden Sie die Antwort. Die strahlen einen so lieb und gut und von Herzen fröhlich an, daß einem das Herz recht bewegt wird. Auch der kleine Reinhart bewegt unser Herz, aber nicht durch seine strahlenden Augen. Er liegt mit fünf Jahren noch im Wickelkissen und nur ganz selten kommt ein Lächeln auf das blasse, häßliche Gesichtchen. Meistens stehen drei senkrechte Falten auf der kleinen Stirne und seine Augenlein schauen einen böse und mißtrauisch an. Er ist erst ganz kurze Zeit in unserer Mitte, so daß wir hoffen, daß auch noch aus ihm ein fröhliches Kind wird.

Sein Bett Nachbar ist unser armer Helmut. Vor einem halben Jahre konnte er noch gehen, nun fesseln ihn schwere Anfälle an sein Bitterbrettchen. Gesicht und Gehör hat er auch verloren, dabei ist er ein ausgesprochen hübsches Kind.

Nun wenden wir uns aber dort zum Fensterplatz hin. Da stehen fünf Armstühlchen, darinnen wohlverpackt fünf schwache, elende Gestalten sitzen, unter ihnen das Geschwisterpärchen Hänsel und Gretel. Wenn es auch kümmerliche Menschlein sind, die da sitzen, so haben sie doch auch ihre Freude. Ein altes Band zum Herumdrehen, eine unbrauchbare Feder-schachtel und dergleichen Dinge mehr, sind für sie so große Schätze, wie sie oft ein normales Kind bei seiner schönsten Puppe nicht findet.

Aber schauen wir auch schnell in die Gehschule hinein. Da trappeln die frischeren Kinder herum und spielen mit ihren Raritäten. Alle freuen sich aber, wenn einmal jemand kommt, ihnen übers Köpfchen streicht oder ihnen gar was in den Mund steckt. Fast aber hätten wir unsern Liebling, den kleinen Schneek, vergessen. Wir müssen ihn im Männeraal suchen; ist

doch der arme Kleine von seinen Spielgefährten ausgeschlossen, weil er Diphtheriebazillenträger ist.

Nun aber wollen wir von den Kindern Abschied nehmen, höflich gibt uns das Prinzlein noch einen flüchtigen Handkuß und wir gehen zu den Männern. Hier sind durch schweres Leiden ans Bett gefesselt, die andern sitzen und stehen in ihrem freundlichen Wohnzimmer herum, machen aber, nach ihren Fähigkeiten, immer noch kleine Handreichungen. Karlo und Hans haben es sogar zum Lesen gebracht und Karlo liest jeden Morgen eifrig in seiner Bibel. Hans ist katholisch, darum liest er im Kalender. Jetzt gerade ist es ganz gemütlich bei ihnen, denn im Augenblick hat keiner einen Anfall und jeder kann sich Ihres Besuches freuen. Dort in der Ecke sitzt auch unser Bazillenträger mit einem langen Gesicht. Man sieht ihm an, daß es ihm in dieser Gesellschaft nicht gefällt. Der Kleine scheint ein Zwerglein zu bleiben. Das einzige, was richtig wächst, ist sein Kopf, der auf einem schwachen Körperchen sitzt. Sprechen kann er auch nicht, dafür aber recht herzlich lachen und einen Hunger hat er, daß einem in der heutigen Zeit ganz angst wird.

Doch wir wollen noch einen Besuch bei den alten Weiblein machen. Sie haben ihr Heim auf der andern Seite des Hauses, da, wo früher die geisteskranken Frauen untergebracht waren. Es sind zehn alte, ver-hugelte und verkümmelte Gestalten, die das Leben hier zusammengetragen hat. Viel haben sie wohl mit-gemacht, bis sie hier Feierabend machen durften, aber sie sind lieb und zufrieden. Manchmal, wenn Schwester Johanna mit ihnen Andacht hält, stelle ich mich vor ihre Tür und höre ihrem Morgenlied zu. Wie rührend klingen die alten, dünnen, bleichernen Stimm-chen und immer muß ich denken, daß dies Lied sicherer zum Herzen Gottes dringt wie manch schön gesungener Choral. Um eines bin ich auch immer herzlich froh und zwar darum, daß unsere armen Pflöglinge nichts von der Not und Sorge des täg-lichen Lebens wissen; ihnen ist die Not der Zeit ver-borgen. Wie weit sie ihre eigene Not spüren, wissen wir freilich nicht. Aber eines wissen wir: Unser Herr und Meister hat sie uns ganz besonders ans Herz ge-legt, denn sie sind seine Liebliche, die wir in der Ewigkeit als durchs Leid Verklärte wiederfinden dürfen.

Schw. F. Sch.

15.2 Text B

SCHARR., F. Schwester (1957): Aus unserem Martinstift. In: Der Gallneukirchner Bote.

Blatt für Gemeindeaufbau, Innere Mission und Diakonie (Zeitschrift). 1/1957. 2 – 3

Aus unserem Martinstift

Es ist nicht leicht, von unseren kranken Kindern zu berichten, und doch wage ich es, gewisse Erlebnisse festzuhalten, um unseren Besuchern, denen wir ja nur oberflächliche Besichtigungen bieten können, auch etwas vom inneren und tieferen Geschehen weiterzugeben.

Wenn ich nun von unseren Kindern erzähle, so muß ich auch unseres alten Gabauers gedenken, der in unserem Heim weilte, bevor wir es den elendesten Geschöpfchen öffneten. Alt und verkommen, vom Leben auf die Verbrecherbahn geworfen, kam er im Herbst 1945 zu uns. Durch sein unordentliches, böses Wesen machte er uns viel Not und Sorge. Versammelten wir uns zur Andacht, fing Gabauer an mit Tischen und Stühlen zu rücken, um zu stören. So mußte ich ihn eines Tages hinausweisen. Noch höre ich ihn schimpfen und fluchen. Wenn er nun auch nicht mehr mit Sesseln rücken konnte, so rumorte er vor der Türe herum, bis wir das „Vaterunser“ beteten, dann kam er mit Gepolter herein, um sich an feinen Platz zu setzen. So ging es Tag für Tag. Weihnachten kam. Was wird er uns da aufführen, fragten wir uns. Nun aber merkten wir, daß Gabauer nicht ganz verschlossen war. Er saß bei seinen bescheidenen Gaben, einem Kaffeehäferl, das mit Keks gefüllt war, daneben ein Paar Socken. Die Tränen rollten ihm unaufhörlich über die Backen, und er schluchzte: „So was, so was habe ich noch nie erlebt“. Und doch vermochte auch Weihnachten nicht, die harte Rinde, die sich um sein Herz gelegt hatte, zu sprengen. Das geschah erst, als wir ein ebendes Kind nach dem andern in unser Haus aufnahmen. Da plötzlich erwachte die Barmherzigkeit in unserem Gabauer. Ungeachtet, fast grob wurde sie geübt, aber die Kinder verstanden sie. Kam Gabauer zur Tür herein, so hatte er bald die kleine Gesellschaft um sich und fütterte sie mit allerlei Gutem. Oft strichen seine Hände dabei über die Köpfchen. Wo aber hatte er die guten Sachen immer her, er hatte ja kein Geld, um sie zu kaufen? Ich mußte ihn fragen. Es war das erste Mal, daß er nicht grob und ruppig antwortete, sondern fast mit Freuden sagte: „Ich gehe zu den Bäuerinnen Holz hacken, und da verlange ich etwas dafür“. Der 75jährige Alte ging für die Kinder Holz hacken!

Als unser Haus sich aber immer mehr mit körperlich und geistig behinderten Kindern füllte, wurde die Unruhe unserm alten Gabauer doch zu viel, und er bat, in unser Altersheim Friedenshort gehen zu dürfen. Leider nahm nun seine alte Unruhe und Friedelosigkeit in ihm wieder überhand und er wanderte zwei Jahre von einem Altersheim in das andere.

Eines Tages rief man mich von einem kath. Altersheim an, ich möchte ihn doch besuchen, da er schwer krank dort läge. Ich war dann einige Male bei ihm, doch zeigte er sich unzugänglich und mürrisch wie früher. Als es mit ihm zu Ende ging, rief mich die Schwester an und bat, ich möchte schnell kommen, da

Gabauer noch unbedingt mit mir sprechen wolle. Auf dem Weg zum Sterbebette war es mein sehnlichster Wunsch, hören zu dürfen. „Ich gehe im Frieden heim“. Ich hörte etwas ganz anderes. „Schwester, ich habe es hier und bei euch immer gut gehabt“, sagte er. Ein Dank aus diesem Munde. Ich war erschüttert und ging bewegt nach Hause. Stunden später schlief Gabauer ruhig und still ein. Im Frieden mit Gott? Ich glaube es fest. Hätte er sonst mit uns Menschen Frieden schließen können, mit dem für ihn so schweren Wort: „Ich habe es bei euch gut gehabt?“

Er ist nun schon lange in der Ewigkeit und in unserem Haus herrscht jetzt frohes Kinderleben. Ja, wir dürfen wirklich sagen frohes Leben, wenn auch die, die es leben, viel Krankheit, Not und Elend tragen müssen.

Schw. F. Scharr

15.3 Text C

HÖLZEL, Kurt (1968): Eine etwas sonderbare Festansprache. In: Der Gallneukirchner Bote. Blatt für Gemeindeaufbau, Innere Mission und Diakonie (Zeitschrift).2/1968. 3 – 4

Eine etwas sonderbare Festansprache

So spricht unser Herr und Heiland Jesus Christus:

„Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“

Matthäus 25, 40

Wir kennen alle dieses schöne Wort unseres Herrn Jesus Christus aus seinem großen Gerichtsgleichnis, und wir verurteilen selbstverständlich die, welche die Hungrigen nicht gespeist, die Durstigen nicht getränkt, die Fremdlinge nicht beherbergt, die Nackten nicht bekleidet, die Kranken und Gefangenen nicht besucht haben. Wir geben natürlich — wie könnte es auch anders sein — dem Herrn Christus völlig recht, daß er ein so hartes Verdammungsurteil über die Lieblosen fällt — „... und sie werden eingehen in die ewige Pein!“

Das alles ist gesprochen vor annähernd 2000 Jahren — wir aber distanzieren uns geflissentlich trotz aller Frömmigkeit von Krüppeln, Lahmen, Behinderten, Spastikern, Zerebralgeschädigten, Epileptikern unserer heutigen Welt. Wir wollen es nicht wahrhaben, daß Jesus Christus, unser Herr und Heiland, heute wie damals uns in so elenden Gestalten begegnet. Ja, das ist für fromme Ge-

fühle höchst peinlich, den lieben Heiland in den verzerrten Gesichtern, in den unartikulierten Lauten und den bizarren Verrenkungen der Debilen und Spastiker sehen zu sollen. Und doch will Jesus Christus, der Gekreuzigte, nicht anders uns begegnen als in dem Elend dieser Welt. Das ist sein Geheimnis, das wir erkennen und anerkennen müssen, anders ist er für uns nicht da. Wer an einem Krüppel des Geistes oder des Körpers vorbeigeht, der geht an seinem Bruder Jesus vorbei; der findet Jesus auch nicht in der Schönheit einer Bach-Kantate, noch in der berausenden Fülle eines barocken Hochaltars, noch im edlen Ebenmaß einer altehrwürdigen Liturgie. Der lebendige Herr verbirgt, ja, wir können sagen, verkriecht sich in das Elend seiner Menschenbrüder! Dort, dort allein will er gesucht und geehrt werden, alle andere Ehrung kommt erst in zweiter Linie!

Deshalb ist für uns Gallneukirchner das Martinstift unser Heiligtum, die Hochschule



Musikalische Versuche beglücken die Kinder und sind heilpädagogisch wertvoll!

und Bewährung unseres Glaubens, weil wir an keinem anderen Ort — der Friedenshort gehört organisch zum Martinstift — unserm Herrn und Heiland näher sind als dort.

Kommt, scheut euch nicht, den leidenden Gottessohn im entstellten Menschenantlitz zu sehen und ihn so lieb zu haben.

Der französische Katholik Michel Quoist hat recht, wenn er schreibt:

„Es gibt auf Erden nicht mehrere Arten, Gott zu lieben, sondern nur eine einzige: sich seinen Brüdern zu schenken. Es gibt lediglich mehrere Arten, sich seinen Brüdern zu schenken.“

Kurt Hölzel

15.4 Text D

KUMPFMÜLLER, Wolfgang (1978): Nur Zivildienst?. In: Der Gallneukirchner Bote. Blatt für Gemeindeaufbau, Innere Mission und Diakonie (Zeitschrift). 3/1978. 3 – 4

„Nur Zivildienst?“

Ausschnitte aus einem ORF-Gespräch mit Herrn Wolfgang Kumpfmüller, z. Z. im Zivildienst in unserem Haus Emmaus, am 5. VII. 78.

ORF: Herr Kumpfmüller, wie sind Sie dazu gekommen, Zivildienst zu leisten, und wie war der Schritt nach Gallneukirchen?

K: Bei meinen Freunden und Bekannten habe ich erlebt, daß mit Schlagen und Raufen Konflikte nicht zu beseitigen sind. Ich suchte einen Weg, Konflikte wirklich zu lösen. Aus der Überlegung heraus, daß gewaltloses Leben vielleicht glücklicher machen kann als gewaltvolles Leben, habe ich mich für den Zivildienst entschieden. Ich mußte Gewissensgründe darlegen und habe sie von meinem Glauben als Christ abgeleitet. Unter den Einsatzstellen war auch die Arbeit an Behinderten in Gallneukirchen genannt. Ich hatte noch nie mit Behinderten zu tun gehabt und habe mich dazu gemeldet, um zu erfahren: Wie schaut die Arbeit aus? Was gibt's da für Schwierigkeiten?

ORF: Wie viele Behinderte leben in Gallneukirchen und wie ist der Grad ihrer Behinderung?

K: Einige Hunderte Behinderte leben in mehreren Häusern des Evangelischen Diakoniewerkes: Säuglings-, Kinder-, Jugend-, Erwachsenenheim; Häuser für Rehabilitation für Mädchen und Burschen mit Gärtnerei; Altenheim – es ist ein riesiger Betrieb. Ich selbst

arbeite im Heim für Jugendliche und Erwachsene; in meiner Gruppe sind 13 männliche Behinderte im Alter von 20 bis 36.

ORF: Haben Sie am Anfang Schwierigkeiten gehabt?

K: Ja, am Anfang war ich ziemlich schockiert, obwohl die Mitarbeiter mich recht gut eingeschult haben. Sie haben mich überall hingeführt und mir erklärt, wie sich die einzelnen Burschen verhalten und warum. In den ersten zwei, drei Monaten war ich immer ziemlich fertig, wenn ich heimgekommen bin; und wollte mich bloß noch hinlegen.

ORF: Wie sieht Ihr Tagesablauf in der Gruppe aus?

K: Es ist ein normaler Tagesablauf: Fängt an mit Wecken; die es nicht selbst können, werden gewaschen, bzw. gebadet, und angezogen. Dann kriegen wir das Frühstück von der Küche in Großbehältern und teilen es auf. Nach dem gemeinsamen Frühstück müssen um 8 Uhr vier Burschen unten in der Werkstätte sein; sie arbeiten den Tag über sechs Stunden. Die sind so weit, daß sie selbst etwas tun können. Mit den anderen beschäftigen wir uns im Wohnbereich mit spielerischer Betätigung, Basteln (soweit möglich) und viel Spazieren gehen; zum Glück haben wir sehr viel Wald da oben. Ja, alle Aktivitäten kommen dran, die uns eben einfallen.

ORF: Das klingt ja alles, wenn Sie das so erzählen, recht einfach. Man müßte noch sagen, wie die Behinderungen überhaupt aussehen und sich auswirken.

K: In meiner Gruppe sind drei, die über sich ein bißchen nachdenken können; die erfassen, ob sie etwas falsch oder richtig gemacht haben. Davon sind aber zwei schwer bewegungsgestört: Der eine sitzt, spastisch gelähmt, im Rollstuhl und kann auch die Augen nicht fixieren, er hat „Flackeraugen“; der andere hat einen Wasserkopf, der zwar operiert ist, und wirkt ziemlich normal; aber in seinen großen Augen kommt es zum Ausdruck. Die anderen können teilweise nicht sprechen, geben nur unverständliche Laute von sich; oder sind bewegungsgestört. Fast jeder ist an den Händen oder Füßen behindert, die verkrampft sind oder operiert wurden, weshalb sie nur humpeln oder hinken. Aber die geistige Behinderung ist natürlich das Ärgste: daß sie fixiert sind auf eine Rolle oder Stereotypie, in der sie dahinleben. Unsere Aufgabe ist es, immer wieder Abwechslung zu schaffen.

ORF: Wie lang braucht man, bis man persönliches Mitleid oder Abscheu überwunden hat und zu einem normalen Verhältnis zum Behinderten kommt, d. h. ihn einfach als Menschen betrachtet, der eben ein Handicap hat?

K: Ich habe zwei, drei Monate gebraucht, bis ich draufgekommen bin, daß sich die Burschen z. B. über viele kleine Dinge wirklich freuen können. Jetzt bin ich so weit, daß ich sie ein wenig kenne und von selbst draufkomme, welche Aktivitäten ich setzen kann. Zuerst habe ich dasselbe gemacht wie die andern; jetzt traue ich mir schon eigene Initiativen zu. Ich habe gemerkt, wie gut die Burschen sein können, und daß sich auf lange Sicht doch manches positiv verändert.

ORF: Sie sind jetzt 5 Monate dort. Jetzt, wo Sie selbständig geworden sind, ist es fast schon wieder aus. Ist das nicht für die Behinderten sehr schwierig?

K: Ich glaube schon, daß es ein Problem ist, zumindest für die, die es geistig mitbekommen; das ist von meiner Gruppe etwa die Hälfte, die es merken, wenn ein Neuer kommt.

ORF: Wie viele Zivildienstleistende sind in Gallneukirchen?

K: Derzeit zehn – jeder in einer anderen Gruppe.

ORF: Und halten alle durch oder springen welche ab?

K: Es gibt schon welche, die es nicht verkraften, die sich vor lauter Mitleidsgefühlen nicht einstellen können auf die Situation. Aber in diesem Turnus war kein solcher dabei.

ORF: Sie sind verheiratet. Hat Ihre Frau Verständnis für Ihre Arbeit oder gibt es da Schwierigkeiten?

K: Sie hat sehr viel Verständnis – und das ist ungeheuer wichtig. Wenn man eine Woche in der Gruppe gearbeitet hat, ist man ziemlich fertig und braucht Entspannung und etwas ganz anderes. Es ist gut, daß ich mit meiner Frau darüber reden und etwas ganz anderes tun kann.

ORF: Wenn Sie heute wieder vor der Entscheidung stünden – würden Sie wieder diese Arbeit wählen, oder in eine andere ausweichen?

K: Ich glaube, daß ich nicht ausweichen würde, z. B. zur Bundesbahn oder Post, weil ich glaube, daß das nicht der Sinn des Zivildienstes ist. Ich verstehe ihn als Sozialdienst, als wirkliche Alternative zum Wehrdienst. Sicher würde ich wieder so einen Sozialdienst wählen.

ORF: Wird Sie der Zivildienst für die Zukunft beeinflussen?

K: Ich habe dabei viele Erfahrungen gewonnen und gemerkt: Behinderte sind Menschen, Menschen wie andere, die von der Gesellschaft vielfach abgestempelt und in Heime einkaserniert werden, damit die Gesellschaft sich nicht mit ihnen beschäftigen muß. Ganz gleich, was ich weiterhin tue, werde ich diese Erkenntnis positiv verwerten können.

ORF: Ich danke Ihnen und wünsche Ihnen für die letzten Monate alles Gute und weiterhin positive Erfahrungen!

15.5 Text E

BARTH, Helmut/ KOLARZYK, Robert (1988): Zwei Bewohner erzählen. In: Diakonie. Zeitschrift für Freunde und Mitarbeiter des Evangelischen Diakoniewerks Gallneukirchen (Zeitschrift). Oktober /1988. 5 - 6

SCHWANTNER, Peter (1988): Ein Mitarbeiter im Wohnheim Friedenshort erzählt. In: Diakonie. Zeitschrift für Freunde und Mitarbeiter des Evangelischen Diakoniewerks Gallneukirchen (Zeitschrift). Oktober / 1988. 5

Zwei Bewohner erzählen

Ich heiße Helmut Barth und wohne seit Oktober 1986 im Wohnheim Friedenshort in Gallneukirchen.

Als Kind war ich in der Mühle, dann bin ich ins Neue Martinstift auf Gruppe 7 gekommen. Dort blieb ich bis ich 15 Jahre alt war. Dann bin ich ins Alte Martinstift auf die Burschengruppe übersiedelt.

Vor vier Jahren bin ich aus der Schule in die WfB gekommen. Dort arbeite ich seitdem in der Holzwerkstatt und in der Schlosserei. Am liebsten arbeite ich mit der Flex und schneide Eisen aus, auch die Regale räume ich gerne auf. Mein Arbeitstag geht von 8.00—11.30 und von 12.30 bis 16.00 Uhr. Ich gehe jeden Tag zu Fuß vom Wohnheim zur Arbeit auf den Linzerberg.

Nach der Arbeit trinke ich zu Hause einen Kaffee und überlege mir, was ich mir zum Abendessen kochen werde. Dann gehe ich einkaufen.

Seit ungefähr einem Jahr lerne ich kochen und besser lesen und schreiben, weil ich im Frühling 1989 in eine eigene kleine Wohnung neben dem Wohnheim ziehen werde. Ich freue mich schon seit langem drauf.

Ich wasche jetzt auch meine Wäsche selbst und muß mein Zimmer alleine in Ordnung halten.

Im alten Haus nebenan darf ich jetzt die Fliesen herunterstemmen, weil es umgebaut wird. Stemmen ist mein Hobby. Ich gehe auch gern in Gallneukirchen spa-

zieren und schaue mir auf den Baustellen die Bagger und Maschinen an. Heuer im Juni war ich mit unserer Gruppe in Jugoslawien am Meer.

Wenn ich einmal so selbständig bin, daß ich keine Hilfe mehr brauche, möchte ich einmal in einer Wohnung im Ort Gallneukirchen wohnen. Bis dorthin habe ich noch sehr viel Zeit und noch mehr zu lernen. Jetzt bin ich zufrieden, daß ich überhaupt eine eigene Wohnung bekomme. Ich freue mich wirklich schon darauf, besonders auf das Einrichten und Gestalten, weil ich mir viel alleine aussuchen darf.

Helmut Barth

Ich, Robert Kolarzyk, wohne schon über 20 Jahre in Gallneukirchen. Seit 1963 lebe ich im Friedenshort und bin der zweitälteste Bewohner. Ich habe hier

schon vieles erlebt: den früheren Hausvater Bruder Laimer, und die Zeit der behinderten Kinder. Seit zehn Jahren wohne ich nun im „neuen“ Wohnheim. Ich möchte der geneigten Leserschaft einiges von mir und dem Wohnheim mitteilen:

Ich selbst wohne und lebe im Parterre, bewohne ein Einzelzimmer und fühle mich in der Gruppe einigermaßen wohl. Sehr gerne nehme ich an Sportfesten, Ausflügen und Urlaube teil (z. B. nach Ungarn oder in das Burgenland). Dies sind auch die Höhepunkte des gemeinschaftlichen Lebens im Friedenshort. Ich arbeite halbtätig in der Druckerei. Ich lege Zeitungen zusammen und schneide Papier mit einer Maschine. Davor habe ich in der Malerei gearbeitet. Meine Lieblingsbeschäftigung war allerdings meine Tätigkeit als Bäcker. Ich habe dort Feuer gemacht, die Semmeln eingeschossen, dann aus dem Ofen

herausgenommen und in die Körbe gegeben.

Wenn ich nach der Arbeit nach Hause komme, esse ich zu Mittag, ruhe mich dann aus und gehe anschließend in den Ort, um Einkäufe zu machen.

Im Anschluß an den Nachmittagskaffee helfe ich mit, den Garten zu gestalten. Wir schneiden Sträucher, legen Beete an und waren bis vor kurzem dabei, einen Komposthaufen zu entwerfen und zu bauen.

Nach dem Abendessen gehe ich zeitig ins Bett, um für den nächsten Tag ausgeruht zu sein.

An den Wochenenden gehe ich oft in der näheren Umgebung spazieren.

Ich höre gerne Schallplatten und lese tiefsinnige Traktate.

Mir selbst geht es abwechselnd gut und schlecht. Wenn es mir wirklich schlecht geht, ist eine Geburtstagsfeier oder ein Fest im wunderschönen Garten das beste Mittel, um mich wieder fröhlich zu stimmen. Möglichkeiten dieser Art gibt es bei uns viele. Natürlich gehört zu einem Mann in meinem Alter eine Zigarette zum täglichen Leben dazu.

Robert Kolarzyk

Ein Mitarbeiter im Wohnheim Friedenshort erzählt

Wir wollen versuchen, einen Tag bei uns möglichst anschaulich zu beschreiben. Tagwache ist um 6.30 Uhr. Der Nachtbereitschaftsdienst wird abgelöst, die erste Weckrunde gestartet. Das Frühstück wird jeden Tag von einem anderen Bewohner (meist genau nach Küchenplan)



zubereitet, d. h. Kaffee kochen, Tisch decken und alle Utensilien vorbereiten. Um ca. 7 Uhr sitzen wir dann, mehr oder weniger gut aufgelegt, am Frühstückstisch. Alle? Fast alle; denn einigen ist es noch immer nicht gelungen, der Behaglichkeit ihres Bettes zu entfliehen. Es heißt also, die größten Schlafmützen noch einmal wecken; um 7.15 Uhr genießen dann wirklich alle das Frühstück. Dann heißt es abräumen, Geschirr waschen und sich für den Arbeitsweg zurechtzumachen. Alle jene, die zu Fuß auf den Linzerberg in die Werkstatt für Behinderte gehen, verlassen das Wohnheim um ca. 7.30 Uhr. Die anderen warten auf die Werkstatt-Busse; die Wartezeit nützen sie zu einem Plauscherl vor dem Haus.

Unser Dienst beginnt dann wieder am Nachmittag um 15.00 Uhr. Die Bewohner kehren um ca. 15.30 Uhr von der Arbeit zurück. Zwischen 15.00 und 15.30 Uhr werden die Medikamente und der Nachmittagskaffee oder -tee vorbereitet. Bei der Kaffeejause gibt es dann Gelegenheit, über Erfolge bei der Arbeit zu reden und gelegentlich Probleme zu klären und zu beheben.

Die Freizeitgestaltung am Nachmittag ist von Bewohner zu Bewohner verschieden. Die einen halten mit den Mitarbeitern den großen Garten in Schuß, die anderen spielen Karten oder „schauen Fernsehen“. Ein kürzlich gespendeter Video-

Recorder ermöglicht es uns, das Fernsehprogramm selbst zu gestalten. In unserem Heimkino sind natürlich die Zeichentrickfilme, wie Asterix und Mickey Mouse, die großen Renner. Für andere, die in eine Außenwohnung übersiedeln werden, bietet der Nachmittag im Wohnheim noch einige Strapazen. Von Schreib- und Rechenübungen bis hin zum Kochen gibt es genug zu üben, um auf die Übersiedlung vorbereitet zu sein. Natürlich macht das nach einem harten Arbeitstag nicht immer nur Freude; aber die Aussicht auf die eigene Wohnung spornt enorm an und tröstet über vieles hinweg.

Um 17.00 Uhr bekommen wir von der Bethanien-Küche unser Abendessen. Gemeinsam wird alles vorbereitet und fertig gemacht. Den meisten unserer Bewohner macht das Kochen großen Spaß und durch das regelmäßige Üben können sie auch einige einfache Gerichte schon selbstständig zubereiten. Nach dem Abendessen gibt es wieder den von keinem sonderlich geliebten Abwasch. Einige gehen dann duschen oder machen sich einen behaglichen Abend in der Badewanne; andere setzen sich im Gruppenraum oder in ihrem Zimmer zu einem gemütlichen Plausch zusammen. Einige „Unverbesserliche“ sitzen vor dem Fernseher. Unser Dienst endet mit der Ablöse durch den Nachtdienst um 21.00 Uhr. Ruhig wird es in den Mauern des Friedenshorts aber meist viel später . . .

Peter Schwanter

15.6 Text F

SCHÖPF, Verena (1998): Projekt „Kombüse“- ein neuer Dienstleistungszweig der Werkstätte Gallneukirchen. In: Diakonie. Diakoniewerk. Evangelisches Diakoniewerk Gallneukirchen (Zeitschrift). 6 /1998. 18 – 19

Projekt „Kombüse“ – ein neuer Dienstleistungszweig der Werkstätte Gallneukirchen

„Kombüse“ ist weder eine Schiffsküche und auch nicht, wie schon einigerorts vermutet, Fred Com-buse, der alltäglich Ö3-Hörer mit Sachen zum Kochen oder nicht Kochen via Radio verwöhnt. „Kombüse“ – das ist *K*Ochen *M*it der *B*ügel- und Textilgruppe, serviert wird im Speisesaal der Werkstätte Gallneukirchen und in der Lehranstalt für Heilpädagogische Berufe (LHB). Damit ist der Name Kombüse schon fast vollständig – es fehlt nur mehr das „E“. Das „E“ steht für Extras wie zum Beispiel das Angebot, die Bewirtung und Organisation für Geburtstagsfeiern zu übernehmen.

Wenn man neuerdings am Nachmittag die Werkstätte Gallneukirchen besucht, hört man aus dem ansonsten ruhigen Speisesaal vermehrt ange-regte Stimmen; Kaffeeduft und der Duft von süßen Köstlichkeiten locken MitarbeiterInnen, BewohnerInnen und BesucherInnen ins „Café Linz-berg“. Die Bewirtung der Gäste über-nehmen behinderte MitarbeiterInnen des Projektes „Kombüse“. „Kombüse“ ist aber nicht nur am Linzerberg tätig: Jeden Vormittag werden die SchülerInnen der Heilpädagogischen Lehran-stalt vom „Kombüse“-Team mit Jau-sen- und Pausen-Schmankerl wie selbstgemachten Brotaufstrichen, Sa-laten, belegten Broten im „Jausenbuf-fet“ verwöhnt.

Zur Geschichte des Projektes: In der Werkstätte Gallneukirchen gibt es



G. Hemmelmayr fertigt unter der Anleitung von Frau Mautner Palatschinken an.

schon seit einigen Jahren für behinderte MitarbeiterInnen einen Kochkurs, in dem sie sich für jeweils drei Monate halbtags verschiedene Kochkenntnisse aneignen können. Ein Angebot des Kochkurses war unter anderem auch der Verkauf von Kaffee und Kuchen in der Nachmittagspause. Im Frühjahr kam dann die Idee eines Schülers aus der LHB dazu, der anregte, ein Jausenbuffet in der LHB einzurichten, das von Menschen mit Behinderung betreut wird. Auf diese Anregung hin wurde im Mai ein Probetrieb in der Schule gestartet. Der Probetrieb verlief äußerst erfolgreich, und so gibt es seit September das „Café Linzerberg“ und das „Jausenbuffet“. Das Projekt „Kombüse“ schafft insgesamt für 21 behinderte MitarbeiterInnen ein neues Arbeitsfeld im Dienstleistungsbereich.

Die organisatorische Betreuung des Projektes „Kombüse“ erfolgt durch die ehemalige Koch- (Frau Mautner) und Handarbeitsgruppe (Frau Karlinger und Frau Wögerer). Am Vormittag bereitet eine Gruppe unter der Leitung einer Mitarbeiterin die verschiedenen Köstlichkeiten zu: Es wird gebacken, Brotaufstriche werden angefertigt und alle Vorbereitungstätigkeiten für den Buffet- und Cafébetrieb erledigt. Auch die Einkäufe werden nach Möglichkeit selbständig und zum Teil in der diakoniewerkseigenen Gärtnerei Friedenshort getätigt. „Die behinderten MitarbeiterInnen legen selber fest, was sie gerne machen wollen. Es ist wichtig, daß die behinderten MitarbeiterInnen einen Freiraum spüren und sie selbst mitgestalten können“, so Frau Mautner, eine Projektbetreuerin. Auch die Dekorationen der Lokalitäten werden vom „Kombüse“-Team selbst angefertigt. In der Bügelstube, die auch zum Projekt gehört, wird die anfallende Tischwäsche gewaschen und gebügelt.

Der Projektleiter Gerhard Winkler über die Ziele des Projektes: „In diesem Projekt sollen auch Menschen mit schwereren Behinderungen Platz finden. Es ist toll zu sehen, wie sich Menschen mit Behinderung entwickeln können, wenn man ihnen den nötigen Freiraum dazu gibt. Behinderte MitarbeiterInnen, die noch vor

einem halben Jahr für Pfojektarbeit undenkbar waren, arbeiten motiviert und zeigen, welche Potentiale in ihnen stecken. Das Selbstbewußtsein der Menschen und ihr Selbstwert steigt. Mit diesem Projekt können wir auch an einem Gesamtziel der Behindertefarbeit – an der Integration – arbeiten. Die behinderten MitarbeiterInnen des Kochkurses haben früher nur für sich selbst gekocht – jetzt wird ihre Arbeit aufgewertet, hat einen größeren Wert, da sie sich in einem öffentlichen Rahmen abspielt. MitarbeiterInnen aus anderen Bereichen, Eltern, BesucherInnen und SchülerInnen haben die Möglichkeit zur Begegnung.“

Und daß die Arbeit des „Kombüse“-Teams hochgeschätzt wird, zeigen die vielen positiven Rückmeldungen der SchülerInnen. „So ein Jausenbuffet ist uns schon immer abgegangen. Man schmeckt, daß die angebotenen Speisen hausgemacht sind. Die Bewirtung durch die behinderten MitarbeiterInnen ist ganz toll und man merkt den Spaß, den ihnen die Arbeit macht“, schwärmen zwei SchülerInnen aus der Altenfachschule – auch nicht zuletzt wegen der wirklich fairen Preise. „Es ist uns wichtig, die Preise – besonders im Café Linzerberg – so zu gestalten, daß sich auch die Bewohner den Cafébesuch leisten können. Etwaige Gewinne werden gleich wieder

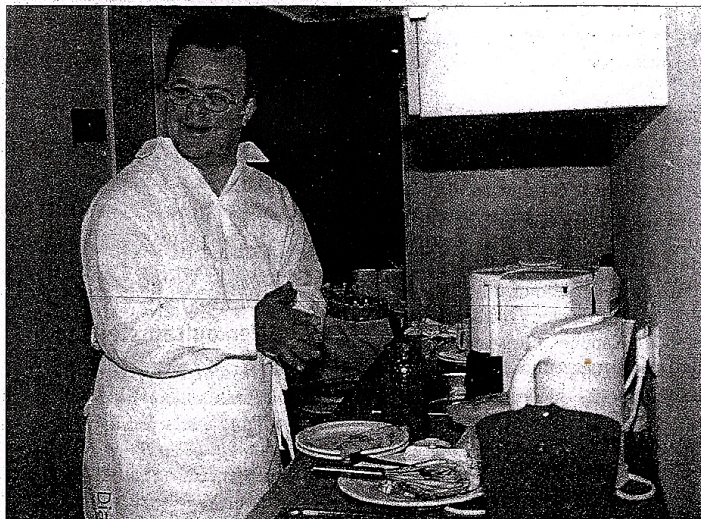
investiert – so haben wir das Geld, das uns aus dem Probetrieb übriggeblieben ist, in den Ankauf von Schürzen für die MitarbeiterInnen gesteckt“, erklärt der Projektleiter Winkler.

Das „Café Linzerberg“ in der Werkstätte hat täglich von Montag bis Freitag von 12.30 bis 15.30 Uhr geöffnet und wird mittlerweile von Bewohnern, Mitarbeitern, aber auch von Eltern, die ihre Kinder in die Therapie bringen, gern und regelmäßig frequentiert. Neben köstlichen Kuchen und Strudeln gibt es für die ganz Hungerigen auch immer ein kleines warmes Gericht wie zum Beispiel herzhaft Pizzabrotchen oder diverse Strudel.

Das „Jausenbuffet“ im Keller der Lehranstalt für heilpädagogische Berufe ist täglich von Montag bis Freitag von 8.30 bis 11.30 Uhr geöffnet. Hier gibt's belegte Brote, Wurstsemmel, Brotaufstriche, Kuchen und auch immer ein warmes Gericht. Ab Februar 1999 wird der Jausenbetrieb durchgehend bis 14.30 Uhr geführt.

Das Projekt „Kombüse“ ist nicht nur im Diakoniewerk tätig, sondern es gibt schon Verhandlungen für weitere „Jausenstandorte“ (z. B. Schulen).

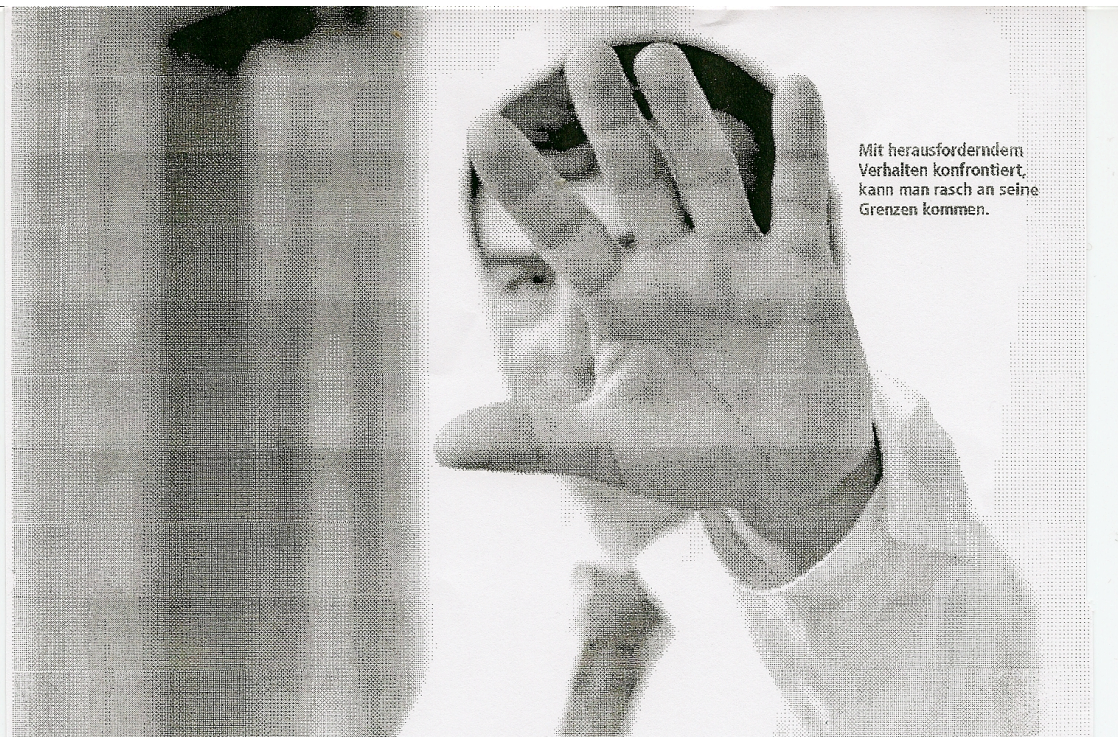
Mag. Verena Schöpf



Die Freude des Kochs über das gute Gelingen ist sichtlich groß!

15.7 Text G

BRUNNER, Helga / ETZLSTORFER, Sabine (2008): An Grenzen kommen. In: Diakonie. Die Zeitschrift für Nächstenliebe in unserer Zeit (Zeitschrift). 6 /1998. 16 – 17



Mit herausforderndem Verhalten konfrontiert, kann man rasch an seine Grenzen kommen.

An Grenzen kommen

Welch große Bedeutung der Bereich Verhaltensauffälligkeiten von Menschen mit Behinderungen hat, zeigte das überwältigende Interesse am Thema des 36. Martinstift-Symposion 2008: „An Grenzen kommen – Begleitung von behinderten Menschen mit herausforderndem Verhalten“. Beiträge von MitarbeiterInnen aus der Behindertenhilfe gaben Einblick in die Praxis im Diakoniewerk.

Gewalt und Aggression im Betreuungsalltag häufen sich. Der Umgang damit ist eine Herausforderung, der sich die betreuten Menschen und die MitarbeiterInnen zu stellen haben. Wie entstehen schwierige Situationen und welche Maßnahmen können bei aggressivem Verhalten gesetzt werden?

Fast jede Situation, in der es zu Gewalt kommt, hat eine Vorgeschichte. Eine Geschichte, die sich aufgebaut hat und die irgendwann eskaliert. Je früher eine konfliktreiche und aggressionsgeladene Situation entschärft werden kann, desto besser. Menschen mit Beeinträchtigungen sind viel stärker der Eingung und der Normierung der Gesellschaft ausgesetzt als Menschen ohne merkbare Beeinträchtigung. Je stärker die Abweichung von den gesellschaftlichen Vorstel-

lungen, desto wahrscheinlicher ist es, dass Belastungssituationen entstehen. Studien zeigen, dass Menschen, die Erfahrungen der Ausgrenzung erlitten haben, eher die Neigung haben, verletzende Verhaltensweisen nach außen oder nach innen weiter zu transportieren. Die Aggression ist zum Teil die einzige Form der Konfliktbewältigung. Daher ist es notwendig, dass sich das gesamte Umfeld mit viel Verständnis, Geduld und Mut der gezielten Weiterarbeit stellt, um ein gewaltfreies Leben zu ermöglichen.

Gewalt – ein Ausdruck der Kommunikation?

In den Einrichtungen des Diakoniewerks sprechen wir von rund 150 Menschen mit Behinderungen, die in den Wohnbereichen, in Beschäftigungsbereichen sowie in Schule

und Hort sehr starke bis starke Verhaltensauffälligkeiten zeigen.

Die Ursachen von Verhaltensauffälligkeiten sind vielfältig. So können Überforderung, Unterforderung, Kommunikationsschwierigkeiten, körperliche Schwierigkeiten, Wahrnehmungsprobleme oder Erfahrungen in der Vergangenheit Gründe für das Verhalten sein, wie Mag.^a Margarete Salaberger, Psychologin und Bereichsleitung der Behindertenhilfe im Diakoniewerk, in ihrem Vortrag beim Martinstift-Symposion erklärte. Die Ursache aufzuspüren ist ein langer Prozess, in dem man sich auf den Betreuten einlassen muss.

Mag.^a Salaberger erläuterte, dass ein Stimmungsumschlag oftmals innerhalb weniger Minuten passiert. Zwei Menschen mit Behinderung sagen beispielsweise zu einem

eigenen Aggressionsausbruch, dass „die Energie nicht stimmt“ oder „ein rotes Licht im Kopf“ der Auslöser ist. Die Personen können oft nicht vermitteln, was sie in dieser Situation brauchen.

Hilfreiche Maßnahmen gegen Gewalt

Seit einigen Jahren wird in der Behindertenhilfe des Diakoniewerks gezielt mit „Unterstützter Kommunikation“ gearbeitet. Kommunikation geschieht zwischen Sender und Empfänger. Die Empfänger müssen in die Lage versetzt werden, die verbalen wie nonverbalen Aussagen auch richtig zu interpretieren. Dies geschieht mit der Einbindung von verschiedenen Hilfsmitteln, wie beispielsweise die Verwendung von stets gleichen Symbolen für Tätigkeiten (z. B. Badewanne für Baden), die im Betreuungsalltag und zuhause eingesetzt werden.

Zusätzlich kann eine aggressive Stimmung je nach Person individuell entschärft werden. Als Beispiele nannte Salaberger dafür folgende Möglichkeiten: Themenwechsel, gezielte Beschäftigung, Abreaktion auf einem Trampolin, frische Luft tanken bei einem Spaziergang, Singen, Kuscheln, Massieren, Medikation. Manchmal ist es auch notwendig eine Gefühlsexplosion im eigenen Zimmer zuzulassen.

Kleinwohnungen als ideale Wohnform

Mag.^a Salaberger berichtet in ihrem Vortrag, dass sich im Bereich Wohnen des Diakoniewerks Kleinwohnungen als ideale Wohnform für Menschen mit sehr starken Verhaltensauffälligkeiten erwiesen haben. Dieses Konzept und auch spezielle Konzepte im Beschäftigungsbereich mit Zeiten der Einzelbetreuung ermöglichen es, dass die betreute Person häufig die gesamte Aufmerksamkeit eines Mitarbeiters bzw. einer Mitarbeiterin für sich beanspruchen kann. Die Betreuten werden so akzeptiert, wie sie sind. Das „Abgewöhnen unangenehmer Verhaltensweisen“ soll nicht das vordergründige Ziel einzelner pädagogischer Interventionen sein.

Der Tag sollte so gestaltet sein, dass sich die/der Betreute sicher fühlt. Dies wird durch klare Regeln, Struktur, stabile MitarbeiterInnensituation, Ruhe und Gelassenheit erreicht. Besonders wichtig ist es auch, dass zwischen dem/der MitarbeiterIn und dem/der Betreuten eine offene Beziehung entsteht, wo es keine Angst gibt und wo eine ehrliche „Ich-mag-dich“-Atmosphäre besteht.

Pony-Wanderung – eine entwicklungsfreundliche Form der Begleitung

Für die Gestaltung einer entwicklungsfreundlichen Begleitung sind immer wieder neue Formen der Kommunikationsgestaltung und der Konfliktbewältigung nötig. Walter Aigner und Markus Lerchbaumer, Mitarbeiter im Streichelzoo des Diakoniewerks, sowie Psychologin Dr.ⁱⁿ Gabriele Ruis zeigten beim Symposium mit dem Erfahrungsbericht „Pony-Wanderung“, wie Menschen mit starken Verhaltensauffälligkeiten durch die Betreuung von Tieren ermöglicht wird, sich im Kontakt zu ihnen mehr zu öffnen, eine Beziehung aufzubauen und Verantwortungsbewusstsein für die betreuten Tiere zu entwickeln. Tiere bewerten nicht und nehmen jeden Menschen so, wie sie/er ist. Tiere geben die Zuneigung zurück, die sie bekommen und sind für viele Menschen mit Behinderung eine wertvolle Therapihilfe. Zudem ermöglicht der Streichelzoo des Diakoniewerks die Integration: Zahlreiche Bewohnerinnen und MitarbeiterInnen aus dem Diakoniewerk sowie BesucherInnen aus der Region kommen, um die Tiere zu sehen und zu streicheln.

Medikamente als Schlüssel?

Dr.ⁱⁿ Ulrike Sitter, Fachärztin für Psychiatrie, ist als Fachärztin auch im Diakoniewerk tätig. Sie kommt direkt zu den Menschen mit Behinderung in die Wohnhäuser des Diakoniewerks, um einen persönlichen

Eindruck von den betroffenen Personen in ihrem gewohnten Umfeld zu erhalten. Sie arbeitet dort eng mit den betreuenden MitarbeiterInnen zusammen.

„Die Medikation von behinderten Menschen mit Verhaltensauffälligkeiten, zum Beispiel mit Neuroleptika, stellt meistens eine Gratwanderung dar, da diese Arzneimittel erst nach mehreren Wochen richtig wirken und diese auch Nebenwirkungen zeigen können“, erklärte sie in ihrem Beitrag beim Symposium. „Eine genaue Beobachtung und Dokumentation

über das Verhalten der Betreuten ist daher ganz besonders wichtig, um eine ideale medikamentöse Einstellung erreichen zu können.“ Medikamente könnten allerdings immer nur als zusätzliche Maßnahme eingesetzt werden und würden in keiner Weise die pädagogisch-therapeutische Arbeit ersetzen, ist Dr.ⁱⁿ Sitter überzeugt.

Sabine Eitzlstorfer, s.eitzlstorfer@diakoniewerk.at,
Helga Brunner, h.brunner@diakoniewerk.at

Wichtig ist, dass zwischen MitarbeiterInnen und Betreuten eine offene Beziehung ohne Angst entsteht.

16 Anhang B – Textbefragungen

16.1 Textbefragung Text A

Text A

„Aus dem Martinstift“, 1949

Anmerkung: Im Text wird auch kurz die Situation vor 1941 (Euthanasietransport) beschrieben (Werkstattbetrieb) Der Vollständigkeit halber werden auch diese Textteile miteinbezogen, auch wenn sie sich nicht auf die aktuellen Stand von 1949 beziehen. Textteile, die sich mit der Unterbringung alter Menschen beschäftigen, werden, da nicht zum Thema gehörend, von der Textbefragung ausgenommen.

Wie werden Menschen mit geistiger Behinderung benannt?

„Menschen beladen mit allerlei Not und Elend an Seele, Geist und Körper“, „arbeitsfähige Kranke“, „den Elendsten“, „Häufchen Elend“, „Gottes „Lieblinge““, „Prinzessin“, „Prinzesslein“, „das kleine Menschlein“, „blödes, unerziehbares, hoffnungsloses Kind“, „Sonnenschein“, „unser Gernot“, „Geschwisterpärchen Hänsel und Gretel“, „kümmerliche(s) Menschlein“ (2x), „kleine Reinhart“, „Bettnachbar“, „armer Helmut“, „ausgesprochen hübsches Kind“, „schwache, elende Gestalten“, „die frischeren Kinder“, „unseren Liebling“, „den kleinen Schneck“, „arme Kleine“, „(Dyphtherie)bazillenträger“ (2x), „Karlo und Hans“, „Spielgefährten“, „Zwerglein“, „arme Pflinglinge“, „als durchs Leid Verklärte“, „geistesranke Frauen“

Mit welchen Eigenschaften werden Menschen mit geistiger Behinderung beschrieben / mit welchen Attributen belegt?

„arbeitsfähig“, „auf ihre Weise“, „hat (...) soviel Sonniges an sich“, „große graue Augen“, „strahlende Augen“, „zappelt vor Vergnügen“, „vom Arzt als blödes, unerziehbares, hoffnungsloses Kind erklärt“, „so lieb und gut und von Herzen fröhlich“, „so haben sie doch auch ihre Freude“, „höflich“, „kann sich Ihres Besuches freuen“, „und einen Hunger hat er“, „ihnen ist die Not der Zeit verborgen“, „wohlverpackt“, „beschäftigt“, „auf ihre Weise“, „kann sie schon

ganz allein“, „noch nicht fähig“, „nach ihren Fähigkeiten“, „fesseln ihn schwere Anfälle“, „durch schweres Leid ans Bett gefesselt“, „beladen mit allerlei Not und Elend an Seele Geist und Körper“, „mangelnden Geistes“, „mißgestalteten Körperchen“, „großer Wasserkopf“, „von Herzasthma geplagt“, „riesiger, aufgetriebener Bauch“, „ganz selten kommt ein Lächeln“, „Äuglein schauen böse und misstrauisch“, „drei senkrechte Falten auf der kleinen Stirne“, „blasse hässliche Gesichtchen“, „Äuglein schauen böse und misstrauisch“, „hübsches Kind“, „frischeren Kinder“, „mit einem langen Gesicht“, „schwachen Körperchen“, „liegt noch im Wickelkissen“, „Gesicht und Gehör verloren“, „mit dem Sprechen will es bei ihr leider nicht werden“, „geistesranke Frauen“ „kümmerliche Menschlein“, „zum Lesen gebracht“, „sprechen kann er auch nicht, dafür aber herzlich lachen“

Welche Tätigkeiten / Aktivitäten von Menschen mit geistiger Behinderung werden erwähnt?

„mit Weben, Bürstenbinden, Stühle - und Mattenflechten usw. beschäftigt“, „sich um uns versammelt“, „begrüßt“, „Sprechen kann er auch nicht, dafür aber recht herzlich lachen“, „jeden Besucher auf eine Uhr untersucht“, „macht (...) die Bewegung des Pendels nach“, „zappelt vor Vergnügen“, „strahlt“ (2x), „Mit dem Sprechen will es (...) nicht werden“, „wurde (...) gebracht“, „wurde als hoffnungsloses (...) Kind erklärt“, „kann sie schon ganz allein ordentlich essen (...) und sich an- und ausziehen“, „hoffen“, „zu einfacher häuslicher Arbeit erzogen werden kann“, „sie horchen lässt“, „ihr Wunsch erraten wird“, „plagen ihn“, „noch nicht fähig den Löffel zum Mund zu führen“, „strahlen einen so lieb (...) an“, „dass das Herz bewegt wird“, „bewegt unser Herz“, „liegt noch im Wickelkissen“, „nur selten kommt ein Lächeln“, „schauen einen böse und misstrauisch an“, kann nicht (mehr) gehen („vor eine halben Jahr konnte er noch gehen“), „fesseln ihn schwere Anfälle“, „sitzen“, spielen mit eigenartigen Dingen („Ein altes Band zum Herumdrehen und eine unbrauchbare Federschachtel sind Schätze“), „trappeln“, „spielen mit Raritäten“ (besondere Spielsachen? Anm. ER), „freuen sich (...) wenn einmal jemand kommt, ihnen übers Köpfchen streicht oder gar ihnen etwas in den Mund steckt“, „gibt (...) Handkuss“, „sitzen und stehen (...) herum“, „liest“, „machen (...) kleine Handreichungen“, „hat Hunger“, „kann herzlich lachen“, „kann sich freuen“, „leidet“, „hat (...) einen Anfall“, „in der Ecke sitzen“

16.2 Textbefragung Text B

Text B

„Aus unserem Martinstift“ , 1957

Anmerkung: Es werden nur die Textteile in die Bearbeitung aufgenommen, die sich mit Menschen mit geistiger Behinderung beschäftigen. Die persönliche Geschichte des alten Mannes, seine Wanderung durch diverse Altenheime, ect. wird hier ausgeklammert, da sie nicht Thema der Arbeit sind.

Wie werden Menschen mit geistiger Behinderung benannt?

„unseren kranken Kinder“, „unseren Kindern“, „elendsten Geschöpfchen“, „elendes Kind“, „körperlich und geistig behinderten Kindern“, „frohes Kinderleben“, „frohes Leben“, „die, (...) viel Elend, Not und Krankheit tragen müssen“

Mit welchen Eigenschaften werden Menschen mit geistiger Behinderung beschrieben / mit welchen Attributen belegt?

„frohes (Kinder)Leben“, „aber die Kinder verstanden sie“, „krank“, „elendst“, „Krankheit, Not und Elend tragen müssen“, „körperlich und geistig behindert“

Welche Tätigkeiten / Aktivitäten von Menschen mit geistiger Behinderung werden erwähnt?

„die Barmherzigkeit (...) die Kinder verstanden sie“, umringen den alten Mann, lassen sich füttern und streicheln („hatte die kleine Gesellschaft um sich und fütterte sie mit allerlei Gutem. Oft strichen seine Hände dabei über die Köpfchen“)

16.3 Textbefragung Text C

Text C

„Eine etwas sonderbare Festansprache“, 1968

Wie werden Menschen mit geistiger Behinderung benannt?

„Krüppeln, Lahmen, Behinderten, Spastikern, Zerebralgeschädigten, Epileptikern“, „elenden Gestalten“, „Debilen“, „Krüppel des Geistes oder des Körpers“, „Elend dieser Welt“, „Menschenbrüder“

Mit welchen Eigenschaften werden Menschen mit geistiger Behinderung beschrieben / mit welchen Attributen belegt?

„daß Jesus Christus, unser Herr und Heiland, heute wie damals uns (...) so (...) begegnet“, „verzerrten Gesichtern“, „unartikulierten Lauten“, „bizarren Verrenkungen“, „entstellten Menschenantlitz“

Welche Tätigkeiten / Aktivitäten von Menschen mit geistiger Behinderung werden erwähnt?

„musikalische Versuche“ (siehe Bildbeschreibung)

16.4 Textbefragung Text D

Text D

„Nur Zivildienst?“, 1978

Wie werden Menschen mit geistiger Behinderung benannt?

„Behinderten“, „männliche Behinderte“, „Mädchen“, „Burschen“, „Jugendliche“, „Erwachsene“, „einfach (...) Mensch (...) der eben ein Handicap hat“, „Menschen“, „Menschen wie andere, die von der Gesellschaft vielfach abgestempelt und in Heime einkaserniert werden, damit die Gesellschaft sich nicht mit ihnen beschäftigen muß“

Mit welchen Eigenschaften werden Menschen mit geistiger Behinderung beschrieben / mit welchen Attributen belegt?

„Grad der Behinderung“, „selbst etwas tun können“, „wirkt ziemlich normal“, „gut die Burschen sein können“, „positiv verändert“, „selbst nicht können“, „über sich ein bißchen nachdenken können“, „müssen in der Werkstätte sein“, „sich über etwas freuen können“, „schwer bewegungsgestört“, „erfassen, ob sie etwas falsch oder richtig gemacht haben“, „es geistig mitbekommen“, „es merken, wenn ein Neuer kommt“, „Flackeraugen“, „Wasserkopf, der zwar operiert ist, und wirkt ziemlich normal; aber in seinen großen Augen kommt es zum Ausdruck“, „können teilweise nicht sprechen“, „geben nur unverständliche Laute von sich“, „abgestempelt“, „einkaserniert“, „spastisch gelähmt“, „kann Augen nicht fixieren“, „an Händen und Füßen behindert, die verkrampft sind oder operiert wurden“, „nur humpeln oder hinken“, „die geistige Behinderung ist natürlich das Ärgste“, „fixiert auf eine Rolle oder Stereotypie in der sie dahinleben“

Welche Tätigkeiten / Aktivitäten von Menschen mit geistiger Behinderung werden erwähnt?

„leben“, „wecken“, „werden gewaschen, bzw. gebadet und angezogen“, „arbeiten“, „sie selbst etwas tun können“, „selbst nicht können“, „spielerischer Betätigung“, „kriegen wir das Frühstück“, „teilen es aus“, „gemeinsamen Frühstück“, „Basteln (so weit möglich)“, „viel Spaziergehen“, „alle Aktivitäten (...), die uns eben einfallen“, „über sich ein bißchen nachdenken können“, „erfassen, ob sie etwas falsch oder richtig gemacht haben“, „sitzt (...) im Rollstuhl“, „kann Augen nicht fixieren“, „Rolle oder Stereotypie, in der sie dahinleben“, „sich (...) über viele kleine Dinge wirklich freuen können“, „können teilweise nicht sprechen“, „geben nur unverständliche Laute von sich“, „operiert wurden“, „operiert ist“, „wirklich freuen können“, „positiv verändert“, „gut die Burschen sein können“, „Problem ist, zumindest für die, die es geistig mitbekommen [das Abschiednehmen, Anm. ER]“, „die es merken, wenn ein Neuer kommt“, „abgestempelt (...) und einkaserniert werden“, „Erkenntnis positiv verwerten“, „die Gesellschaft sich nicht mit ihnen beschäftigen muss“, „mich überall hingeführt und mir erklärt, wie sich die einzelnen Burschen verhalten und warum“, „operiert wurden“, „abgestempelt (...) und einkaserniert werden“

16.5 Textbefragung Text E

Text E (E1, E2, E3)

Text E1 (Mitarbeiter): „Ein Mitarbeiter im Wohnheim Friedenshort erzählt“, 1988

Wie werden Menschen mit geistiger Behinderung benannt?

Bewohner, bei uns (Schilderung des Mitarbeiters), wir (Schilderung des Mitarbeiters), „die größten Schlafmützen noch einmal wecken“, „alle“, „Unverbesserliche“ sitzen vor dem Fernseher“

Mit welchen Eigenschaften werden Menschen mit geistiger Behinderung beschrieben / mit welchen Attributen belegt?

„auf Übersiedlung vorbereitet sein“, „macht das Kochen Spaß“, „selbständig“, „Aussicht auf eigene Wohnung spornt an und tröstet über vieles hinweg“, „mehr oder weniger gut aufgelegt“, „noch immer nicht gelungen der Behaglichkeit ihres Bettes zu entfliehen“, „die größten Schlafmützen noch einmal wecken“, „Unverbesserliche“ sitzen vor dem Fernseher“

Welche Tätigkeiten / Aktionen werden erwähnt?

„Nachtbereitschaftsdienst wird abgelöst“, „Weckrunde gestartet“, „Frühstück (...) zubereitet, d.h. Kaffee kochen, Tisch decken und alle Utensilien vorbereiten“, „sitzen am Frühstückstisch“, „Behaglichkeit des Bettes entfliehen“, „genießen (...) das Frühstück“, „wecken“, „abräumen, Geschirr waschen und sich für den Arbeitsweg zurecht machen“, „zu Fuß auf den Linzerberg in die Werkstatt gehen“, „verlassen das Wohnheim“, „warten auf die Werkstatt-Busse“, „die Wartezeit nützen sie zu einem Plauscherl“, „Dienst beginnt“, „kehren von der Arbeit zurück“, „Medikamente und der Nachmittagskaffee und -tee vorbereitet“, „über Erfolge in der Arbeit reden und Probleme zu klären und zu beheben“, „Freizeitgestaltung am Nachmittag“, „halten (...) Garten in Schuß, spielen Karten oder „schauen Fernsehen““, „Fernsehprogramm selbst (...) gestalten“ „in eine Außenwohnung übersiedeln“, „Schreib- und Rechenübungen bis hin zum Kochen gibt es genug zu üben“, „Aussicht auf eigene Wohnung spornt an und tröstet über vieles hinweg“, „bekommen Abendessen (...)“,

„gemeinsam wird alles vorbereitet und fertig gemacht“, „macht das Kochen großen Spaß“, „durch das regelmäßige Üben können sie auch einige einfache Gerichte schon selbständig zubereiten“, „Abwasch“, „duschen“, „machen sich einen behaglichen Abend in der Badewanne“, „setzen sich im Gruppenraum oder in ihrem Zimmer zu einem gemütlichen Plausch zusammen“, „sitzen vor dem Fernseher“, „Dienst endet durch Ablöse durch den Nachtdienst“

Texte E2 und E3 (Bewohner) : „Zwei Bewohner erzählen“, 1988

Text E2

Wie werden Menschen mit geistiger Behinderung benannt?

„ich“, „Helmuth Barth“

Mit welchen Eigenschaften werden Menschen mit geistiger Behinderung beschrieben / mit welchen Attributen belegt?

„am liebsten arbeite ich mit der Flex und schneide Eisen aus, auch die Regale räume ich gerne auf“, „freue mich sehr darauf“ (auf den Umzug in eine eigene Wohnung, Anm. ER), „Stemmen ist mein Hobby“, „wenn ich einmal so selbständig bin, dass ich keine Hilfe mehr brauche, möchte in einer Wohnung im Ort Gallneukirchen wohnen“, „habe noch sehr viel Zeit und noch mehr zu lernen“, „zufrieden“, „freue mich schon seit langem drauf“, „gehe gern in Gallneukirchen spazieren und schaue mir die Bagger und Maschinen an“

Welche Tätigkeiten / Aktionen werden erwähnt?

„wohne“, „bin übersiedelt“, „aus der Schule gekommen“, Wechsel in andere Wohnbereiche („war in der Mühle, dann bin ich ins Neue Martinstift (...) bin ich ins Alte Martinstift (...) übersiedelt“), „arbeite in der Holzwerkstatt und der Schlosserei“, „Am liebsten arbeite ich mit der Flex und schneide Eisen aus, auch die Regale räume ich gerne auf“, „Arbeitstag“, „Ich gehe jeden Tag zu Fuß vom Wohnheim in die Arbeit auf den Linzerberg“, „zu Hause trinke ich einen Kaffee und überlege, was ich zum Abendessen kochen werde. Dann gehe ich

einkaufen“, „lerne ich kochen und besser lesen und schreiben, weil ich (...) in eine eigene kleine Wohnung neben dem Wohnheim ziehen werde“, „freue mich drauf“, „wasche meine Wäsche selbst und muß mein Zimmer alleine in Ordnung halten“, „Fließen herunterstemmen“, „gehe gern in Gallneukirchen spazieren und schaue mir auf den Baustellen die Bagger und Maschinen an“, „war mit der Gruppe in Jugoslawien am Meer“, „bin zufrieden“, „habe sehr viel Zeit und noch mehr zu lernen“, „freue mich auf (...) Einrichten und Gestalten“, „viel alleine aussuchen darf“

Text E3

Wie werden Menschen mit geistiger Behinderung benannt?

„Ich, Robert Kolarzyk“, „ich“, „zweitälteste Bewohner“, „behinderten Kinder“, „Mann in meinem Alter“

Mit welchen Eigenschaften werden Menschen mit geistiger Behinderung beschrieben / mit welchen Attributen belegt?

„fühle mich (...) einigermaßen wohl“, „Sehr gerne nehme ich an Spottfesten, Ausflügen und Urlauben teil“, „Meine Lieblingsbeschäftigung war allerdings meine Tätigkeit als Bäcker“, „Ich höre gerne Schallplatten oder lese tiefsinnige Traktate“, „eine Geburtstagsfeier oder ein Fest (...) das beste Mittel um mich wieder gut zu stimmen“, „gehört (...) eine Zigarette zum täglichen Leben dazu“, „wenn es mir wirklich schlecht geht“, „Mir selbst geht es abwechselnd gut und schlecht“

Welche Tätigkeiten / Aktivitäten von Menschen mit geistiger Behinderung werden erwähnt?

„wohne“, „lebe im Parterre“, „habe hier schon vieles erlebt“, „mitteilen“, „bewohne ein Einzelzimmer“, „nehme ich an Spottfesten, Ausflügen und Urlauben teil“, „arbeite halbtägig in der Druckerei“, „Ich lege Zeitungen zusammen und schneide Papier mit einer Maschine“, „habe (...) in der Malerei gearbeitet“, „Lieblingsbeschäftigung war (...) meine Tätigkeit als Bäcker“, „Ich habe dort Feuer gemacht, die Semmeln eingeschossen, dann aus dem Ofen herausgenommen und in die Körbe gegeben.“, „nach der Arbeit nach Hause

komme, esse ich zu Mittag, ruhe mich dann aus und gehe anschließend in den Ort um Einkäufe zu machen“, „Nachmittagskaffee“, „helfe mit, den Garten zu gestalten“, „schneiden Sträucher, legen Beete an“, „Komposthaufen (...) entwerfen (...) und bauen“, „Abendessen“, „gehe (...) zeitig ins Bett“, „gehe oft in der näheren Umgebung spazieren“, „höre gerne Schallplatten und lese tiefsinnige Traktate“, „Geburtstagsfeier oder ein Fest“

16.6 Textbefragung Text F

Text F

„Projekt „Kombüse“ – ein neuer Dienstleistungszweig der Werkstätte Gallneukirchen, 1998

Wie werden Menschen mit geistiger Behinderung benannt?

„Bügel- und Textilgruppe“, „BewohnerInnen“, „behinderte MitarbeiterInnen das Projekts „Kombüse“, „Menschen mit Behinderung“, „Kombüse“ – Team“, „Menschen mit schweren Behinderungen“, „Menschen“, „Bewohnern“, „MitarbeiterInnen“, „die Gruppe“, „Bügel- und Textilgruppe“, „behinderte MitarbeiterInnen“, „ehemalige Koch- (...) und Handarbeitsgruppe“

Mit welchen Eigenschaften werden Menschen mit geistiger Behinderung beschrieben / mit welchen Attributen belegt?

„selbständig“, „legen selber fest, was sie gerne machen wollen“, „Freiraum spüren“, „motiviert“, „zeigen, welche Potentiale in ihnen stecken“, „Selbstbewußtsein der Menschen und ihr Selbstwert steigt“, „ihre Arbeit aufgewertet, hat einen größeren Wert“, „Arbeit des „Kombüse“- Teams hochgeschätzt“, „positive Rückmeldungen“, „ganz toll“, „Spaß, den ihnen die Arbeit macht“, „selbst mitgestalten können“, „entwickeln können, wenn man ihnen den nötigen Freiraum dazu gibt“, „vor einem halben Jahr noch für Projektarbeit undenkbar“, „Kochkenntnisse aneignen können“, „Cafébesuch leisten können“

Welche Tätigkeiten / Aktivitäten von Menschen mit geistiger Behinderung werden erwähnt?

„kochen“, „serviert wird“, „Bewirtung übernehmen“, „Organisation für Geburtstagsfeiern“, „Werkstätte besucht“, „locken (...) ins „Café Linzerberg““, „ist tätig“, „wird verwöhnt“, „Kochkurs“, „Kochkenntnisse aneignen können“, „Verkauf von Kaffee und Kuchen“, „Idee ein Jausenbuffet (...) einzurichten“, „ein Jausenbuffet (...) betreut wird“, „Probetrieb gestartet (...) verlief (...) erfolgreich“, „Café Linzerberg“, „Jausenbuffet“, „Projekt „Kombüse“, „neues Arbeitsfeld im Dienstleistungsbereich“, „organisatorische Betreuung“, „unter Leitung einer Mitarbeiterin“, „bereitet Köstlichkeiten zu“, „es wird gebacken, Brotaufstriche werden angefertigt und alle Vorbereitungstätigkeiten für den Buffet- und Cafetrieb erledigt.“, „Einkäufe werden (...) erledigt und (...) getätigt“, „legen selber fest, was sie gerne machen wollen“, „mitgestalten“, „Freiraum spüren“, „mitgestalten können“, „Projektbetreuerin“, „Dekorationen der Lokalitäten werden (...) angefertigt“, „Tischwäsche gewaschen und gebügelt“, „Projektleiter“, „Platz finden“, „sich (...) entwickeln“, „arbeiten motiviert“, „zeigen, welche Potentiale in ihnen stecken“, „Selbstbewußtsein (...) Selbstwert steigt“, „Integration“, „haben (...) gekocht“, „Arbeit aufgewertet“, „haben die Möglichkeit zur Begegnung“, „positive Rückmeldungen“, „Spaß, den ihnen die Arbeit macht“, „schwärmen“, „es gibt schon Verhandlungen“, „Preise (...) gestalten“, „Gewinne (...) investiert“, „Jausenbetrieb (...) geführt“, „ist (...) tätig“, „wird (...) frequentiert“

16.7 Textbefragung Text G

Text G

„An Grenzen kommen“, 2008

Wie werden Menschen mit geistiger Behinderung benannt?

„Menschen mit Behinderungen“, „behinderten Menschen“, „die betreuten Menschen“, „Menschen mit Beeinträchtigungen“, „Menschen mit (sehr) starken Verhaltensauffälligkeiten“, „die betreute Person“, „die Betreuten“, „der/die Betreute“, „dem/der Betreuten“, „BewohnerInnen und MitarbeiterInnen aus dem Diakoniewerk“, „Menschen mit Behinderung“, „betroffenen Personen“, „behinderten Menschen mit Verhaltensauffälligkeiten“, „Menschen mit sehr starken Verhaltensauffälligkeiten“, „behinderten Menschen mit herausforderndem Verhalten“, „Menschen, die die Erfahrung der Ausgrenzung erlitten haben“

Mit welchen Eigenschaften werden Menschen mit geistiger Behinderung beschrieben / mit welchen Attributen belegt?

„gesamte Aufmerksamkeit für sich beanspruchen kann“, „so akzeptiert, wie sie sind“, „sich (...) sicher fühlt“, „starke bis sehr starke Verhaltensauffälligkeiten“, „mit herausforderndem Verhalten“, „aggressivem Verhalten“, „Aggression“, „Abweichungen von den gesellschaftlichen Vorstellungen“, „Menschen, die die Erfahrung der Ausgrenzung erlitten haben, eher die Neigung haben, verletzende Verhaltensweisen nach innen oder nach außen weiter zu transportieren“, „Energie nicht stimmt“ (kursiv schon im Quelltext, Anm. ER), „rotes Licht im Kopf“ (kursiv schon im Quelltext, Anm. ER), „können nicht vermitteln, was sie in dieser Situation brauchen“, „Einengung und Normierung der Gesellschaft ausgesetzt“, „Aggression zum Teil einzige Form der Konfliktbewältigung“, „Stimmungsumschlag oftmals innerhalb weniger Minuten“, „können nicht vermitteln, was sie in dieser Situation brauchen“, „Überforderung“, „Unterforderung“, „Kommunikationsschwierigkeiten“, „körperliche Schwierigkeiten“, „Wahrnehmungsprobleme“, „eine offene Beziehung (...), wo es keine Angst gibt und wo eine ehrliche „Ich - mag - dich“-Atmosphäre besteht“, „ermöglicht wird, sich im Kontakt mit ihnen mehr zu

öffnen, eine Beziehung aufzubauen und Verantwortungsbewusstsein für die Tiere zu entwickeln“

Welche Tätigkeiten / Aktivitäten von Menschen mit geistiger Behinderung werden erwähnt?

„Gewalt und Aggression“, „Betreuungsalltag“, „Umgang damit“, „Herausforderungen zu stellen“, „entstehen schwierige Situationen“, „Maßnahmen (...) gesetzt“, „aggressivem Verhalten“, „zu Gewalt kommt“, „Vorgeschichte (...) aufgebaut hat und (...) eskaliert“, „Situation entschärft werden kann“, „Einengung und Normierung der Gesellschaft“, „Abweichung von den gesellschaftlichen Vorstellungen“, „Belastungssituationen entstehen“, „Studien zeigen“, „Erfahrung der Ausgrenzung erlitten“, „Neigung haben, verletzende Verhaltensweisen nach außen oder nach innen zu transportieren“, „Aggression ist (...) Form der Konfliktbewältigung“, „Verhaltensauffälligkeiten zeigen“, „Ursachen sind vielfältig“, „Überforderung, Unterforderung, Kommunikationsschwierigkeiten, körperliche Schwierigkeiten, Wahrnehmungsprobleme oder Erfahrungen in der Vergangenheit“, „erklärt“, „Ursache aufspüren“, „sich einlassen muss“, „erläutert“, „gesamte Umfeld (...) der gezielten Weiterarbeit stellt“, „sich auf den Betreuten einlassen muss“, „Stimmungsumschlag (...) passiert“, „sagen“, „können nicht vermitteln“, „wird mit (...) „Unterstützer Kommunikation“ gearbeitet“, „Kommunikation geschieht“, „in die Lage versetzt werden (...) richtig zu interpretieren“, „geschieht (...) mit Hilfsmitteln“, „Verwendung von stets gleichen Symbolen“, „im Betreuungsalltag und zuhause eingesetzt“, „Stimmung (...) entschärft“, „gewaltfreies Leben ermöglichen“, „verletzende Verhaltensweisen“, „sich im Kontakt (...) immer mehr zu öffnen“, „eine Beziehung aufzubauen“, „Verantwortungsbewusstsein für die betreuten Tiere entwickeln“, „Aggression“, „sehr starke bis starke Verhaltensauffälligkeiten zeigen“, „Unterstützte Kommunikation“, „die verbalen wie nonverbale Aussagen auch richtig zu interpretieren“, „Themenwechsel“, „gezielte Beschäftigung“, „Abreaktion auf einem Trampolin“, „frische Luft tanken bei einem Spaziergang“, „Singen“, „Kuscheln“, „Massieren“, „Gefühlsexplosion (...) zulassen“, „Einzelbetreuung“, „Aufmerksamkeit beanspruchen kann“, „Betreuten (...) akzeptiert“, „Abgewöhnen unangenehmer Verhaltensweisen“ (...) nicht Ziel sein“, „Tag gestaltet“, „sicher fühlen“, „wird (...) erreicht“, „offene Beziehung (...) entsteht“, „Gestaltung einer (...) Begleitung“,

*„Kommunikationsgestaltung“, „Konfliktbewältigung“, „Pony - Wanderung“
„Betreuung von Tieren“, „sich (...) mehr zu öffnen“, „eine Beziehung aufzubauen
und Verantwortungsbewusstsein für die betreuten Tiere zu entwickeln“,
„bewerten nicht“, „geben Zuneigung zurück“, „Therapiehilfe“, „ermöglicht
Integration“, „Tiere sehen und streicheln“, „kommt zu den Menschen (...) in die
Wohnhäuser“, „Eindruck (...) zu erhalten“, „arbeitet dort eng mit den
betreuenden MitarbeiterInnen zusammen“, „Medikamentation (...)
Gratwanderung“, „Nebenwirkungen“, „genaue Beobachtung und
Dokumentation“, „ideale medikamentöse Einstellung erreichen zu können“,
„Medikamente (...) nur als zusätzliche Maßnahme“, „pädagogisch –
therapeutische Arbeit“*

17 Anhang C - Abstract / Lebenslauf

Zusammenfassung

„Die Sprache ist die Kleidung der Gedanken.“ (Samuel Johnson)

Sprache trägt quasi vorhandene oder sich entwickelnde Einstellungen und Denkweisen nach außen. Aus der Beobachtung der ihr inhärenten Veränderungen können so Wandlungen, die im Denken stattgefunden haben, mit erkannt werden. In den vergangenen Dekaden haben sich im Bereich der Heilpädagogik starke Veränderungen vollzogen, die als ein Zusammenspiel von anthropologischen, gesellschaftlichen, fachtheoretischen, institutionell - organisatorischen und emanzipatorischen Entwicklungssträngen gesehen werden können. Diese großen, „makroskopischen“ Veränderungen sollen durch die Untersuchung textlicher, „mikroskopischer“ Entwicklungen sichtbar gemacht werden. Speziell geht es hierbei um Menschen mit geistiger Behinderung im institutionellen Kontext. Texte der Zeitschrift des Evangelischen Diakoniewerks Gallneukirchen aus den Jahren 1949 - 2008, die sich mit Menschen mit geistiger Behinderung auseinandersetzen, werden analysiert und miteinander verglichen. Methodisch wurde entsprechend der qualitativ - heuristischen Textanalyse vorgegangen, die nicht von vorgefassten Forschungsfragen, sondern nur von Forschungsintentionen ausgeht. Die daraus resultierenden Schlüsselfragen sind im Verlauf der Anwendung dieses textanalytischen Verfahrens entstanden und bilden die Grundlage der Textbearbeitung:

Wie werden Menschen mit geistiger Behinderung benannt?

Mit welchen Eigenschaften werden sie in Verbindung gebracht?

Welche Tätigkeiten / Aktivitäten von Menschen mit geistiger Behinderung werden erwähnt?

Zeichen des Wandels in Sprache und Inhalt werden so mit den Veränderungen im Feld der Heilpädagogik in Verbindung gesetzt. In Textveränderungen werden demnach nicht nur Fakten der Umgestaltung und der Bewußtseinsänderung gesehen, sondern auch entsprechende Entwicklungsrichtungen herausgearbeitet. Anhand der Analyse soll ein sprachlich aufgefächerter Blick auf ein sich in Bewegung und Entwicklung befindendes Fach gerichtet werden.

Abstract

„Language is the apparel of thought“ (Samuel Johnson)

Language conveys existing attitudes and developing mindsets from under the surface to the outside. By following language based changes modifications of thoughts can be identified.

During the last decades a lot of developments have been taking place in the field of special needs education. They were determined by the interaction of different factors including anthropological, sociological, topical, institutional, organisational and emancipatory processes. Those „major“ scientific changes shall also become visible by showing the „small“ textual changes.

This thesis deals especially with mentally disabled people in institutional surroundings. Articles in the magazine of the „Evangelische Diakoniewerk Gallneukirchen“ from 1949 to 2008 are compared as far as language and inherent attitudes are concerned.

The instrument of text analysis is the qualitative - heuristic method by Gerhard Kleining in which research questions are developed during the process of researching. In this work the main questions are:

How are mentally disabled people referred to?

Which characteristics are they associated with?

Which actions and activities of mentally disabled people are mentioned?

Changes in both language and special needs education are documented and tendencies of development in text and this branch of science are shown.

Lebenslauf

Name: Elke Ravelhofer

Geburtstag: 24. Jänner 1968

Geburtsort: Linz

Schulbildung: 1974 - 1978 Volksschule, Leonding
1978 - 1986 Bundesrealgymnasium Hamerlingstraße, Linz

Qualifikationen: 1989 Abschluss der Ausbildung zur Dipl. Logopädin
am AKH der Stadt Linz

1992 Lehramt für Sonderschulen an der
Pädagogischen Akademie des Bundes in Linz

1994 Lehrgang
„schulische Förderung intensivbehinderter Kinder“ an
der Pädagogischen Akademie des Bundes in Linz

1998 Lehramt für Volksschulen an der
Pädagogischen Akademie des Bundes in Linz

1999 Abschluss des Lehrgangs
„Deutsch als Fremdsprache“ an der
Pädagogischen Akademie des Bundes in Linz

2000 Beginn des Studiums an der Universität Wien,
Diplomstudium Pädagogik,
Fächerkombination Sonder- und Heilpädagogik

2003 Qualifikation zur Ausbildungslehrerin an der
Pädagogischen Akademie des Bundes in Linz

Beruflicher

Werdegang: 1986 - 1987 Diakonische Helferin (Freiwilliges Soziales Jahr)
im Diakoniewerk Gallneukirchen

1992 - 2004 Lehrerin an der Martin Buber Landesschule
für Schwerstbehinderte in Hartheim / Oberösterreich

2004 - dato Lehrerin an der Peter Petersen Landesschule für
lern- und leistungsbehinderte Kinder in Leonding /
Oberösterreich